Meiner Frau
meinen Kindern und Grosskindern
sowie der Kirchgemeinde Trubschachen
gewidmet

Unter den Kriegsgefangenen

Erlebnisse
eines schweizerischen Feldpredigers hinter drei Fronten
in den Jahren 1916–1919

von

Theophil de Quervain

Als Manuskript gedruckt

Vorwort

Ueber das, was im Weltkrieg an den Fronten vor sich ging, wo Millionenheere in Waffen einander gegenüberstunden, ist von Ungezählten, meistens von Mitkämpfern, eingehend berichtet worden.

Es waren aber anderswo während dieses Krieges noch einmal Millionen von Soldaten. Sie aber entwaffnet. Das waren die Kriegsgefangenen hinter den Fronten, in den Gefangenenlagern.

Seit dem Beginn der Kriege unter den Menschen war das etwas noch nie Erlebtes, dass so gewaltige Bestände von Kriegern, aber auch von Nichtkämpfern, in allen Kriegsländern sich im Zustande der Kriegsgefangenschaft befanden. Ob dem, was auf den Schlachtfeldern Entscheidendes vor sich ging, trat freilich das, was mit den Kriegsgefangenen geschah, ziemlich in den Hintergrund des Interesses. Auch nach dem Kriege wurde der Oeffentlichkeit eigentlich wenig bekanntgegeben von dem, was in der Abgeschlossenheit der Gefangenlager, gleichsam im Schatten des Krieges, vor sich gegangen war. Was darüber von verschiedenen Seiten doch etwa verlautete, das widersprach sich oft in merkwürdiger Weise.

Vor einiger Zeit äusserte sich mir gegenüber eine Persönlichkeit aus Deutschland über diese Sache in folgender Weise: „Bei Bekannten von uns, welchen Kriegsgefangene als Hilfsarbeiter zugeteilt waren, habe ich öfters gesehen, wie freundlich diese französischen Gefangenen behandelt, wie gut sie gehalten wurden. Das war ja übrigens die allgemeine Regel bei uns in Deutschland. Bekanntlich war in Frankreich leider gerade das Gegenteil der Fall und haben unsere dort gefangenen Soldaten Schlimmes

durchmachen müssen.“ So lautete ein deutsches, von vielen dort geteiltes Urteil.

Wenige Wochen später kam ich mit einem französischen Oberst zusammen, einem im allgemeinen sehr vertrauenswürdigen Mann. Bei ihm hiess es: „Alles, was uns die Deutschen im Kampf, an der Front, angetan haben, könnte ich vergessen, vergeben; aber nicht das Schmähliche, welches, wie bei uns allgemein bekannt ist, unsere armen Kriegsgefangenen in Deutschland erdulden mussten. Da haben wir Franzosen es mit den deutschen Gefangenen bei uns denn doch ganz anders gehalten.“

Wo ist da die Wahrheit? Was soll später die Weltgeschichte aufzeichnen über die Art und Weise, wie mit den Millionen von Gefangenen des Weltkrieges von den Kriegsgegnern umgegangen wurde?

War es wirklich so im einen oder andern Kriegsland, dass das an sich schon schwere Geschick der Kriegsgefangenen gleichsam von Amtes wegen, aus bösem Willen, absichtlich, grundsätzlich, auf der ganzen Linie, noch möglichst erschwert worden wäre?! — Zur Beantwortung dieser Frage, welche nicht bedeutungslos ist, möchte dieses Buch (neben anderem, das darin auch zur Sprache kommt) einen kleinen Beitrag beibringen. Dass dem Verfasser über diese Sache, über das Geschick der Kriegsgefangenen, einiges aus eigener Anschauung bekannt wurde, das trug sich folgendermassen zu:

Schon anfangs des Jahres 1915 ging vom Papst einerseits, von Bundesrat Hoffmann, dem Chef unseres Auslanddienstes, andererseits die Anregung aus, es sollte auch für die religiösen Bedürfnisse der Kriegsgefangenen gesorgt werden, und es sei in die Gefangenenlager jedes grossen Kriegslandes (mit Ausnahme von Russland) je ein Geistlicher der beiden Konfessionen im Auftrag des Bundesrates auszusenden.

Eine damals an mich gekommene Anfrage, ob ich für die protestantischen deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich die Seelsorge-Aufgabe übernehmen wolle, glaubte ich im Blick auf meine Gemeinde und meine Familie ablehnen zu sollen.

Ein anderer bernischer Geistlicher übernahm die Aufgabe, konnte sie aber, ob der Ungunst der Umstände, nur kurze Zeit durchführen. — Darauf kam, im zweiten Kriegsjahr, aus dem Bundeshaus ein neuer Ruf an mich. Ungewöhnlich verständnisvolle Zu-

stimmung und Aufmunterung durch den Kirchgemeinderat meiner Gemeinde Trubschachen mehrte meine Freudigkeit, nun zuzusagen.

Zur Erfüllung dieser Aufgabe wurden dann, vom Frühsommer 1916 bis Frühling 1919, sieben, meist längere Aufenthalte in Frankreich, drei im gegnerischen Kriegsland Deutschland und einer hinter der englischen Front gemacht. Viel von meiner Zeit verbrachte ich unter den Gefangenen, in direkter Berührung mit ihnen. Aber gar bald erweiterte sich der Kreis meiner Tätigkeit und meines Erlebens. Die Aufgabe an den Gefangenen führte ganz von selbst zum Verkehr und zu Verhandlungen mit den Behörden, unter denen sie stunden, vor allem mit militärischen Behörden und Kommandostellen. Es konnte da manches erreicht werden, was den deutschen und französischen Kriegsgefangenen zugute kam. Eine merkwürdige Fügung brachte mich auch zu der höchsten regierenden Persönlichkeit jedes dieser beiden Länder und ermöglichte mir, da ein Wort für die Gefangenen einzulegen.

Aus dem Verkehr mit den Kriegsgefangenen und dem Eintreten auf viele ihrer Angelegenheiten und Nöte ergab sich dann von selber der schriftliche und mündliche Verkehr mit manchen von ihren Angehörigen in der Heimat.

Auf den vielen Reisen in beiden Kriegsländern kam ich auch in Berührung mit weitern Kreisen der Bevölkerung, gerade auch mit Leuten aus dem Volk, und ich vernahm da manche unbefangene Urteile über die Zeitereignisse, auch über den Kriegsgegner; Urteile, welche man vergeblich in den Zeitungen gesucht hätte, weil die staatliche Zensur ihnen den Weg dorthin verwehrte.

Das Wichtigste in meinen Erleben hielt ich fast alltäglich in ganz kurzen Aufzeichnungen fest.

Ein Teil dieser Aufzeichnungen, mit Ergänzungen, welche aus der Erinnerung geschöpft sind, liegt nun in diesem Buche vor. Manches wurde, dass es lesbarer und verständlicher sei, etwas abgerundet. Aber alles ist die möglichst getreue Wiedergabe von tatsächlichem Erleben, von Gehörtem, Gesehenem, Miterlebtem.

Einigen unter den Lesern wird es vielleicht vorkommen, es hätte das Berichten über die eigentliche seelsorgerliche Tätigkeit und die Frucht derselben in diesem Buche einen grössern Platz bekommen sollen.

Da darf vielleicht an das alte, christliche lateinische Wort er-

innert werden: „Sacra celerius absolvenda“ (Ueber heilige Dinge soll man sich kürzer fassen, als über gewöhnliche).

Ueber das Ausmass und den Erfolg der Arbeit auf einem Getreideacker kann man ohne Scheu und ohne Schwierigkeiten Bescheid geben und ohne weiteres mit Zahlen aufwarten. Es sind aber Schwierigkeiten, auch solche innerer Art, vorhanden, wenn man über seelsorgerliche Arbeit, die ein zartes und heiliges Ding ist, sich ausführlicher äussern soll. Das darf wohl gesagt sein: Es wurde in diesem Hauptstück meiner Aufgabe tatsächlich mehr getan, als in den nachfolgenden, zurückhaltenden Aufzeichnungen zu deutlichem Ausdruck kommt. Aber auch das sei ohne weiteres ausgesprochen: Es hätte — nach dem bei mir stets vorhandenen bedrückenden Gefühl — da doch noch viel mehr geleistet werden sollen, nicht nur Arbeit in noch grössere Weite, sondern noch ganz besonders solche in grössere Tiefe. Aber gerade dem Letztern stand nicht nur mein persönliches Ungenügen oft im Wege, sondern doch auch die Tatsache, dass meine Kriegsgefangenen-Gemeinde schliesslich etwa eine Viertelmillion Menschen in sich schloss, und das „Gemeindegebiet“ den Umfang des ganzen, grossen Landes Frankreich hatte!

Wer, wie der Verfasser, den Krieg von nahem erlebte, dem kam, neben der Not der Kriegsgefangenschaft, manches, das noch viel schwerer und schrecklicher war, zu Gesicht, oder doch zu Gehör. Das meiste davon wird aber in diesem Buche verschwiegen. Einiges wird leise angedeutet. Man wolle aber im Hinweis auf diese und jene traurigen, schwer fassbaren Kriegsvorkommnisse nicht etwa in erster Linie eine Anklage gegen irgend einen speziellen Kriegsteilnehmer sehen, sondern eine warnende Anklage gegen den Krieg an sich, gegen den Kriegsgeist, gegen die verhängnisvolle Gesinnung, welche die Menschen in das unsägliche Unheil der Kriege hineinreisst, wo dann die Gefahr unsinniger, unmenschlicher Handlungsweise jedem kriegführenden Volke droht.

Der Inhalt des zwar mit mancher Zurückhaltung geschriebenen Buches bringt es mit sich, dass es nicht vor die grosse Oeffentlichkeit tritt und nicht in den Buchhandel kommt.

Ohne immer wieder sich erneuernden Antrieb von manchen Seiten hätte der nicht schreiblustige Verfasser die Niederschrift des Buches nicht angefangen, jedenfalls nicht zu Ende geführt. Dass

es dann von der Niederschrift zur Drucklegung kam, das hängt mit einer speziellen, freundlichen Zuwendung zusammen.

Erst bei der Drucklegung wurde es mir ganz offenbar, in welch unheimlicher Weise, wider ursprüngliche Absicht, das Werk in die Breite und Länge geraten ist. Manche Empfänger werden nicht leicht Zeit und Mut aufbringen können, um in absehbarer Frist sich vom Anfang bis ans weitentfernte Ende hindurchlesen zu können.

Da soll das ziemlich ausführliche Inhaltsverzeichnis (siehe Seite 361) die Auswahl des etwa Lesenswerten erleichtern.

Lausanne, November 1937.

Theophil de Quervain.

Erste Ausreise nach Frankreich

Pontarlier, 20. Juni 1916.

Hier, an der französischen Grenzstation, ergeht über fast alle Mitreisenden durch die Grenzpolizei eine peinlich genaue Ausfragung betreffend das woher, wohin, wozu ihrer Reise Mir bleibt, um besonderer Ausweise willen, das gnädig erspart, und da habe ich Zeit und Anlass, mir selber allerlei Fragen vorzulegen. — Vor allem wieder die eine: Werde ich wohl die mir gestellte und nun nahe bevorstehende Aufgabe in einigermassen genügender Weise hinausführen können? — Es ist wirklich ein Schritt sehr ins Ungewisse hinein, welcher da unternommen wird. Das schon hinsichtlich der mehr äussern Umstände und Anforderungen der vor mir liegenden Tätigkeit.

Als ich bei der Abschiedsaudienz im Bundeshaus den Chef des Politischen Departements, Bundesrat Hoffmann, nach eventueller Wegleitung für die mir anvertraute Aufgabe frug, lautete seine Antwort: „Ich kann Ihnen eigentlich nicht viel sagen. Diese Aufgabe ist so eigenartig und ungewöhnlich. Sie müssen sich Ihren Weg wohl selber suchen. Nur das: Sie können sich die Sache wohl kaum schwer genug vorstellen. Machen Sie uns, die wir Sie zu diesen Kriegsgefangenen in ein Kriegsland aussenden, Ehre im fremden Land.“

Also weitgehende Bewegungsfreiheit, aber auch weitgehende Verantwortlichkeit! Das hat viel Anziehendes, aber auch seine ernste Seite!

Ich muss da auch an das Abschiedswort meines Bruders, des Grönlandforschers, denken: „Du gehst nun auch auf eine Art

Forschungsreise in Neuland, ins ganz Unbekannte und Ungewisse. Das ist manchmal ein nicht ganz leichtes Ding, aber es ist doch auch wieder etwas Grosses, wenn einem so etwas zufällt."

Paris, 21. Juni 1916.

Die nächtliche Fahrt und die Ankunft in der Gare de Lyon haben schon allerlei Kriegseindrücke gebracht. Ueberall, wo der Zug unterwegs anhielt, war grosser Truppenverkehr bemerkbar, besonders in Dijon.

Auf dem Bahnhof in Paris viele auf Urlaub kommende, oder an die Front zurückkehrende Soldaten. — Begrüssungs- und Abschiedsszenen bewegterer Art, als in gewöhnlichen Zeiten. — Eine junge, schwarzgekleidete Dame, welche der Krieg allem nach zur Witwe gemacht hat, seufzt laut auf, wie sie sieht, dass eine andere ihren unversehrt von der Front zurückgekommenen Mann unter Freudentränen umarmt.

Vor dem Bahnhof stationiert eine lange englische Militärautokolonne.

Der gute, ja herzliche Empfang, den ich bei unserem Gesandten, Minister Lardy, an der Rue de Marignan fand, ist ermutigend und lässt eine wertvolle Unterstützung und zuverlässige Rückendeckung, soweit das überhaupt möglich ist, von dieser offiziellen Instanz erwarten.

Auch das erste Zusammentreffen mit meinem katholischen Kollegen in der Kriegsgefangenenseelsorge, dem Benediktiner Sub-Prior, S. de Courten, vom Stift Einsiedeln, gibt mir gute Zuversicht.

Ich glaube, wir werden in gutem Einvernehmen nebeneinander tätig sein, was bei einer so delikaten Aufgabe wichtig ist. — Er ist schon einige Monate an der Arbeit, und was er mir von seinen Erfahrungen und Erlebnissen erzählt, kann mir in mancher Beziehung nützlich sein. Ich weiss nun schon ein wenig, wo etwa Hindernisse am Wege sind, über die man stolpern und zu Fall kommen könnte.

Mein Absteigequartier nehme ich, gleich ihm, im Hotel Friedland. Der Besitzer, Herr Br., ist ein Stadt-Berner, und das nicht nur nach seinem Heimatschein, sondern auch nach seiner Art. Das schafft gleich eine heimatliche, wohltuende Atmosphäre, die einem im fremden Kriegsland willkommen ist.

Paris, 22. Juni 1916.

Nach dem Mittagessen besprach unser Gesandter mit mir eine ganze Anzahl von Angelegenheiten, welche mit meiner Mission im Zusammenhang stehen. Ich merke da, dass noch nicht in jeder Beziehung für die gesamte vorgesehene Tätigkeit freie Bahn da ist. — Die Türe zu den deutschen Zivilgefangenen ist noch verschlossen. Die französische Regierung gestattet zunächst nur den Besuch der Militärgefangenen. Es wird grosser Beharrlichkeit, aber auch vieler Klugheit bedürfen, um schliesslich in der Sache der Zivilgefangenen doch noch zum Ziele zu gelangen.

Es ist merkwürdig, mit wie viel Sachkunde und Verständnis der Gesandte diese Kriegsgefangenenangelegenheiten behandelt — und doch ist das nur ein Problem neben so vielen andern, die jetzt seine Zeit und sein Interesse in Anspruch nehmen.

Die Kriegsumstände bringen ganz gewaltige Ansprüche mit sich an die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit unseres Pariser diplomatischen Vertreters und seines Personals. — Seit Kriegsbeginn sind in nur zwei Jahren rund 300 000 Briefe an die Gesandtschaft gelangt, von denen manche ganz komplizierte Fragen betreffen.

Gerade jetzt gibt das ökonomische Ultimatum, das von Deutschland plötzlich in kategorischer Form an die Schweiz gestellt wurde, Anlass zu überaus schwierigen Verhandlungen mit Frankreich — und einige Zeitungen der welschen Schweiz fördern durch ihre etwas einseitige Stellungnahme diese Verhandlungen nicht gerade sehr.

Paris, 23. Juni 1916.

In der Morgenfrühe hat mir ein Gang durch die gewaltigen Markthallen von Paris gezeigt, dass die Stadt noch nicht von Nahrungsmangel bedroht ist. Die Preise haben zwar, wie bei uns in der Schweiz, schon etwas Kriegscharakter, aber alles zum Leben Nötige ist noch reichlich vorhanden.

Wie viel anders traf ich es doch vor einigen Monaten in Berlin!

Am Nachmittag fand durch unsern Gesandten meine Einführung im Ministerium des Auswärtigen und im Kriegsministerium statt, und nach dieser Berührung mit den amtlichen Instanzen, von denen die Ausführung meiner Mission abhängig ist, ist es mir

klar, dass schon einiges wird angewendet werden müssen, um ohne Anstoss durchzukommen und nicht durch irgendwelche Missgriffe die Durchführung der anvertrauten Aufgabe zu gefährden.

Zugleich kann ich mir nun einigermassen einen Begriff machen vom Umfang dieser Aufgabe. Die Militärgefangenen sind in nahezu 100 Hauptlagern untergebracht, welche sich von der Normandie bis zur Insel Korsika im mittelländischen Meere erstrecken. Dazu kommen noch recht grosse Bestände von verwundeten und kranken Kriegsgefangenen in Lazaretten.

Aus militärischen Gründen werden keine genauen Angaben über die Gesamtzahl der Gefangenen gemacht. Wenn man einen Bestand von rund 300 000 annimmt, so hat man jedenfalls gar nicht zu hoch gerechnet.

Etwa $^2/_3$ von dieser Zahl können der protestantischen Konfession zugerechnet werden. Das ergibt für mich eine grosse Gemeinde, die zudem so weit verstreut ist!

Der Tag wurde beschlossen mit einem privaten Besuch.

Dass die französische Regierung den seelsorgerlichen Dienst an den deutschen militärischen Kriegsgefangenen zulässt, findet nicht die Zustimmung jedes Franzosen.

Das habe ich eben gemerkt bei einem Besuch einer Persönlichkeit, welche einerseits in Kreisen der Technik, um grosser beruflicher Tüchtigkeit willen, andererseits unter den französischen Protestanten wegen ihres Verständnisses für religiöse und kirchliche Dinge, hohes Ansehen geniesst. — Ich hatte Grüsse aus schweizerischer Verwandtschaft zu überbringen, wo man annahm, dieser von vielen mit Grund so geschätzte Mann würde mit mancherlei gutem Rat die Ausführung meiner nicht leichten Aufgabe fördern können und auch wollen.

Ich selber stellte meine Erwartungen nicht ganz so hoch, und es war besser so. — Denn es wurde mir gleich grosse Verwunderung, ja Bedauern darüber ausgesprochen, dass von der Schweiz aus (der Heimat seiner Vorfahren) denen, die zu so ungerechtem Kriege in Frankreich eingebrochen seien, solche seelsorgerliche Fürsorge zuteil werden solle. Das sei des Guten doch zu viel! Recht und Gerechtigkeit seien doch ganz offenkundig auf Seiten Frankreichs und seiner Verbündeten. Dieser Seite werde dann auch durch höhere Fügung der Sieg zufallen. — Er ist davon so fest überzeugt, dass er von der kommen-

den Einrichtung einer französischen protestantischen theologischen Fakultät in Strassburg, als von etwas schon ganz Feststehendem redet, obwohl ja diese Stadt zur Zeit noch zu Deutschland gehört und ziemlich fest in deutschen Soldatenhänden ist. — Dem so zuversichtlichen, entschiedenen Bekenntnis zu Frankreich bei diesem Herrn, der als Artillerie-Oberstleutnant der Reserve (dem Munitionsministerium zugeteilt) im Heere steht, dem kann ich schon nachkommen, jedoch weniger verständlich erschien mir zunächst seine entschiedene Ablehnung jeglichen Dienstes der Barmherzigkeit gegenüber den nicht mehr kämpfenden, gefangenen Landesfeinden. Aber da musste ich dann folgende Erwägung machen: Angenommen, die Deutschen hätten nicht nur nach Frankreich, sondern auch zu uns in die Schweiz die Not und Verwüstung des Krieges gebracht und es wären dabei eine Anzahl von ihnen bei uns in Kriegsgefangenschaft geraten, würden da nicht manche Schweizer nur mit Missbilligung, jedenfalls ohne irgendwelche Ermutigung, dem zusehen, was etwa von auswärts (sagen wir, von Holland) zur Erleichterung des Loses dieser bei uns Gefangenen getan würde. — Solche Ueberlegung kann vor zu raschem Urteil gegenüber diesem nicht gerade gefangenenfreundlichen Franzosen bewahren. Dann ist noch zu bedenken, dass einer seiner vielversprechenden Söhne auf dem Schlachtfeld sich verblutet hat, ein Sohn, der noch im Leben drin stünde, ohne den von Deutschland her gekommenen Krieg.

Paris, 27. Juni 1916.

Ein neuer Versuch, vom Ministerium des Innern, dem die deutschen Zivilgefangenen unterstellt sind, die Erlaubnis zur Fürsorge auch für diese Art von Gefangenen zu erlangen, ist nicht geglückt. Es ist wohl möglich, dass der Widerstand vom Minister des Innern selber herrührt, der als Vertreter einer scharf antikirchlichen Politik bekannt ist und dem schon aus solchem Grunde die Zulassung von Geistlichen zu diesen Gefangenen als unnötig und unerwünscht vorkommen mag.

P. de Courten und ich werden uns aber mit diesem abschlägigen Bescheid jedoch nicht zufrieden geben können. Gerade diese besondere Kategorie von Gefangenen ist zu sehr des Interesses bedürftig. Es sind viele unter ihnen, welche seit Jahren, oder gar seit Jahrzehnten in Frankreich ansässig sind und denen dieses

Land fast zur zweiten Heimat geworden ist. — In diesem Land nun als Feind behandelt zu werden, muss ihnen als etwas Sinnloses und schwer Erträgliches vorkommen.

N. B. Noch während der Dauer meiner Tätigkeit in Frankreich erlebte ich es, dass der einstige Innenminister M., auf dessen Machtwort die Türen zu den Zivilgefangenen uns längere Zeit verschlossen geblieben waren, nun selbst Gefangener war und auf der Anklagebank sass, unter der Anschuldigung des Landesverrats. — Das allerdings zu Unrecht.

Es zeigt aber, wie in der Kriegszeit der Weg vom Minister-Palast zum Gefängnis manchmal ein unheimlich kurzer war.

Erste Berührung mit den Kriegsgefangenen

Paris, 28. Juni 1916.

Nun hat die Arbeit unter den Militärgefangenen ihren Anfang nehmen können. — Das bei den Verwundeten, die im grossen Militärspital Val de Grâce untergebracht sind.

Es war ein verwundertes, erfreutes Aufleuchten auf manchen Gesichtern wahrzunehmen, als da unerwartet einer in der Sprache der Heimat sie anredete. Nach Begrüssung der Einzelnen habe ich dann im grossen Lazarettsaal eine Art von Gottesdienst abgehalten, dem freilich äusseres Dekorum und feierliche Aufmachung ziemlich fehlten. Dies schon dadurch, dass während meiner Ansprache die Austeilung der Nachmittagsverpflegung stattfand. Aber diese, gleichzeitig mit der geistlichen Nahrung, dargereichte Leibesverpflegung gab mir willkommenen Anlass, festzustellen, dass die Beköstigung der Gefangenen eine quantitativ und qualitativ gute ist.

Das anerkennen diese auch selber, rühmen auch die sorgfältige Behandlung durch einen tüchtigen französischen Chirurgen. Sie haben den Eindruck, dass in dieser Beziehung alles nötige und mögliche für sie getan wird. — Für einen der Verwundeten ist, wie ich wahrnehmen konnte, ein ziemlich komplizierter, jedenfalls nicht billiger orthopädischer Apparat beschafft worden, der die Heilung befördern soll.

Ich hörte Klage nur über eine Sache: dass gelegentlich der eine oder andere französische Sanitätssoldat Unfreundlichkeit spüren

lasse. — Das weibliche Pflegepersonal sei aber rücksichtsvoll und tue seinen Dienst mit Zartheit und Hingebung.

Beim Verlassen des Spitals wird mir mitgeteilt, dass der Chefarzt, Sanitätsoberstleutnant D., mich zu sprechen wünsche. Er legt mir ein von der deutschen Regierung der ganzen Welt übermitteltes Radiotelegramm vor. Dasselbe enthält die Aussage einer nordamerikanischen Krankenpflegerin: Die deutschen Verwundeten im Militärspital Val de Grâce würden von den Franzosen punkto Verpflegung und ärztliche Besorgung unverantwortlich vernachlässigt. Die Amerikanerin will das selber wahrgenommen haben, als sie in den ersten Kriegswochen in dieser Abteilung aushilfsweise tätig war.

Der Chefarzt möchte nun meine Meinung betreffend diese Beschuldigung haben.

Ueber die Zustände, welche bei Kriegsbeginn, vor fast zwei Jahren, beim übergrossen Andrang von Verwundeten, hier vorhanden gewesen sein mögen, konnte ich natürlich kein Urteil abgeben. Aber ich äusserte mich über das, was ich jetzt eben selbst gesehen und von den deutschen Verwundeten gehört hatte — und das konnte ja wirklich hauptsächlich gutes sein. „Wollen Sie das, was sie da sagten, auch schriftlich niederlegen, deutsch und französisch?“ frug der Chefarzt. Dieser Bericht soll dann als Antwort an Deutschland ebenfalls funkentelegraphisch verbreitet werden.

Das ist nun schon eine etwas heikle Sache, und es ist wahrscheinlich, dass ich es mit dieser schriftlichen Erklärung, die wohl überlegt sein muss, schliesslich niemandem ganz recht machen kann.

Aber ich konnte nicht gut einfach nein sagen.

Der Heimweg führte mich an der Kathedrale Notre Dame vorbei, wo gerade eine Gedächtnisfeier stattfand für den bekannten bei Verdun mit der Mehrzahl seines Chasseur-Regiments gefallenen Obersten Driant.

Da konnte ich einen Begriff bekommen, wie Frankreich seine Toten ehrt. — In der rednerisch sehr bedeutenden Gedächtnisansprache des katholischen Feldpredigers mit dem Grundgedanken „L'âme française“ war der patriotische Einschlag sehr gross und der religiöse schien mir eher etwas in den Hintergrund gerückt zu sein. — Vielleicht fast zu sehr.

Doch, die Kritik ist da leicht. Und schwer ist es, selber in solcher Lage und für solche Aufgabe immer die einigermassen untadelige Lösung zu finden.

Paris, 29. Juni 1916.

Der Bericht, den ich dem Chefarzt überbrachte, hat die Note: „C'est très neutre" erhalten. Das wollte wohl auf deutsch bedeuten, das Lob hätte noch etwas reichlicher aufgetragen sein können.

Doch hatte ich wirklich mit der Anerkennung nicht gespart und viel gutes gesagt. — Noch mehr dessen hätte nach meinem Gefühl der Sache nur schaden können; wenn gar viele Superlative verwendet worden wären, hätten die Neutralen und erst recht die Deutschen hinter dieses Zeugnis über die Behandlung der verwundeten Gegner leicht ein Fragezeichen setzen können.

Wenn es allem nach nicht ganz so leicht ist, es den „Grossen" immer ganz nach Wunsch zu machen, so gibt es doch zum Glück, wie ich immer wieder auch hier erlebe, manche Gelegenheit, den „kleinen Leuten", auch unter den Franzosen, manches zu lieb zu tun und diesen und jenen Dienst zu erweisen. Von verschiedenen Pflegern und Pflegerinnen um meine Mithilfe gebeten bei den Nachforschungen nach kriegsvermissten Angehörigen, habe ich mich bereits dieser Anliegen etwas annehmen können.

Paris, 30. Juni 1916.

Das war heute beim Gesandten eine interessante Tischgesellschaft: eine Art Auslese unserer Führer auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet, die zu Unterhandlungen mit der französischen Regierung gekommen sind: die Nationalräte Ador, Chuard, Alfred Frey, der „Bauernkönig" Laur und noch einige andere.

Das Tischgespräch drehte sich meist um etwas harmlosere Dinge, als um die laufenden diplomatischen Verhandlungen, aber aus einigen gefallenen Bemerkungen und spätern weitern Mitteilungen des Gesandten geht hervor, dass unsere Unterhändler einen schweren Stand haben und dass, wenn vorher die Grossmacht Deutschland uns seine Grösse und unsere Kleinheit spüren liess, die Gegenpartei (die Alliierten) jetzt so ziemlich exakt das gleiche tun. Beide Parteien glauben, im Interesse ihrer Kriegsführung nicht anders zu können.

Romorantin b. Orléans, 1. Juli 1916.

Nun hat der Monatsanfang die Möglichkeit der Ausreise in die Militärgefangenen-Lager gebracht.

Mit P. de Courten, meinem katholischen Missionskollegen, ist die Verständigung getroffen worden, dass ich jetzt die Lager im Centre de France und dann in der Bretagne besuche, während er in andern Landesteilen seines Amtes waltet. Das war eine schöne Fahrt durch das Gelände, das man den „Garten Frankreichs" oder auch die „Kornkammer Frankreichs" nennt. Ein grosses Getreidefeld nach dem andern — und, was zwar den Landwirt nicht gerade freuen mag, was aber schön anzuschauen ist: alle stark mit Kornblumen und Mohn durchsetzt. So stark, dass man, wenn der Wind über die Felder wehte, den Eindruck einer blauroten, wogenden Flut bekam.

Die Reisegesellschaft bis Orléans bestand aus einem ältern Ehepaar, das etwas feines, gediegenes an sich hatte, und das bald ein Gespräch anfing. Dasselbe hatte mit beiden einen freundschaftlichen Charakter, bis zu dem Augenblick, da ich mich als Schweizer zu erkennen gab. — Da erklärte der Herr temperamentvoll: „Vous êtes beaux en Suisse avec votre Colonel de Sprecher (ausgesprochen: Sprékère); on ne nous verra plus jamais faire un séjour en Suisse allemande. Nous boycotterons à l'avenir complètement cette partie de la Suisse, qui est tout à fait pour les Boches."

Dieser Ausfall galt der sog. Obersten-Affaire, bei der, in seiner ritterlichen Art, Oberst v. Sprecher, ohne die Missgriffe seiner Untergebenen zu billigen, sich für dieselben doch ziemlich weitgehend eingesetzt hatte. — Ich sagte zunächst nicht gerade viel, um dem Herrn etwas Zeit zur Beruhigung zu geben. Da griff die Dame ein und, in feiner Weise, ohne ihrem Mann direkt Unrecht zu geben, suchte sie das Gespräch nach einer andern Richtung zu wenden.

Beim Abschied in Orléans drückte sie mir herzlich die Hand mit den Worten: „Vous remplissez une belle tâche ici en France." — „Es ist eine schöne Aufgabe, für die Sie nach Frankreich gekommen sind." Im Gefangenenlager von Orléans klingt beim französischen Kommandanten der versöhnliche Ton, welchen diese Dame angeschlagen hatte, weiter:

Er erzählt, wie der Krieg ihm den Verlust seines Sohnes ge-

bracht habe, der an seiner Seite in der Schlacht gefallen sei; aber dafür mache er die ihm unterstellten deutschen Kriegsgefangenen nicht verantwortlich; er bemühe sich, sie menschlich zu behandeln und erschwere ihnen ihr Los nicht unnötig.

Ganz anders tönte es nun aber hier, beim Platzkommandanten des Orléans benachbarten Waffenplatzes Romorantin, bei dem ich mich wegen Besuch des hiesigen Gefangenenlagers noch angemeldet habe. — Bei ihm hiess es: „Nous ne pardonnerons jamais aux Boches le mal, qu'ils nous ont fait.“ „Wir werden den Deutschen nie all das Unheil, das sie bei uns angerichtet haben, verzeihen können.“

Eine ungewöhnliche Kanzel

Orléans 2. Juli 1916.

Nach den Gottesdiensten, welche ich heute in den Gefangenenlagern von Romorantin und Orléans gehalten habe, beschäftigt mich stark die Frage: Habe ich wohl das richtige Wort in meinen Ansprachen gefunden und etwas von dem bieten können, was diesen Leuten nötig war? Habe ich mich schon genügend in die Bedürfnisse und Nöte dieser besondern Art von Menschen hineinversetzen können?

Hier in Orléans hatte ich noch mehr, als in Romorantin, das Gefühl, in einem gewissen seelischen Kontakt mit den Zuhörern zu sein, die recht aufmerksam zuzuhören schienen. Die äussern Umstände dieses letzten Gottesdienstes waren zwar sehr primitive. Gottesdienstraum war eine grosse Werkzeugbarake, natürlich ohne Bänke, und als Kanzel diente eine Stossbähre, auf die ich mich stellte. — Auf Wunsch der Gefangenen wurden die Lieder „Harre, meine Seele“ und „Ein' feste Burg ist unser Gott“ gesungen. Da nach deutschem, jedenfalls soldatischem, Brauch, einstimmig gesungen wurde, sangen (im Gegensatz zu unsern Verhältnissen) so ziemlich alle mit, und es klang recht kräftig. Es schien eben bei manchen auch ein innerliches Mitsingen und Mitklingen da zu sein. — Nach dem Gottesdienst traten manche zu mir zu kräftigem Händedruck und einem kurzen Dankeswort.

Bei den nachfolgenden Besprechungen mit den Einzelnen kamen — es ist das wohl zu begreifen — auch noch andere Anliegen, als die speziell religiösen, zum Ausdruck.

Dem Leibe wäre von Zeit zu Zeit Ersatz der Gewandung nötig. Aber dazu gelangt der Kriegsgefangene nicht so leicht. Schon deshalb, weil er ja ohne Verdienst oder Sold ist. Kann man ihm von zu Hause etwas schicken, so geht es oft lange, bis die Sendung da ist. Uebrigens nicht jeder hat Angehörige, die ihn mit dem Nötigen versorgen können. Und wenn auch in dieser Beziehung schliesslich das Notwendigste da ist, so sollten die genügenden Möglichkeiten geboten sein, Oberkleider und Unterkleider — und auch den eigenen Leib immer wieder sauber zu erhalten. In beiden Lagern scheint es aber mit den Wascheinrichtungen noch etwas knapp bestellt zu sein.

Auch von den mehr geistigen Bedürfnissen war die Rede. Es ist für den gefangenen Soldaten Arbeits-Nötigung da. Es gibt aber auch arbeitsfreie Stunden. Für dieselben sollten aber noch mehr Unterhaltungsmittel da sein: Spiele, Bücher, Musik-Instrumente, auch Räume, in denen man in der freien Zeit sich aufhalten, sich unterhalten, schreiben, lesen, dies und das für die Weiterbildung tun kann.

Die Verpflegung ist auch zur Sprache gekommen. Im Lager Romorantin beklagte sich einer in aufgeregtem Ton und mit stärkstem Nachruck über das „miserable Essen“. Da nahm mich der deutsche Lagerführer, ein Feldwebel, bei Seite und korrigierte: „Manche Beschwerde, die Sie hörten, ist leider zutreffend, aber die Reklamation wegen des Essens, die stimmt nicht. — Darüber haben wir wirklich nicht zu klagen. Der Mann, welcher das doch tat, ist ein ewig Unzufriedener, der schon vor der Gefangenschaft, im Dienst, immer über etwas zu schimpfen hatte.“

Es gilt also wohl auch betreffend die Behandlung und die Zustände in Kriegsgefangenenlagern die alte Regel: „Eines Mannes Rede ist noch keine Rede; man muss sie hören alle Beede.“

Auf der nächtlichen Fahrt nach Paris kreuzte unser Zug einige lange, starkbesetzte Verwundetenzüge, die von der Front herkamen.

Das vor einigen Tagen begonnene Ringen an der Somme scheint viele Opfer mit sich zu bringen.

Paris, 3. Juli 1916.

Die Zeitungen berichten von ausgesprochenen Erfolgen der englisch-französischen Offensive an der Somme. Aber es ist auffallend, wie wenig von Hurrah-Stimmung darob in der Bevölkerung bemerkbar ist. Jetzt zeigt, so weit ich das beobachten kann, das französische Volk merkwürdig viel Haltung; sowohl, wenn das Kriegserfolgs-Barometer steigt, als wenn es fällt, sowohl am guten Tage, wie auch am bösen. — Das ist deutlich anders, als es während des Krieges 1870/71 in Paris gewesen sein muss

Paris, 5. Juli 1916.

Im Lazarett Val de Grâce habe ich eine ziemliche Vermehrung des Bestandes der deutschen Verwundeten vorgefunden. Es sind meistens Bayern, die an der Somme mitgekämpft haben. — Der gute Eindruck, welchen ich bei den ersten Besuchen von der Verpflegung und ärztlichen Behandlung der Kriegsgefangenen in diesem Militärspital bekommen habe, wird bekräftigt.

Paris, 6. Juli 1916.

Auf dem Wege zum Kriegsministerium, der mich am Dome des Invalides vorbeiführte, bin ich gerade dazu gekommen, wie in der Vorhalle des Domes eine feierliche Uebergabe von Kriegsauszeichnungen an französische Verwundete und an Angehörige von Gefallenen stattfand. Unter diesen Letztern war auch eine junge, schwarzgekleidete Frau mit einem etwa 10jährigen Knaben. Als sie vortraten, richtete der General, welcher der Feierlichkeit vorstand, einige ermutigende, teilnehmende, verständnisvolle Worte noch speziell an den Knaben und legte dann in seine Hand das vom gefallenen Vater auf dem Schlachtfeld verdiente Ehrenkreuz.

Die Unterredung, welche ich heute im Ministerium des Auswärtigen mit dem Abteilungschef, Herrn H., hatte, betreffend Zulassung zu den Zivilgefangenen, hat diese Angelegenheit vielleicht noch nicht sehr gefördert, aber die Aussprache war nach einer andern Seite wichtig. — Dieser Herr sprach mit grosser Offenheit in allgemeiner Weise von all den Klippen, von denen eine so eigenartige, delikate Mission, wie die unserige, umgeben und bedroht sei; im Speziellen äusserte er sich über die Umstände, unter denen der frühere Versuch einer solchen Kriegs-

gefangenenseelsorge rasch gescheitert sei. — Gerade auch aus dieser Eröffnung war wichtige Orientierung zu nehmen, wo und wie in besonderer Weise Fallgruben am Wege zu erwarten und zu vermeiden seien.

Dann kam das Gespräch auch noch auf Gegenstände von etwas weniger heikler Natur.

Herr H. berichtete von Reklamationen deutscher Zivilgefangener betreffend ungenügende Wascheinrichtungen in ihrem Lager. Es seien dann an den Préfet des betreffenden Departements Weisungen abgegangen, sich der Sache anzunehmen und für Abhilfe zu sorgen. Seine Rückantwort an das Ministerium habe gelautet, er halte die fraglichen Einrichtungen in jenem Lager für durchaus genügend. Diese Leute brauchten sich nicht öfters zu waschen und nicht öfters ein Bad zu nehmen, als er selber das tue. Das sei bezeichnend, meint Herr H., für die im allgemeinen vorhandene französische Wasserscheu, die er selber aber nicht teile. In diesem Stück, punkto Bedürfnis nach leiblicher Sauberkeit, halte er selber es mit den Deutschen, freilich auch nur in diesem einzigen Stück.

Auf der Esplanade des Invalides sah ich auf dem Heimweg mehrere Kolonnen englischer Militär-Sanitätsautos aufgestellt, die zur französischen Armee von Verdun abgehen, aber vorher noch vom Präsidenten der Republik besichtigt werden sollten. — Die Wartezeit auf diesen hohen Besuch wurde vom Abteilungskommandanten damit ausgefüllt, dass er in freundlicher Weise den schweizerischen Feldprediger zur Besichtigung einlud, worauf dann ein anwesender Pressephotograph unter falscher Voraussetzung gleich seinen Apparat in Funktion setzte. — Wie mag es da wohl bei uns stehen? Ist wohl unsere Militärsanität eingerichtet und ausgerüstet für den motorisierten Transport so grosser Verwundetenbestände, wie sie dieser Krieg meist mit sich bringt?

Es mag auch nach dieser Seite eine gnädige Fügung sein, dass es bei uns noch nicht zum Ernstfall gekommen ist.

Tapfere französische Frauen

Paris, 9. Juli 1916.

Das war heute ein ausgefüllter Sonntag, so sehr, dass alle hauptsächlichsten Mahlzeiten verpasst wurden und die Verpflegung

sich auf eine Tasse Kaffee mittags und einen Teller Suppe am Abend beschränkte. Ein solcher Fastentag zur Seltenheit ist übrigens sehr gut auszuhalten. Es gibt ja jetzt viele an den Fronten und hinter der Front, die sind in dem Stück viel übler dran.

Den Vormittag verbrachte ich im Gefangenenlager von Etampes, wo zugleich ein grosses Fliegerzentrum ist. — Das mag ein nicht zufälliges Zusammentreffen sein. Die Deutschen Gefangenen sollen wohl eine Art Abwehrvorrichtung sein gegen deutsche Fliegerangriffe auf die wichtigen französischen Militäreinrichtungen in der Nähe.

Bei dem im Freien abgehaltenen Gottesdienst fiel mir wieder die Mächtigkeit und Kräftigkeit des einstimmigen Gesanges auf, an dem fast jedermann sich irgendwie beteiligte.

Das war wieder einmal Männergesang (wenn ja auch vielleicht nicht gerade Kunstgesang), Männergesang, den man bei uns eigentlich nur an seltenen Gesangfesten (dann allerdings ja vierstimmig) hört, aber so „zgrechtem“ sonst nicht, weder in Kirchen, noch bei Volksfesten, noch bei Feldgottesdiensten, noch auf dem Marsche.

Gesungen wurde unter anderem wieder — nach dem Wunsch der Gefangenen-Gemeinde —: „Harre meine Seele“.

N. B. Diese Kriegsgefangenen-Gemeinden, die ein besonderes und nicht unbegreifliches Verlangen nach diesem Liede hatten, konnten damals noch nicht wissen, dass in kommender Zeit Kirchengesangsfachleute diesem Liede seine Existenzberechtigung in einem Kirchengesangbuch für das jetzige und das kommende Kirchenvolk gänzlich absprechen würden. —

Der Bibliothekar der Lagerbibliothek sprach davon, dass Bücher religiösen, oder intellektuellen Inhalts ziemlich selten verlangt würden. — Das mag zum Teil an der innern Einstellung und an der seelischen Verfassung vieler Gefangener liegen, aber auch an äussern Umständen.

Im ganzen Lager habe ich kein Plätzlein gesehen, wo es in einer stillen Sonntagsstunde, oder einer arbeitsfreien Werktagsstunde möglich wäre, sich einigermassen ungestört und ruhig in ein Buch zu vertiefen, das eine gewisse Konzentration und Sammlung verlangt.

Im Krankenquartier habe ich ziemlich lange am Bett eines

Mannes geweilt, bei welchem mir die Bedrücktheit der Seele noch grösser zu sein schien, als die Krankheit des Leibes.

Die letzte Kriegsgefangenenpost hatte ihm aus der Heimat die Nachricht gebracht, seine Frau habe plötzlich, ganz schwer erkrankt, zu einer lebensgefährlichen Operation von den Kindern weg ins Krankenhaus gebracht werden müssen. Der Brief mit dieser Nachricht war einen ganzen Monat unterwegs gewesen.

Was kann in dieser Zeit alles geschehen sein! Lebt seine Frau überhaupt noch? Wenn sie gestorben ist, was ist dann aus den Kindern geworden? Mit dieser Frage quält er sich in jeder Stunde des Tages und in mancher schlaflosen Nachtstunde. — Und all das ist natürlich nicht förderlich für die Herstellung von seiner ziemlich schweren körperlichen Erkrankung.

Eine besondere Seite der Kriegsgefangenschaftsnot ist mir da nachdrücklich entgegengetreten.

Anfänglich mag der Kriegsgefangene, vor allem der gewöhnliche Soldat, seine Gefangennahme eher als eine Verbesserung seines Geschickes ansehen: Er ist der Hölle des Kriegsschauplatzes, wo der Tod täglich oder gar stündlich ihm drohte, entronnen; er hat sein Leben wieder in seinen Händen; er darf auf spätere wohlbehaltene Rückkehr zu den Seinen hoffen. Aber nach und nach tritt dieses Gefühl des Geborgenseins in den Hintergrund. Der Gefangene merkt immer mehr, was die Gefangenschaft negativ, nach der unguten Seite, bedeutet: Trennung, Scheidung von drei so wichtigen Lebenskreisen: Von Familie, Beruf und Heimat. Der Frontsoldat kann doch noch hie und da auf Urlaub nach Hause gehen, und so den Zusammenhang mit Familie und Heimat einigermassen aufrecht erhalten. Dem Kriegsgefangenen hingegen ist jeder persönliche Verkehr unmöglich geworden, was besonders für den Verheirateten, den Familienvater, eine schwere Sache ist. Er erfährt oft von allerlei Schwierigkeiten, die zu Hause entstehen, von drohendem Zusammenbruch der Familie, muss aber das alles geschehen lassen, ohne aus der Ferne irgendwie dem Unheil wehren zu können. — Je länger die Gefangenschaft dauert, desto schmerzlicher wird dieses Herausgerissensein aus allen normalen Lebensverhältnissen empfunden.

Etwas noch besonders Bedrückendes bei der Kriegsgefangenschaft ist ihre Unbegrenztheit. — Fast jeder Gefangene anderer Art kennt die Zahl der Jahre, oder Monate seiner Haft; er kann

(wenn er nicht ein Lebenslänglicher ist) sich den letzten Tag des Eingeschlossenseins genau errechnen. — Solche trostbringende Möglichkeit, das Gefangenschaftsende genau ausrechnen zu können, ist aber nun gerade für die Kriegsgefangenen, so wie die Dinge jetzt noch stehen, leider nicht vorhanden. — Vielleicht ist seine Gefangenschaft nach einem Jahr, vielleicht aber auch erst nach zehn Jahren zu Ende!

Der Nachmittag dieses Sonntags wurde zum Besuch von Gefangenen-Arbeitskommandos verwendet, von Gefangenengruppen, die bei Privaten in landwirtschaftlichen oder industriellen Betrieben beschäftigt und auf längere Dauer dort untergebracht sind.

Diese Leute scheinen mir fast in jeder Beziehung besser daran zu sein und seelisch und gesundheitlich leichter durchzukommen, als diejenigen, welche hinter Stacheldrahtzäunen in eigentlichen Lagern in grössern Beständen gefangen gehalten werden. Das Leben auf den Arbeitskommandos, gerade auf den Bauernhöfen, bringt doch viel mehr Bewegungsfreiheit und Abwechslung mit sich und ist einer normalen Tätigkeit und Existenz viel mehr angenähert, als das Leben im grossen Gefangenenlager.

Dieser Gang durch das schöne Gelände um Etampes, das noch zur Kornkammer Frankreichs gehört, hat mich auch mit Vertretern der französischen Bevölkerung in Berührung gebracht; das in erfreulicher und auch weniger erfreulicher Weise.

Da war die Schlossbesitzerin von Gravelles, wo sich eine Gefangenengruppe befindet, die bei der Bearbeitung des grossen Gutes aushilft. Nach dem Tode ihres Mannes hat sie, anstatt untätig ihrem Schmerz zu leben, ihren schönen Landsitz in ein Hilfslazarett umgewandelt und den französischen leichter Verwundeten und Rekonvaleszenten, die da sind, nicht nur ihre Räume, sondern auch den grössten Teil ihrer Zeit und ihrer Arbeitskraft zur Verfügung gestellt. — Nachdem ich einige Zeit den deutschen da stationierten Gefangenen gewidmet, die gut untergebracht und verpflegt sind, brachte mich die Dame in ihrem Auto zur Ferme Villeneuve, wo eine andere tapfere Französin zu Hause ist, eine noch junge Bauernfrau, welche, seitdem ihr Mann im August 1914 von heute auf morgen alles im Stich lassen musste, um einzurücken, die Bewirtschaftung des grossen Heimwesens von zirka 400 Jucharten leitet. Sie unterzieht sich ihrer Aufgabe mit

einem auffallend getrosten Sinn, ohne viel jammervolle Worte über die nicht leichten Verhältnisse.

Einige schlichte Worte liessen darauf schliessen, dass ein starkes, reelles Gottvertrauen viel dazu beiträgt, dass sie so im Gleichgewicht bleiben kann, trotzdem in ihren äussern Lebensumständen so vieles ganz aus der gewohnten Ordnung gekommen ist. — Ihr Mann wird ihr noch während langer Zeit nicht beistehen und zum rechten sehen können, da er in Gefangenschaft geraten ist. Das Anliegen der Schlossherrin, die in ganz natürlicher, herzlicher Weise mit der Bauernfrau verkehrt und für ihre schwierige Lage viel Verständnis zeigt, ist das, dass ich doch das Mögliche für diese Familie tun möchte, vielleicht durch Erwirkung einer vorzeitigen Freilassung dieses Hausvaters. Das ist nun allerdings noch nie bewilligt worden. — Aber vielleicht könnte auf Grund eines gegenseitigen Abkommens unter den Kriegführenden für alle seit bald zwei Jahren gefangenen Familienväter die Heimkehr schliesslich ermöglicht werden.

Auf das ist ernstlich und beharrlich hinzuarbeiten. —

Vor meinem Weggehen gönnte ich mir einen Blick in die Ställe. Da waren wohl viele Schafe, zehn Pferde von kräftigem Percheron-Schlage; aber keine einzige Kuh war zu sehen. Die Bäuerin erklärte, sie habe schliesslich die Kuhställe leeren müssen, weil kein zuverlässiger, kundiger Melker mehr zu finden gewesen sei und die Tiere wegen ungenügender Besorgung krank geworden seien.

Nun muss auf diesem grossen Bauerngut jeder Liter Milch gekauft werden!

Hier und dann im Schloss wollte man mich an einen gastlich gedeckten Tisch nötigen, aber es langte nur gerade zu einem Teller guter französischer Suppe. — Rasch musste ich weiter. — Eine weniger erquickliche Begegnung dieses Tages war die mit dem Maire (Gemeindepräsident) von M., mit dem ich zusammentraf, als ich die in seiner Grossmühle beschäftigten Gefangenen aufsuchte.

Er sprach von denselben in ihrer Gegenwart als von einem „Tas d'assassins et incendiaires" — „einer Mörder- und Brandstifterbande". Mir deutete er an, ich könne ebensogut ein Spion sein im Dienste Deutschlands, als etwas anderes. Allem nach hatte er punkto Lebensart und anständige Manieren nicht im

gleichen Masse, wie er sein Vermögen vermehrt hatte, Fortschritte gemacht. Nachdem er dann von meinen amtlichen Ausweisen Kenntnis genommen hatte, beruhigte er sich ein wenig.

Als ich noch vernahm, dass sein einziger Sohn im Kriege schwer verwundet worden war, wurde mir manches in seiner seelischen Verfassung und an seinen Temperamentsausbrüchen etwas erklärlicher — und für mich persönlich konnte ich das nicht tragisch nehmen, aber die von ihm abhängigen Gefangenen taten mir doch leid, die ja persönlich nicht verantwortlich sind für diesen Krieg und alles Unheil in seinem Gefolge.

Paris, 12. Juli 1916.

Bei unserm Gesandten eingeladen. Nach dem Essen hat er das Gespräch auf seinen frühern Militärdienst-Kameraden, den hochbefähigten einstigen Generalsstabschef Alphons Pfyffer, gebracht. Der habe einmal gegenüber ihm die Aeusserung getan, in einem kommenden Weltkrieg würden zunächst am Anfang desselben, dann aber noch ein zweitesmal, gegen den Schluss desselben, besonders kritische Zeiten für die Schweiz sich einstellen.

Gegen den Schluss des Krieges deshalb, weil dann von beiden Kriegsseiten die Entscheidung um jeden Preis gesucht werden würde, unter Umständen schliesslich durch Neutralitätsverletzung und Durchmarsch durch eines der neutralen Nachbarländer, um so dem Gegner in eine weniger geschützte Flanke, oder in den Rücken zu gelangen.

N. B. Diese Voraussage des weitblickenden Strategen hat durch die Geschehnisse, durch die Entwicklung des Weltkrieges, eine ziemlich weitgehende Bestätigung erfahren. Gerade auch das, was er von den möglichen Bedrohungen gegen Kriegsende sagte

Wenn je eine Feindesumgehung durch die Schweiz hindurch von den einen oder andern Kriegsgegnern erwogen wurde, so war das wohl im dritten Kriegsjahr der Fall (in den ersten Monaten von 1917), als alle andern Möglichkeiten, sich Luft zu schaffen, erschöpft schienen. —

Der Gesandte sprach dann noch von diesem und jenem, das mich die besondern Schwierigkeiten ahnen liess, die sich für die diplomatischen Vertreter neutraler Länder in einem Kriegslande immer wieder einstellen.

All ihr Tun und Lassen wird auf der Goldwage gewogen und mit sehr kritischem Blick gemessen. — Das war, wie ich aus einer besondern Quelle weiss, noch ganz besonders bei Kriegsausbruch der Fall, wo hier in Paris genaueste Notiz genommen wurde von jedem Zeichen kollegialer Höflichkeit, das dem abgehenden deutschen Botschafter, nach sonst üblichem diplomatischen Brauch, von diplomatischen Vertretern neutraler Länder noch erwiesen wurde.

Paris 14. Juli 1916.

Heute ist Fête nationale und alle Regierungsgebäude auf denen ich öfters zu tun habe, sind geschlossen. Da habe ich mir einen Teil des Truppendurchmarsches in den Champs Elysées angesehen. Wenn die Kavallerieabteilungen durchritten, hätte man ob dem Anblick der neueingeführten Stahlhelme und der Lanzen denken können, Reiter-Schwadronen aus dem 30-jährigen Krieg, oder aus noch früherer Zeit, vor sich zu haben.

Bei dem zuschauenden Publikum, meistens Leute aus dem „Volk", fielen zwei Sachen auf: Der gute Humor gegenüber den Unbequemlichkeiten des Wartens im Gedränge. Dann die freundliche Rücksichtnahme auf andere, besonders auf Frauen und Kinder.

Als das Gerücht durch die Reihen ging, es würde anlässlich des Festes eine angenehme Ueberraschung für die Bevölkerung von Paris geben, hörte man eine einfach gekleidete, ältere Frau sagen: „La plus belle surprise serait de voir revenir vivants nos fils tombés sur les champs de bataille." (Die schönste Ueberraschung wäre, wenn wir unsere auf dem Schlachtfeld gefallenen Söhne lebend zurückkommen sähen.) Das wurde ohne Verbitterung gesagt, mit einem Ton der Ergebung, der wohltuend berührte.

In der alten Heimat der Vorfahren

Lager Coëtquidan, Bretagne, 15. Juli 1916.

Nun hat heute die Reise in die Gefangenenlager der Bretagne angetreten werden können.

Die Bretagne hatte ich mir nur als eine grosse Ebene vor-

gestellt, etwa wie das „Grosse Moos“, nur in viel weiterem Ausmasse. Nun bin ich aber auch durch hügeliges Gelände gefahren. Auf manchen Strecken sieht man viel Obstwuchs (vor allem Apfelbäume). Dann kommt auch Weideland. Die weitausgedehnten Getreidefelder, wie man sie zwischen Paris und Orléans trifft, fehlen hier. Boden und Klima werden dafür nicht so geeignet sein.

Coëtquidan, 16. Juli 1916.

Ein Kriegsgefangenen-Orchester begleitete in ganz geeigneter Weise die Choräle beim Gottesdienst.

Es waren nachher besonders schwerbedrückte Landsturmleute, die manches dringende Anliegen vorzubringen hatten, vor allem das, sie möchten für die Internierung auch berücksichtigt werden, nicht nur, wie bisher, die leiblich Erkrankten. — „Seelenleiden ist noch angreifender als körperliches Leiden,“ sagte einer mit Nachdruck.

In einem vor kurzem erschienenen Büchlein: „Wie sie im Krieg Gott fanden“, wird an Hand von Briefen aus dem Schützengraben, aus Kriegslazaretten, festgestellt, dass es bei diesen und jenen im Zusammenhang mit dem Kriegserleben wirklich auch ein Gotterleben, eine neue Einstellung und Besinnung gegenüber den wichtigsten Lebensfragen gegeben habe, aber mit grosser Nüchternheit und Wahrheit wird weiter festgestellt, dass man die Zahl dieser Gottfinder nicht zu hoch einschätzen dürfe.

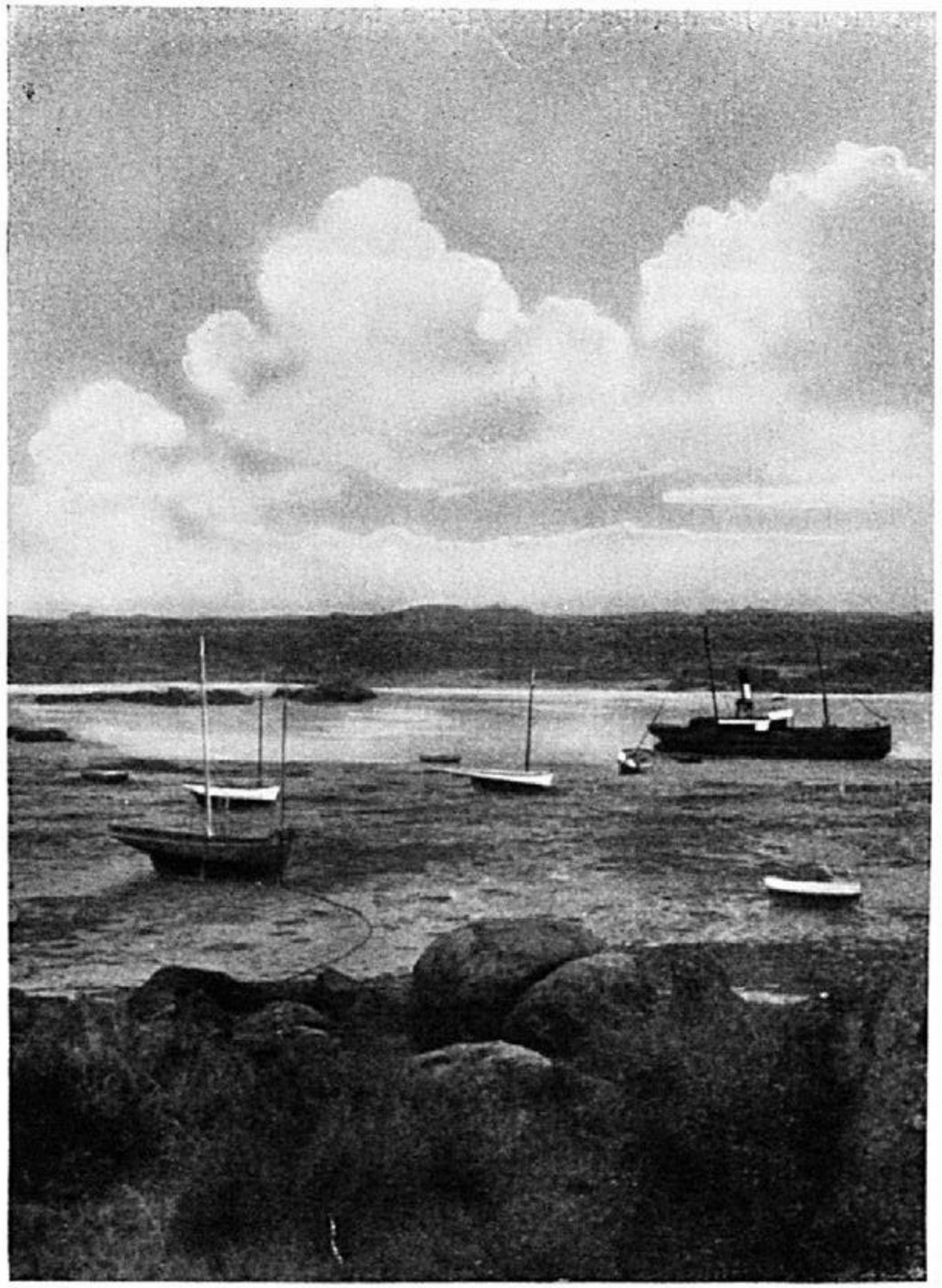
Könnte man auch ein Büchlein schreiben: „Wie sie in der Kriegsgefangenschaft Gott fanden?!

Ich fürchte, die spezielle, schwüle, bedrückende Luft der Gefangenenlager wird im ganzen dem Entstehen und dem Zunehmen religiöser Regungen eher noch weniger zuträglich sein, als die Umstände des eigentlichen Krieges mit seinen erschütternden Erlebnissen von Heimsuchung, aber auch von Verschonung und Errettung es etwa sein mögen.

Aber doch auch hier kann einem Gottfremden das Brücklein zu Gott, zu neuer Lebensgrundlage, gebaut werden. — Exempel jener junge Dragonerunteroffizier, mit dem ich hier zusammengetroffen bin und betreffend den ich einiges hier festhalten möchte. Nachdem er mir zuerst manche Anliegen seiner



Das einstige Herrenhaus (Manoir) von Kerven bei Carhaix in seinem jetzigen Zustand
(Seite 39)



Unser kleiner Dampfer an der Küste der Insel Chausey, bei Ebbe
(Seite 61)



Seemanns-Kapelle auf der Insel Chausey
(Seite 61)

Kameraden ans Herz gelegt, wünschte er noch über Persönliches mit mir zu reden: Er sei einziger Sohn einer sehr wohlhabenden und angesehenen Familie, habe es von Jugend auf äusserlich sehr gut gehabt, was aber nicht sehr gut für ihn gewesen; er sei immer mehr zum Sorgenkind für seine alleinstehende Mutter geworden (die leider auch schon anderes Schmerzliche habe erleben müssen). — Durch den Krieg und vor allem durch die ganz bald eingetretene Kriegsgefangenschaft sei er nun aus seinem Genussleben gründlich herausgerissen und aufgerüttelt worden, und er fange an, manches mit etwas anderen Augen anzusehen, auch den der Mutter angetanen Kummer. Er selber könne ihr das nicht gut schreiben, schon wegen der französischen Briefkontrolle nicht. Ob ich das für ihn tun wolle, der Mutter in seinem Namen mitteilen, es sei bei ihm einiges anders geworden und er hoffe, noch manches gegenüber ihr gut machen zu können.

Was der junge, sehr stattliche Dragoner-Unteroffizier da, ohne irgendwelche falsch klingende Ueberschwänglichkeit, ohne Druck von aussen her, sagte und bekannte, das machte den Eindruck der Aufrichtigkeit. — Dasjenige, was ich dann noch ungesucht durch andere über ihn vernahm, durch das französische Lagerkommando und seine Kameraden, von seiner grossen Zuverlässigkeit in einer Vertrauensstellung, von seiner selbstlosen um die andern besorgten Art, das vermehrte bei mir noch die Freudigkeit, den erbetenen Brief an die Mutter zu schreiben; der erste wohl seit langem, in dem ihr Gutes über ihren Sohn berichtet wurde.

Als ich das Lager verliess, war es Essenszeit, und ich hätte in einem ziemlich nahen, einfachen Gasthof mir — Zeit halber — ganz wohl etwas aufstellen lassen können.

Aber, obschon ich das an manch anderem Tage gar nicht verachtet und nicht unterlassen hätte, jetzt war es mir einfach nicht drum, mich an eine Table d'hôte und unter andere Leute zu setzen. — Es war mir, als ob so manche der in den letzten Stunden vernommenen Seufzer und schwererfüllbaren Anliegen gerade der ältern Gefangenen mich begleiteten, dann bewegte mich auch noch die eben geschehene Zwiesprache mit dem jungen Mann. Und anstatt rechts gegen den Gasthof umzuschwenken, verzog ich mich nach links gegen einen

etwas verödeten, abseitlichen Teil der grossen Waffenplatz-Allmend.

Am spätern Nachmittag brachte mich dann ein längerer Marsch zu einer in einer alten Giesserei untergebrachten kleinen Gefangenenabteilung. — Während einiger Zeit waren meine Weggenossen französische Soldaten, Urlauber von der Front, eine Gesellschaft recht wohltuender Art.

In aller Natürlichkeit und Schlichtheit sagten sie manches recht verständige, beachtenswerte Wort, wie man das in allen Ländern gerade im Verkehr mit Leuten „aus dem Volk“ am ehesten zu hören bekommt.

Als ich dann später, nach einer kurzen Andacht, von den Kriegsgefangenen in der Giesserei Abschied nahm und wieder auf die Strasse trat, hörte ich, wie ein etwa 5jähriger kleiner Franzose, welcher vor dem Nachbarhause gespielt hatte, zu seiner Mutter sagte: „Maman, je me suis toujours demandé, ce que ce Monsieur étranger pouvait faire pendant ce temps chez ces Boches, chez lesquels on ne va pas sans cela.“ — (Mutter, ich habe mich immer gefragt, was der fremde Herr bei den Deutschen wohl die ganze Zeit getan hat; die Leute hier gehen ja meistens nicht zu ihnen.)

Das Kriegsgefangenenproblem gibt also auch der französischen Jugend schon zu denken — und es wird wohl später zu den frühesten Jugenderinnerungen dieses Buben gehören, dass einst hier in der Nachbarschaft Männer in fremden Uniformen, von fremder Sprache und Art eine Zeitlang lebten und arbeiteten, Leute, denen man im Anfang eher etwas ängstlich aus dem Wege ging, bis man nach und nach entdeckte, dass sie eigentlich nicht so zu fürchten waren.

Bei gefangenen deutschen Offizieren

Château de Fougères, 17. Juli 1916.

Die ganze Gegend hierum ist geschichtlich bedeutsames Kriegsgelände. — Hier haben in der Zeit der grossen Revolution die „Chouans“, Bewohner der Vendée, sich gegen die Truppen der Revolutionsregierung gewehrt, haben Fuss für Fuss, Waldstück für Waldstück ihres heimatlichen Bodens tapfer und

zäh zu halten versucht, trotz geringer Aussicht auf endgültigen Erfolg.

Jetzt trägt die Gegend auch wieder in gewisser Beziehung eine Art von Kriegsstempel.

In dem gewaltigen alten Schloss, welches das Städtchen Fougères beherrscht, sind eine ganze Anzahl kriegsgefangener deutscher Offiziere untergebracht und gut verwahrt.

Als Unterkunftsstätten für die gefangenen Offiziere werden wohl in allen Kriegsländern Räume, die besondere Garantie gegen Ausbruch bieten, verwendet. Es wird da mehr an Vorsichtsmassregeln aufgewendet, als für gefangene Mannschaften.

Das Entweichen eines Offiziers und seine Wiederverwendung an der feindlichen Front hat ja viel mehr zu bedeuten, als wenn sich ein gefangener Soldat in die Heimat davon macht.

Es ist hier mein erstes Zusammentreffen mit Kriegsgefangenen von dieser besondern Kategorie. Sie haben bessere Unterkunft, als die Mannschaften, bessere Verpflegung und sind vom Arbeitszwang befreit. Das Letztere ist aber wohl nicht ausschliesslich als Vorteil zu werten.

Der „Lagerälteste“, ein Infanterie-Oberstleutnant, hatte allerlei Anliegen vorzubringen: Manchen Räumlichkeiten mangle es an Licht und Sonne, wie es bei einem so alten Schlossbau mit dicken Mauern und schmalen Fensteröffnungen freilich kaum anders sein kann.

Vielleicht noch stärker wird als Uebelstand empfunden die Unregelmässigkeit des Postverkehrs mit der Heimat, was aber nicht, wie einzelne Gefangene glauben, auf bösen Willen der Franzosen, sondern auf mangelhafte Organisation zurückzuführen ist.

Bei mehreren der Offiziere, besonders denen von der Kavallerie, geht die Gefangennahme schon in die erste Kriegszeit zurück, in die Zeit des raschen Vormarsches der Armee Kluck auf dem rechten deutschen Flügel. Da sind einige bei weit ausgreifenden Kavallerie-Rekognoszierungen in Feindeshände geraten und nun schon bald zwei Jahre in denselben geblieben. Eine lange Zeit, wenn man sie in Gefangenschaft verbringt. — Gleichwohl erklärt einer: „Es wäre schon schön, auf Weihnacht wieder zu Hause zu sein. Aber ich könnte es doch nur wünschen, wenn es eine Heimkehr in ein siegreiches Deutsch-

land wäre. Das muss unter allen Umständen erreicht werden — und sollten darob noch sechs Kriegs- und Gefangenschaftsjahre vergehen und von uns ausgehalten werden müssen!“

So war die Einstellung dieses Berufsoffiziers. Unter den gefangenen Mannschaften habe ich bis dahin diesen Ton kaum gehört. Da schien die Gefangenschaftsmüdigkeit grösser — und der Kriegswille eher schwächer zu sein.

In dankbarer Erinnerung ist hier noch der Besuch, den Pfarrer L. während seiner kurzen Tätigkeit vor etwa einem Jahr gemacht hat.

Beim Mittagessen kam ich mit einem französischen Kavallerie-Offizier ins Gespräch, der auf dieser Seite der Front auch die Anfangskämpfe und -Märsche mitgemacht hat. Der wusste manches zu sagen von der ausserordentlich starken Abnützung des Pferdematerials gerade während der ersten Kriegswochen mit ihrem Bewegungskrieg. Manche Einheiten hätten bereits im Lauf des Oktobers 1914 kaum noch die Hälfte ihrer Pferde in kriegstüchtigem Zustand gehabt und das nicht einmal infolge des direkten Gefechtsabganges, sondern im Zusammenhang mit den durchgemachten Strapazen (grosse Märsche, mangelnde Ruhe, Unterkunft, Fütterung und Pflege).

Nun, Frankreich kann aus dem Inland und Ausland den Ausfall immer wieder einigermassen ersetzen.

Wie viel schlimmer wären wir in der Schweiz im Ernstfall daran!

Ein englischer Kavallerie-Offizier machte fast gleichzeitig die Feststellung, dass bei ihnen die Pferde-Abnützung wesentlich geringer gewesen sei, als bei der französischen Kavallerie. Er führte das auf die beiden Umstände zurück, dass einesteils die englischen Kommandostellen die Anforderungen an die Kavallerie-Abteilungen nicht bis zum fast Unmöglichen getrieben hätten und dass anderseits der englische Kavallerist zur Schonung des Pferdes absitze, wo und wann es möglich sei und so viel Satteldruck vermieden werden könne.

St-Brieuc, 18. Juli 1916.

Der hiesige Gefangenenbestand ist in einem schlossartigen Gebäude, das früher als Gefängnis diente, untergebracht. Hier erlebte ich das Besondere, dass mir zuerst der Eintritt, resp. der

Zutritt zu den Gefangenen, vom französischen Kommandanten kategorisch verweigert wurde:

„Même si le ministre de la guerre me le demandait en personne, je ne laisserais entrer personne.“ (Sogar, wenn der Kriegsminister in eigener Person von mir verlangte, Sie hineinzulassen, täte ich es nicht!) — Allem nach war das Zirkular aus dem Kriegsministerium betreffend die Besuchserlaubnis für P. de Courten und mich noch nicht hierher gelangt, oder noch nicht gelesen worden. Nach einigen Verhandlungen und genauer Einsicht in meine Beglaubigungsschreiben gingen die Türen dann doch auf. Ich konnte ungehindert meines Amtes walten, Gottesdienst halten und manche Anliegen entgegennehmen.

Als ich in abendlicher Stunde am kleinen Meerhafen vorbeikam, wurde gerade ein Kohlendampfer ausgeladen. Er wies gar keine Merkmale betreffend seine Landeszugehörigkeit auf. Ich erfuhr dann, dass es ein Engländer sei, der es für nützlich hielt, in dieser gefährlichen Zeit anonym, namenlos, auf der Fahrt zu sein.

Auch aus neutralen, seefahrenden Ländern sind Schiffe da: der Norweger „König Sigurd“ und einige Spanier. Bei diesen sind die Landesfarben in riesigen Ausmassen am Vorderschiff aufgemalt. Das soll ihnen Respektierung durch die deutschen Unterseeboote verschaffen. Aber, wenn diese annehmen, die Ladung des neutralen Schiffes sei für den Feind bestimmt, so hilft das grösste neutrale Abzeichen nichts. Das Ende der Begegnung mit dem Unterseeboot ist dann Versenkung.

Kerven

Kerven bei Carhaix, 19. Juli 1916.

Nach vier Arbeitswochen, ohne einen einzigen richtigen Ruhetag habe ich mir heute einen solchen gegönnt. Er wurde zu einem Versuche benützt, die Kenntnisse von der Herkunft unserer Familie etwas zu vermehren.

Aus diesem Lande, der Bretagne, ist ja unser Vorfahre, Jean de Juzd, seigneur de Kerven, einst als Glaubensflüchtling ausgezogen.

Nach seiner einstigen Wohnstätte hier, nach den Namen seiner Vorfahren, hat schon mein Bruder, der Historiker, mit Sorgfalt mancherlei Nachforschungen angestellt. Es zeigte sich aber da auf's neue, wie manchmal schon nach nur etwa 200 Jahren viele

Spuren früherer Geschehnisse verwischt sind und manche Feststellungen nicht mehr gemacht werden können.

Im vorliegenden Fall hat zweierlei zu solch teilweisem Ausgelöschtwerden der Vergangenheitsspuren geführt: Die Bretagne war in besonderer Weise die Stätte schwerer, kriegerischer Stürme. Dabei ging manches Archivgebäude mit seinen alten Folianten und Dokumenten in Flammen auf; galt schon ein Menschenleben damals fast nichts, so bedeutete für die Kriegsleute noch viel weniger ein altes Buch in Schweinsleder oder ein altes Pergament.

Im weitern war seinerzeit der Wegzug einer Hugenottenfamilie meist ein fluchtähnliches Unternehmen. Ein Unternehmen, welches, dass es gelinge, von manchen Heimlichkeiten umgeben sein musste. — In diesen und jenen Fällen mussten wohl auch, neben den Amtsstellen vorbei, auf ungewöhnlichem Wege neue besondere Ausweisschriften beschafft und zugleich alte Familienpapiere beseitigt werden. Je weniger vom Auszug den Behörden bekannt wurde, je weniger Spuren er hinterliess, desto besser war es für die Glaubensflüchtlinge.

Desto schwieriger ist es aber auch für die Nachkommen einer spätern Zeit geworden, die einstige Wohnstätte der Vorfahren und die Umstände ihres Wegzuges genau festzustellen.

Die Ortsbezeichnung Kerven, gleichbedeutend wie „Maison blanche“ (Weisses Haus), ist in der Bretagne nicht so selten.

Die Nachforschungen meines Bruders wiesen mich für meine heutige Suche zu einem Weiler dieses Namens, ganz nahe beim Städtchen Carhaix, hin. Infolge eines Missverständnisses wandte ich mich zunächst einem andern Kerven zu, welches weiter von Carhaix entfernt ist.

Dieser Irrgang und Umweg lohnte sich dann aber doch, nicht für meine Vergangenheitsforschung, aber in anderer Weise. Unterwegs sah ich einen ältern Landesbewohner, dessen scharfausgeprägtes, feines Gesichtsprofil mich ohne weiteres an die Gesichtszüge meines Grossvaters erinnerte. Dann gab es ein gefreutes Zusammentreffen mit einer wackern bretonischen Bauernfamilie. Diese Leute kamen vom Ernten heim und luden mich ein, in ihr Häuslein einzutreten und das „Zvieri“ mit ihnen zu teilen. Mit so eindringlicher Herzlichkeit erfolgte die Einladung, dass ich sie nicht wohl ausschlagen durfte.

Wie hinfällig und heruntergearbeitet sahen aber die wohl kaum

60 jährigen Eltern aus. Noch elender war das Aussehen des etwa 17 jährigen, hochaufgeschossenen Sohnes. Während wir eintraten, blieb er unter der Stubentüre stehen und lehnte sich an die Türpfosten, wie einer, welcher dringend des Haltes bedarf.

Die Mutter erklärte mir: „Il ne veut plus manger; il n'a plus d'appétit, il s'est trop surmené. Les tout jeunes et les vieux doivent maintenant trop travailler. Nos trois grands fils sont depuis deux ans à la guerre et c'est maintenant à nous de faire tout le travail. Mais bientôt on n'en pourra plus!" (Er mag nicht essen; er hat keinen Appetit mehr; er hat zu viel arbeiten müssen. Die ganz jungen und die alten Leute haben jetzt zu bös. Unsere drei erwachsenen Söhne sind seit zwei Jahren im Krieg, und nun fällt die ganze Arbeit auf dem Heimwesen auf uns. Bald wird es aber einfach nicht mehr gehen!)

Sie sagte das nicht etwa in klaghaftem, verdrossenem Ton, sondern in ruhiger, gefasster Art, was ihre Worte noch eindrücklicher machte.

Es ist wohl möglich, dass das erste Kriegsopfer in dieser Familie nicht einer der an der Kriegsfront stehenden Söhne sein wird, sondern dieser Jüngste, welcher zu Hause samt den Eltern den für ihre Kräfte zu schweren Kampf um das tägliche Brot kämpft.

Schliesslich bin ich dann doch noch zu dem für meinen Zweck vor allem in Betracht fallenden Kerven gekommen, das etwas östlich vom Bahnhof Carhaix liegt.

Da fällt einem gleich eine Gebäulichkeit auf, welche sich von den ländlichen Gebäuden der Gegend ziemlich deutlich unterscheidet. Die spätgotisch-geschwungene Form der steinernen Einfassung der einen Haustüre, die Fenstereinfassungen im Erdgeschoss gleichen Stils (das eine mit schöner, alter Vergitterung) und auch die Ausmasse des Gebäudes weisen darauf hin, dass dieser Bau einst eine Art von Herrenhaus gewesen sein muss.

Zwar nicht ein Schlossbau von der Art desjenigen von Burgistein, Spiez oder Amsoldingen, sondern das einfachere herrschaftliche Gebäude, das man Manoir nennt.

Ueber dieses Gebäude ist dann freilich, seit seiner Erbauung, etwa Ende des XVI. Jahrhunderts, allerlei von Umänderungen ergangen, wie gleich sichtbar ist.

Oberhalb der zweiten Haustüre steht die Jahreszahl 1748. Je-

denfalls das Datum eines teilweisen Umbaues oder Wiederaufbaues.

Nach Angaben eines Geschichtskundigen fand in dieser Gegend um 1700 ein Bauernaufstand statt. Er hatte, wie so oft, Steuerangelegenheiten zum Ausgangspunkt, und die Aufständischen machten ihrer Unzufriedenheit, welche vielleicht nicht ohne Berechtigung war, vor allem dadurch Luft, dass sie in der Umgegend von Carhaix einer Anzahl von Herrensitzen ziemlich übel mitspielten.

Damals wird auch das Herrenhaus in Kerven Schaden gelitten haben, wohl vor allem durch angelegtes Feuer.

Wer derjenige war, der dann 1748 Gut und Herrenhaus im Besitz hatte und den Wiederaufbau der zerstörten Hausteile vornehmen liess, das ist noch nicht festgestellt. Jetzt gehört das Haus und ein Teil der einst zugehörigen Ländereien einer bretonischen Bauernfamilie. Und, wo einst vor allem Lanzen, Schwerter, Degen ihren Platz hatten und in Gebrauch waren, da stehen jetzt die Dinge ausschliesslich im Zeichen der landwirtschaftlichen Geräte, des Pfluges, der Sense, der Gabel usw. Alles dieses landwirtschaftliche Geräte hat übrigens eine ziemlich altertümliche Form, wie man sie bei uns im Bernerland vor etwa 80 bis 100 Jahren gekannt haben mag.

Als ich mein Erscheinen mit Familien-Interessen begründete, sah ich den Ausdruck einer gewissen Bestürzung auf den Gesichtern dieser Bauernleute erscheinen. Der Hausvater äusserte dann höflich, aber mit besorgtem Tone, er hoffe, ich wolle ihnen den Besitz nicht etwa streitig machen, es sei bei der Erwerbung des Gutes alles mit rechten Dingen zugegangen. — Natürlich schuf ich da gleich Beruhigung durch die Erklärung, dass es sich um ein rein geschichtliches, nicht um ein rechtliches, geschäftliches Interesse handle.

Einer unserer Vorfahren, Jean de Juzd, sei in einem alten Familien-Dokument als Seigneur de Kerven bezeichnet. Da habe ich im Vorbeigehen nachsehen wollen, wo dieses Kerven etwa zu finden sei.

Nun zeigte man mir bereitwillig alles, was etwa von Bedeutung für mich sein konnte, führte mich unter anderem in ein Gemach, das noch ein altes Heizkamin aus der Erbauungszeit des Hauses enthält.

War ich da nun am richtigen Ort, an der Heimstätte unserer Vorfahren? Haben sie einst gerade an diesem Kamin in winterlichen, trüben Tagen ihren Platz gehabt?

Darüber kann jetzt wohl noch nichts Sicheres gesagt werden. Gewiss ist, dass irgendwo hier in der Bretagne ihre alte Heimat und ihr einstiges Besitztum war und dass im Winter 1682 auf 83 unser Vorfahr, Jean de Juzd, mit seiner Frau (Elisabeth d'Aribart) und wohl auch seinem Vetter Louis de Juzd, an einem bretonischen Kaminfeuer bedeutsamen Ratschlag gepflogen hat betreffend die Zukunft der Familie.

Die Lage der französischen Protestanten, der Hugenotten, war eine immer schwierigere geworden. Die Widerrufung des ihnen geltenden Duldungsediktes von Nantes wurde in den königlichen Kammern immer ernstlicher erwogen, und dieser nun schon nahe Gewaltakt wider die Hugenotten warf seine dunkeln Schatten schon voraus. Die Rechte der Hugenotten wurden immer mehr verkürzt, allerlei Ehrenämter ihnen entzogen, obwohl ihre Königstreue unanfechtbar war.

Es war stets mehr bemerkbar, wie das Misstrauen, die Feindschaft mit 1000 Augen und Ohren all' ihrem Tun und Lassen nachforschte.

Wenn in einer hugenottischen Familie am Sonntagmorgen die alten Psalmen gesungen wurden (etwa: „Comme un cerf altéré brame." (Wie nach einer Wasserquelle ein Hirsch schreiet mit Begier, also schreit auch meine Seele sehnsuchtsvoll, mein Gott, nach dir), dann mochte ein Trupp königlicher Dragoner, der spähend das Land durchzog und der gerade am Hugenottenhause vorbeiritt, ob den verdächtigen Tönen mit raschem Ruck die Pferde anhalten. Der kommandierende Offizier nahm dann bedeutsam Notiz von Ort und Namen und ein bedrohlicher Rapport ging gleich seinen Weg zu den königlichen Amtsstellen.

Trotzdem man mitten im Winter war, fühlte man sich stets von einer schwülen, bedrückenden Luft umgeben.

So reifte bei unserm Vorfahr und den Seinigen der Entschluss, eine neue Heimat zu suchen in einem Lande evangelischen Glaubens. Eine leicht gefasste Entschliessung wird es freilich nicht gewesen sein.

Von Geldmitteln konnte man zwar manches mitnehmen. Aber es blieb doch die Heimat unwiederbringlich hinter einem zurück,

auch das Haus, der Hausrat der Vorfahren, das Dach, unter dem so manche Generation Freud und Leid erlebt, das Erdreich, von dem immer wieder das tägliche Brot gekommen! Fast alles Sichtbare und Greifbare blieb zurück, und ob dem fremden Lande, das man erreichen wollte, lagen noch Nebel vielfacher Ungewissheit!

In dem kleinen bretonischen Hafenort Vannes ging im Frühling 1683 unser Vorfahr mit seiner Familie und seinem Vetter an Bord eines Schiffes, das einen Hafen der Niederlande ansegeln sollte. Dort trennten sich die beiden. Der Vetter, Louis de Juzd de Kerven, liess sich in diesem Lande nieder, in dem sich dann später mehrere seiner Nachkommen im Staatsdienst auszeichneten. Einer derselben, der belgische Staatsminister, Baron Kervyn de Lettenhove, suchte vor etwa 80 Jahren unser Land auf, um mit dem schweizerisch gewordenen Zweige der Familie, vor allem mit unserem Grossvater, Beziehungen anzuknüpfen.

Der erste dieses schweizerischen Zweiges, unser Vorfahr, fand in Corsier und dann im nahen Vevey seine Zufluchtsstätte.

Er begnügte sich aber nicht damit, dass sich ihm selber da bald recht erträgliche Lebensverhältnisse boten. Es war ihm ein Anliegen, dass das auch den andern, an Zahl rasch zunehmenden Glaubensflüchtlingen aus Frankreich zuteil werde.

Die Geschichtsschreibung des „Refuge“ nennt ihn als einen, welcher in führender Stellung mit Hingebung, Tatkraft und Geschick sich an den Verhandlungen mit den gnädigen Herren von Bern zugunsten der Allgemeininteressen der heimatlos gewordenen Hugenotten beteiligt habe.

Schon bald wurde dann der bretonische Namen de Kerven zunächst in Kervain, dann in die ganz französische Form Quervain gewandelt und in Wegfall kam der Name de Juzd, der vielleicht ganz ursprünglich nach Lothringen hinweist.

Montfort sur Meu, 20. Juli 1916.

Hier dient eine alte Abtei als Gefangenenlager; das mutet freundlicher an, als das im einstigen Zuchthaus von St. Brieuc untergebrachte Lager. Auch die Aufnahme beim französischen Kommando war hier von Anfang an freundlicher. Der Kommandant bat mich gleich, in einer delikaten, sehr traurigen Sache Beistand zu leihen: Einer der Kriegsgefangenen habe früher regelmässig von seiner Frau Briefe erhalten. Nachdem dieselben

während mehreren Monaten aber ausgeblieben seien, habe er bei der Behörde seines Wohnorts um Auskunft gebeten. Deren Bescheid sei vor kurzem angelangt, aber er sei von so schlimmer Art, dass man auf dem Kommando es noch nicht über sich gebracht, denselben an den Mann weiterzugeben; am ehesten könne das vielleicht durch mich geschehen. In dem Briefe der Behörde war in der Tat Trauriges zu lesen: Von der Frau sei für's nächste kein Brief mehr zu erwarten, weil sie nicht mehr bei ihrer Familie sei, sondern im Zuchthaus — wegen fortgesetzter Diebstähle, meistens in einem Warenhause begangen. Zu den gestohlenen Gegenständen gehörten u. a. auch Mannskleider und noch verschiedenes andere, wofür gar kein Gebrauch vorhanden war, das auch nicht leicht weiterverkauft werden konnte. Der Brief bemerkt noch, dass die Familie aufgelöst und die Kinder da und dort untergebracht seien.

Ich dachte, der Mann, mit dem ich ungestört reden konnte, würde vielleicht nach allerlei schonenden Andeutungen nach und nach von sich aus auf die trostlose Wahrheit kommen. Es war ja möglich, dass schon früher einmal etwas der Art geschehen war. Aber, als ich ihn nach Art und Charakter seiner Frau fragte, wusste er nur Gutes zu sagen, konnte er nur ihre Hingebung und Zuverlässigkeit rühmen. In seinem Denken konnte nur langandauernde, schwere Krankheit die einzig mögliche Erklärung ihres langen Stillschweigens sein. — Da war es ein ganz schlimmer Augenblick für ihn (teilweise auch für mich), als ich ihm schliesslich doch, wenn auch auf die schonendste Weise, den Inhalt des Heimatbriefes mitteilen musste.

Der Mann sass da, wie ein von einem Keulenschlag Getroffener, fassungslos, ohne zunächst ganz alles verstehen zu können. Er konnte nur wiederholen: „So etwas kann ja bei meiner Frau gar nicht möglich sein!“

Plötzlich kam mir der Gedanke, ihn zu fragen, ob bei ihr vielleicht früher einmal seelische Störungen, wenn auch scheinbar nur leichter Art, bemerkbar gewesen seien? Bei ihr selber nicht, lautete der Bescheid, aber bei ihrer Mutter, die sei als eine Geisteskranke, nach langem Gestörtsein, in einer Heilanstalt gestorben. — Damit sah ich mit einemmal etwas wie einen Lichtpunkt, wenn dieser Ausdruck da verwendbar ist. Ich konnte nun dem Mann sagen, es werde in dieser so traurigen

Sache vielleicht doch noch eine Art Wendung zum Bessern geben. Es scheine mir jetzt möglich, dass seine Frau für ihr Tun nicht ganz verantwortlich gewesen sei. Es sei wohl denkbar, dass unter dem Einfluss der schweren Kriegserlebnisse (der Hausvater seit zwei Jahren fort von zu Hause) und wegen einer ungekannt vorhandenen erblichen Veranlagung plötzlich etwas von sogenannt akuter (vorübergehender) seelischer Störung bei ihr eingetreten sei und sie zu diesen fortgesetzten schwer begreiflichen Entwendungen getrieben habe.

Es werde wahrscheinlich bei diesem Urteil und seinen schrecklichen Folgen für die Frau und die ganze Familie nicht sein Bewenden haben.

Ich weiss nicht, ob er schon viel von diesem speziellen Trost und anderem, den ich zu bieten versucht, fassen konnte. — Der, welcher gebückt aus dem Zimmer hinauswankte, sah um 10 Jahre älter aus, als der, welcher vor einer Stunde ahnungslos hereingekommen war!

N. B. Es wurde dann dafür gesorgt, dass den heimatlichen zuständigen Behörden Kenntnis gegeben wurde von dem dort bei den Gerichtsverhandlungen ganz unbekannt gebliebenen Faktum der schweren Geisteskrankheit bei der Mutter der Angeklagten und Verurteilten. Etwas später konnte ich auch noch der hingebenden und eifrigen Zentralpräsidentin des Deutschen Frauenbundes für Hilfeleistung an Kriegerfrauen und ihre Familien diese Sache ans Herz legen — und wie ich vernahm, kam es zu einer Wiederaufnahme des Verfahrens und zu einer Freisprechung, oder doch zu Straferlass. —

Von Kriegsnöten anderer Art berichtete dann bei gemeinsamem Mittagessen der dem Gefangenenlager zukommandierte kriegsbeschädigte französische Leutnant B. Er ist nach schwerer Kopfverletzung trepaniert worden und trägt deutlich sichtbar die da übliche Aluminiumplatte an Stelle der zertrümmerten Schädeldeckenpartie. Seine Verwundung stammt aus Schützengräbenkämpfen in den Ardennen, wo es heiss und blutig hergegangen sein muss. In kürzester Frist ging der Kampf zwölfmal hin und her um den von seiner Kompagnie besetzten Schützengraben-Sektor — und als die Kampfruhe eintrat, ergab der Kompagnie-Appell, dass alle Offiziere (er war damals Unteroffizier)

tot seien und noch zehn Mann von 150 in gefechtstüchtigem Zustand!

Einen wohltuenden Abschluss des Tages brachte die gastfreundliche Aufnahme im Hause von Pfarrer B. in R. Er gehört zu den nicht gerade so zahlreichen französischen Protestanten, welche Verständnis zeigen für meine Aufgabe an den Kriegsgefangenen. Er beteiligt sich selber an religiöser und anderer Fürsorge für die Kriegsgefangenen, indem er regelmässig die Protestanten im Lager von R. besucht, ihnen öfters in deutscher Sprache, die er ganz gut beherrscht, Gottesdienst hält, auch manchen den Verkehr mit der Heimat zu erleichtern sucht. Solcher Liebesdienst will bei ihm um so mehr bedeuten, als er seinen Sohn im Krieg verloren hat.

Im ganzen muss ein recht freundliches Verhältnis zwischen ihm und den Gefangenen bestehen. Nur einmal sei eine Trübung desselben eingetreten: Er habe in einer Predigt davon geredet, wie jedes Volk seine National-Untugend habe, bei den Deutschen sei das nun ein grosser Hang zur Unaufrichtigkeit. Mangel an Wahrheitsliebe.

Da habe es unter den Zuhörern Zeichen von Unruhe gegeben und etliche hätten vernehmlich gescharrt.

Was ich davon denke, dass er diese deutsche Schwäche „angezogen“ habe in seiner Predigt, wollte er wissen.

Diese These von einem allgemeinen Infiziertsein der Deutschen durch den Unwahrhaftigkeits-Bazillus sei vielleicht doch diskutabel, erlaubte ich mir einzuwenden. Und angenommen auch, es wäre etwas daran (obwohl die Deutschen exakt das gleiche von gewissen andern Nationen dächten und auch etwa sagten), so lasse man sich so etwas nicht gerade besonders gerne von einem Fremden, auch wenn er einem sonst nicht unwert sei, sagen, eher vielleicht noch von einem Prädikanten des eigenen Landes, der sich ja dann in solches Gesamtgericht auch selber einschliesse. Der Einspruch der Zuhörer bei diesem speziellen Anlass komme mir darum nicht ganz unverständlich vor. — Mein trefflicher Gastgeber nahm diese leichten Beanstandungen von der besten Seite und meinte, gerade den letztgenannten Punkt habe er bei seinem gutgemeinten Mahnwort nicht genügend überdacht.

N. B. Später, bei einem Besuch in Deutschland, sprachen mir die Eltern eines jungen Kriegsgefangenen aus dem Lager von R., einem regelmässigen Predigtzuhörer von Pfr. B., mit grösster Dankbarkeit von allem Guten, das er verständnisvoll ihrem Sohn immer wieder erwiesen habe. Er gehörte zu denen, die in ihrer Praxis gegenüber dem einzelnen Feind weit christlich-barmherziger waren, als gelegentlich in ihrer allgemeinen Theorie über das Feindesvolk. Besser so, als umgekehrt! —

Es war für mich dann später, als ich ungesucht mit dem deutschen Kaiser zusammenkam, ein Bedürfnis, diesem von dem französischen protestantischen Pfarrer etwas zu sagen, welcher, das Leid um seinen eigenen im Kriege von einer deutschen Kugel getöteten Sohn zurückstellend, sich nun der noch lebenden gefangenen Söhne deutscher Eltern so väterlich und freundschaftlich annahm.

R., 21. Juli 1916.

Beim Besuch des Gefangenenlagers bot sich nebenbei eine bescheidene Gelegenheit, für die Schweiz ein Wort einzulegen: Ein französischer Offizier äusserte in längerem Gespräch unter anderem, wir hätten es in der Schweiz unerhört gut: Keine Kriegsverheerungen, keine Verluste an Gut und Blut, dafür aber so manche Gelegenheit, vom Kriege zu profitieren, nicht zuletzt an den Internierten, mit denen die schweizerischen Hotelbesitzer doch gewiss gute Geschäfte machten.

Das von der unerhörten und unverdienten Verschonung der Schweiz, das sei in der Tat zutreffend — sagte ich — und es könne nicht genug geschätzt werden. Aber, was die materiellen Kriegsprofite betreffe, so merkten viele unter uns nichts davon, sondern spürten nur die zunehmende Lebensverteuerung. Diese mache sich übrigens auch bemerkbar bei der Verpflegung der Internierten. — Bei den gegenwärtigen Lebensmittelpreisen und bei den nicht geringen Ansprüchen der Internierten an das Essen und einer Pensionsvergütung von nur Fr. 4.— pro Tag durch Frankreich und Deutschland könne das Internierten geschäft den Hotelbesitzern in der Schweiz kaum zu einem Riesenverdienst verhelfen.

Worauf es beim Franzosen hiess, dass die Vergütung für die

Internierten so bescheiden sei, habe er nicht gewusst, sonst wäre seine kritische Bemerkung unterblieben.

Paris, 22. Juli 1916.

Heute war der Vorbereitungstag für die Heimreise. — Es ist eben auch zu Hause, vor allem in der Gemeinde, mancherlei zu tun. — Dann ist das Landwehrregiment 42, dessen Feldprediger ich bin, zu neuem Grenzdienst aufgeboten worden, und ich möchte so weit es möglich ist, da meiner Dienstpflicht genügen, obwohl ich von Bundesrat Hofmann die Zusicherung habe: „Ihre Tätigkeit in Frankreich im Auftrag des Bundesrates ist auch Dienst für das Vaterland und Sie sind während der Zeit Ihrer Mission aller andern Dienstleistung enthoben."

Ich möchte aber schon deshalb etwas für das Regiment leisten, weil für mich der bisherige Dienst bei demselben eine in mancher Beziehung wertvolle Vorschule bedeutete für die grosse jetzige Feldpredigeraufgabe im Kriegsland.

Vom Ministerium des Innern ist noch die Mitteilung gekommen, die Türe zu den deutschen Zivilgefangenen stehe nun ebenfalls offen.

Es kommt mir merkwürdig vor, dass ich nun ganz ungehindert für einige Zeit zu Familie und Beruf in die Heimat zurückkehren kann, während ich hier im Kriegslande Hunderttausende, meistens Familienväter, zurücklasse, welchen ein Gleiches verwehrt ist, vielleicht noch auf Jahre; mag ihre Gegenwart zu Hause noch so ersehnt und notwendig sein!

Paris, 23. Juli 1916.

Vor der Abreise wurde noch schnell ein Besuch bei den deutschen Verwundeten im Val de Grâce gemacht. Da sind neben nun bekannten Gesichtern auch eine Anzahl noch nicht gesehene Verwundete von der Armee von Linsingen, die blutige Kämpfe hinter sich hat. Manche darunter schon auf dem Wege der Genesung, nachdem sie mit knapper Not dem Tode entronnen sind.

Das legte nahe, eine kurze Andacht über Psalm 103: „Lobe den Herrn, meine Seele" zu halten.

Nachher frägt mich einer, ob ich ihm ein Neues Testament verschaffen könnte. Das Seinige sei mit dem Tornister auf dem

Schlachfeld geblieben. Leiblich gehe es ihm jeden Tag besser, aber innerlich sei eine grosse Zerrissenheit da. Ob all dem grauenhaften, schwerbegreiflichen Erleben der letzten Zeit sei er religiös in eine grosse Unsicherheit geraten, die ihm viel zu schaffen mache. — Ich kann ihn ziemlich weitgehend verstehen und das, was ihm zu schaffen macht, nachempfinden. Darin liegt schon eine gewisse Hilfe und Erleichterung für ihn, aber gerne wollte ich ihm noch weiter helfen, aber es ist nicht so ganz leicht.

Pontarlier, 24. Juli 1916.

Hier auf dem Bahnhof den Graf de M. getroffen, der auf der französischen Botschaft in Bern die Kriegsgefangenen-Angelegenheiten bearbeitet. — Er ist in Begleitung eines hohen Beamten des Ministère de l'Intérieur. Beide wollen Paris zureisen.

Der stundenlange Aufenthalt wird zu einer Besprechung benützt über das, was den einen oder andern jetzt besonders beschäftigt. Bei den französischen Herren sind es Internierungsfragen — und von mir wurden Aeusserungen gewünscht über meine Eindrücke aus den französischen Gefangenenlagern.

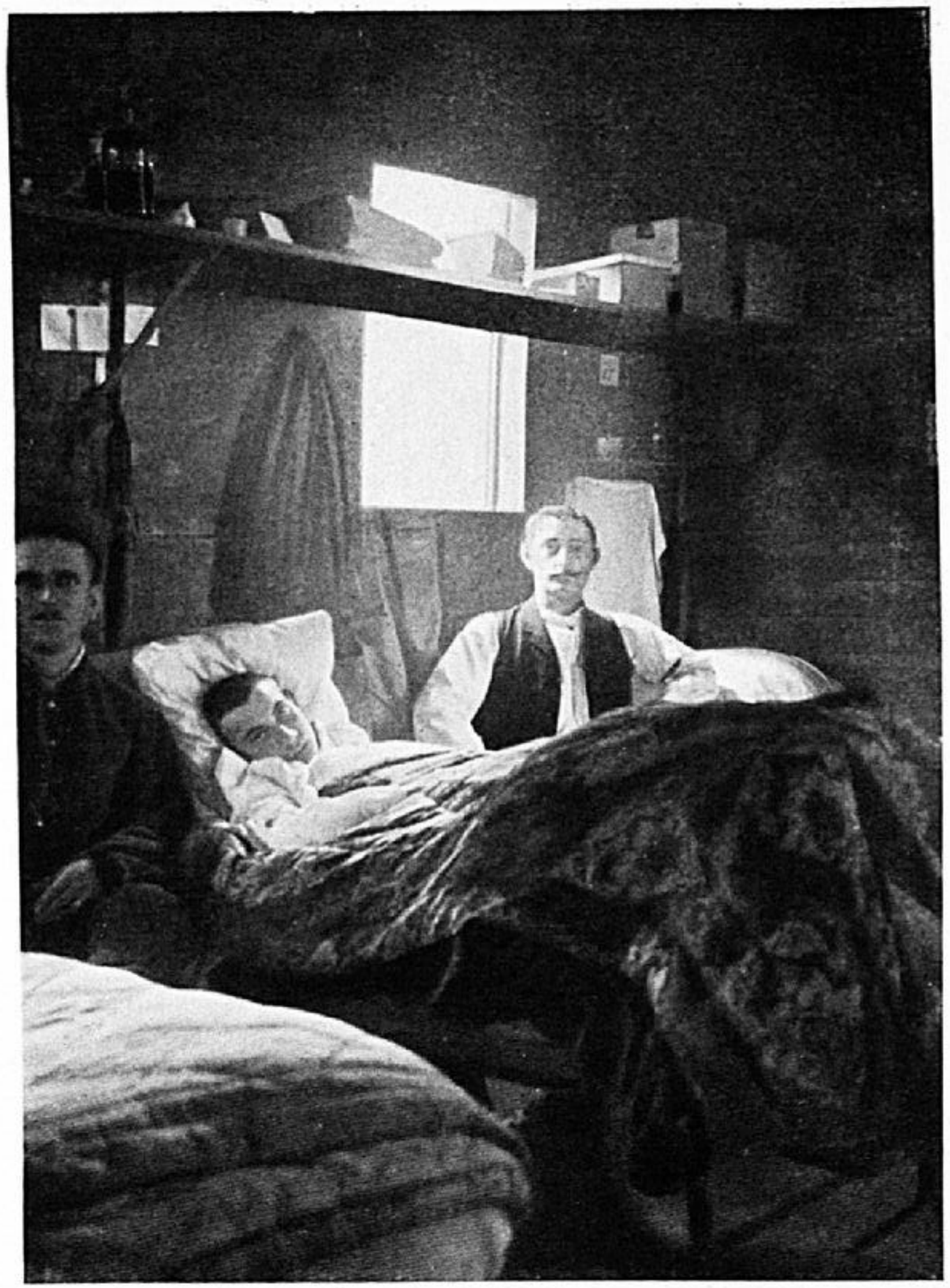
Trubschachen, 24. Juli 1916, abends.

Es ist eine gute Sache, wieder zu Hause zu sein — und zugleich merken zu dürfen, dass in der Gemeinde zum Rechten gesehen worden ist, dank der Tätigkeit meines Stellvertreters, den vielen Bemühungen und dem Interesse des Kirchgemeinderatspräsidenten und der so vieles in sich schliessenden Fürsorge meiner lieben Frau.

Bern, 25. Juli 1916.

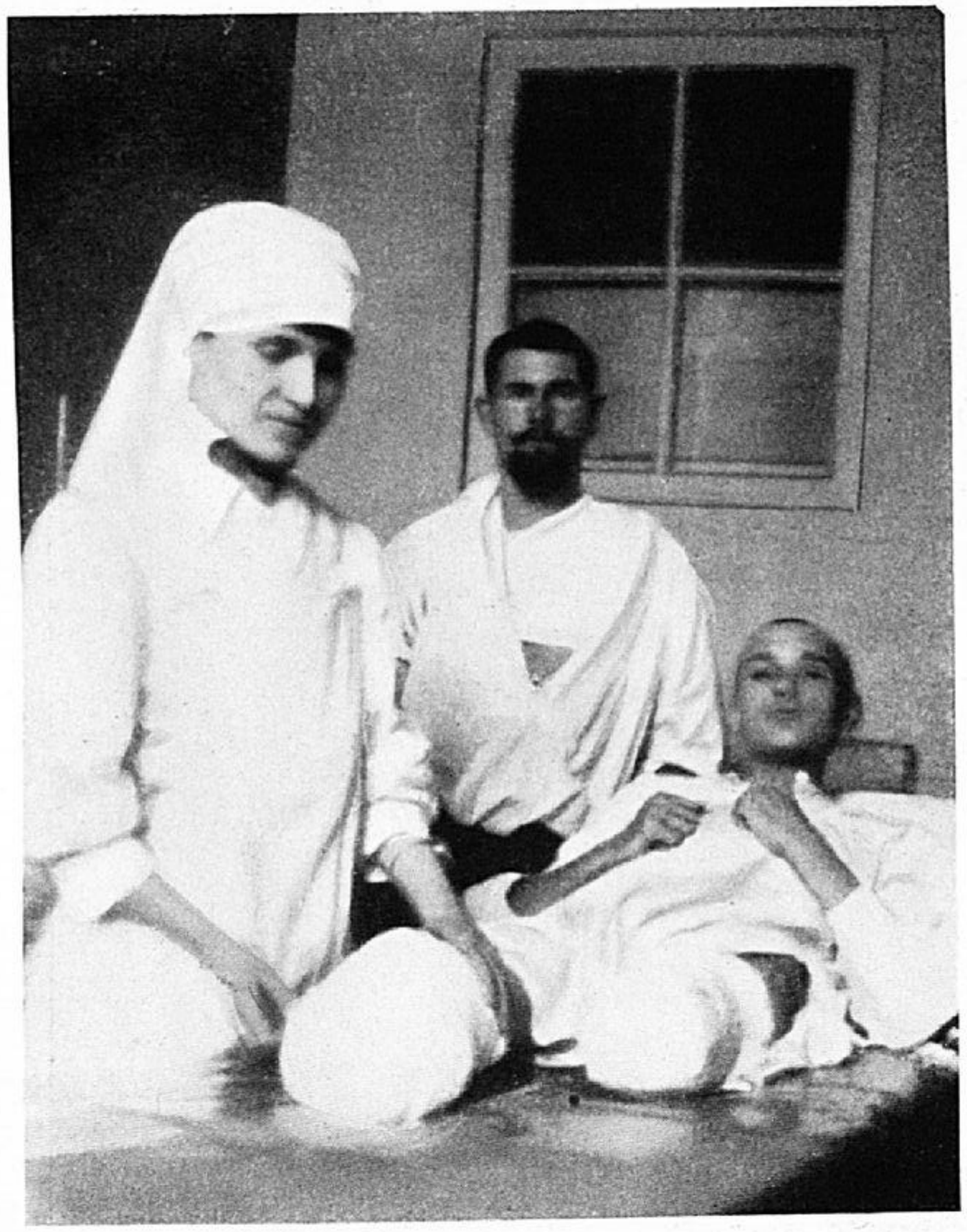
Heute erstes Vorsprechen im Bundeshaus auf dem Politischen Departement, bei Legationsrat v. S. Ich bin froh, dass ich für meine Angelegenheiten keine besondere Intervention beanspruchen muss, sondern selber ganz ordentlich durchkomme — denn aus mancherlei Aeusserungen merke ich, dass der Bundesrat gerade gegenwärtig schon der harten Nüsse genug zu knacken hat in einem nicht immer ganz erfreulichen Verkehr mit den kriegführenden Ländern und ihren Vertretern.

Auf der deutschen Gesandtschaft bekomme ich eine Ahnung



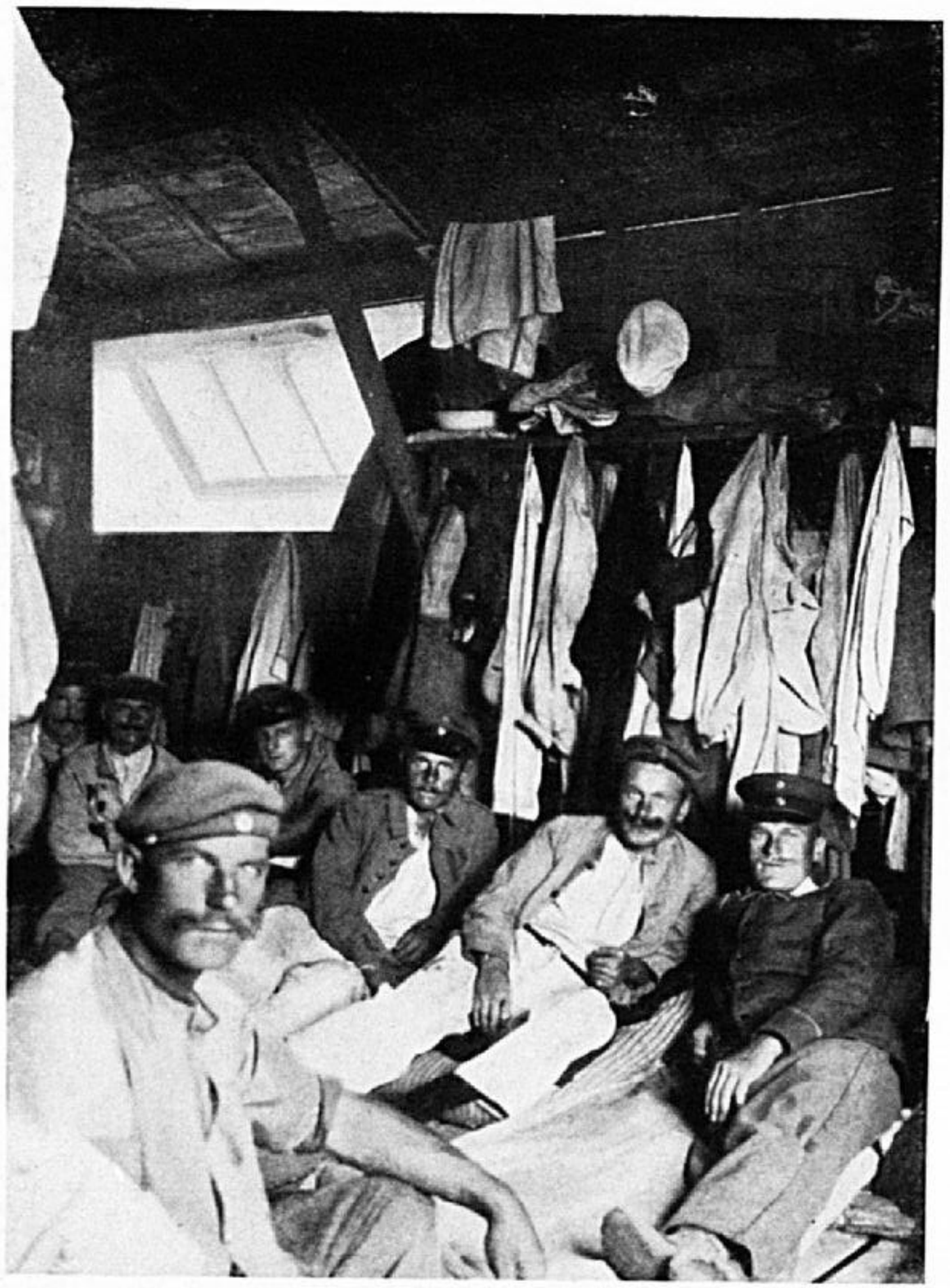
Im Bett: Der daheim totgeglaubte Grenadier-Leutnant v. C. im Gefangenenlazarett Le Mans

(Seite 65)

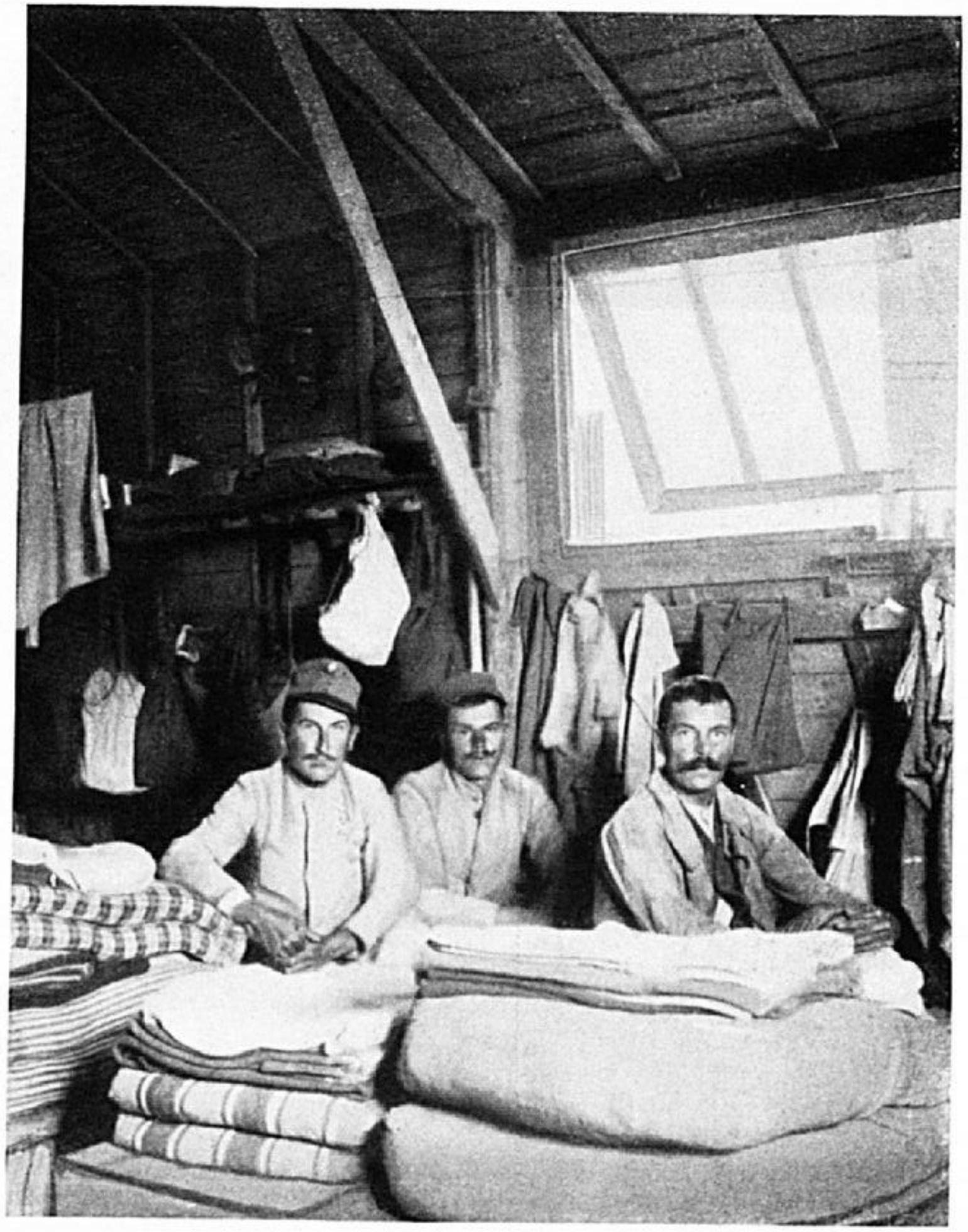


Mecklenburger Bauernsohn, dem beide Beine abgeschossen wurden, im Gefangenenlazarett Roanne

(Seite 130)



Mangelhafte Lagerverhältnisse im Lager L. P. bei La Rochelle
(Seite 67)



Gute Betten im Lager Brest. Oesterreichische Gefangene
(Seite 53)

davon, dass sich jetzt im engern oder weitern Bannkreis der Auslandvertretungen der kriegführenden Länder in Bern allerlei Existenzen bewegen, vielleicht auch etwas zweifelhafte, die unter dem Vorwand von allerlei harmloser Betätigung, sogar religiöser, sich bei uns aufhalten, sich aber in Wirklichkeit mehr mit Ueberwachung und Gesinnungskontrolle von Schweizerbürgern befassen, vielleicht auch direkt Kriegs-Spionage betreiben. — Und für unsere Behörden mag es nicht immer leicht sein, da gleich zuzugreifen, weil diese Elemente oft eine Zeitlang unter ganz gut gewählter Maske arbeiten.

Bern, 25. Juli 1916.

Die Hauptberichterstattung über meine Tätigkeit fand heute vor Bundesrat Hofmann, dem Chef des Politischen Departements, statt.

Ich habe den Eindruck, dass er mir die am Anfang zugebilligte weitgehende Freiheit der Bewegung und Entschliessung weiter gewähren wird. — Er hat wenige Bemerkungen gemacht zu dem, was ich zu sagen hatte, aber diese wenigen Aeusserungen zeugten von einer grossen Sachkenntnis dieser doch sehr speziellen Materie und von einem merkwürdig sichern, zutreffenden Urteil.

Zweite Frankreich-Reise

Unterwegs nach Paris, 16. August 1916.

Ein Krankheitssturm (mit schwerer Operation), der über unsern Aeltesten kam, ist gottlob so gnädig vorübergegangen, dass ich dann doch ruhig abreisen konnte.

Vor der Abreise bin ich zum ersten Male mit Angehörigen von Kriegsgefangenen in Berührung gekommen: mit der Gattin des in Fougères gesehenen Freiherrn Hauptmann v. Gl., die in ihrer Art gut zu ihrem sehr sympathischen Mann zu passen scheint. Das Zusammentreffen mit ihr und ihrer Familie fand im Hotel Bellevue statt, das jetzt einem merkwürdigen Doppelzweck dient: Es ist Absteigequartier der internationalen sehr gut gestellten Gesellschaft — und zu gleicher Zeit Hauptquartier unserer Armeeleitung, des Generals.

Diese etwas eigentümliche Kombination mag zwar die Landessicherheit nicht in Gefährdung gebracht haben, aber das eine oder anderemal soll es zu etwas peinlich-komischen Situationen und Erlebnissen gekommen sein.

Bei der Abschiedsbesprechung mit Bundesrat Hofmann trug sich etwas zu, das nur deshalb Erwähnung findet, weil es für die unabhängige Art, für das demokratische Denken dieses Staatsmannes charakteristisch ist.

Im Wartesalon des Politischen Departements im Bundeshaus fand sich gleich nach mir der Gesandte des Landes X. ein, der auch in Audienz empfangen werden sollte. Als der Weibel, welcher das Anwesendsein von uns beiden dem Departementschef gemeldet hatte, zurückkam, erhob sich der Gesandte sofort,

wohl in der Annahme, dass er vor dem einfachen Bürger des Landes ohne weiteres den Vorrang des Empfanges haben werde. — Aber der Weibel bemerkt mit höflicher Bestimmtheit: „Der Herr Bundesrat wünscht zuerst den Herrn Pfarrer zu empfangen, der auf diese Stunde bestellt ist und dessen Zeit knapp zugemessen ist."

Die Exzellenz sah zuerst den Weibel, dann den Pfarrer mit einem Blick nicht ganz zufriedener Verwunderung an und setzte sich dann wieder, sich wohl allerlei Gedanken machend über Eigentümlichkeiten in demokratischen Staaten und bei demokratischen Magistraten.

Brest, 19. August 1916.

Bei der Auswahl des Absteigequartiers hier in der Hafenstadt, habe ich zunächst danebengegriffen. Im allerdings schon etwas veralteten Reiseführer war das Hotel d'A. angegeben und empfohlen als „gut bürgerliches Haus mit Ausblick auf das Meer". — Was ich dann aber dort antraf, das sah punkto Einrichtung, Sauberkeit, Bedienung und Gäste einer schlimmen Matrosen-Herberge bedenklich ähnlich — und es kamen mir plötzlich Bilder des grossen englischen Malers Hogarth in den Sinn, mit Darstellungen aus den Verbrecher- und Elendsquartieren Londons.

Zur Not hätte ich selber es da zwar schon kürzere Zeit ausgehalten, aber es war ausgeschlossen, dass ich hier den Besuch irgend einer amtlichen französischen Persönlichkeit hätte entgegennehmen können. So bezahlte ich denn zwar das Quartier für eine Nacht, aber Gebrauch machte ich davon nicht, sondern ich wandte mich anderer Unterkunft zu.

Eine wertvolle Hilfe zur Durchführung meines Tätigkeits-Programms ist mir ein französischer Abbé gewesen, welcher als Hilfsfeldprediger und als Dolmetscher im hiesigen Kriegsgefangenenlager im Dienste steht. Den stattlichen Mann mit blondem Vollbart und den blauen Augen hätte man zwar viel eher als Vollblut-Germanen angesprochen, besonders beim Anhören seines fehlerfreien Deutsch. Er löste mir dann das Rätsel seiner Person und seiner Sprachkenntnisse durch die Erklärung: „Ich habe die deutsche Sprache einst auf den Knien

meiner deutschen Grossmutter im württembergischen Schwarzwald gelernt."

Er war zunächst mein Begleiter ins grosse Militärspital und machte mich dort lächelnd darauf aufmerksam, dass fast alle orthopädischen Apparate und viele chirurgische Instrumente deutscher Herkunft seien. Vielleicht waren sie teilweise sogar noch während des Krieges von Deutschland bezogen worden, aber freilich sind sie nur auf allerlei Umwegen nach Frankreich gelangt.

Auf dem gemeinsamen Gange zum grossen Gefangenenlager Brest-Kéroriou sprach der Abbé bald auf deutsch, bald auf französisch von mancherlei Dingen, die er auf dem Herzen hatte, auch vom Verhältnis von Staat und Kirche in Frankreich. „On ne parle nulle part davantage de liberté que chez nous en France; mais en réalité il n'y en a nulle part moins que chez nous." (Man spricht in keinem Lande so viel von Freiheit wie bei uns; aber in Wirklichkeit gibt's in keinem Lande so wenig wirkliche Freiheit wie bei uns.)

Das mag teilweise wirkliche, bittere Wahrheit sein. Etwas Schwarzseherei wird dieser Behauptung aber doch auch beigemischt sein, kommt mir vor.

Bemerkenswerte Begegnungen in der Nähe des Bahnhofes:

Da kommt uns ein Soldat entgegen, geführt von einem etwa 12jährigen Knaben. Seine Uniform ist geschmückt mit mehreren Tapferkeitsauszeichnungen. „Wohl ein Kriegsblinder," sage ich zu meinem Begleiter im Blick auf den unsichern, zögernden Tritt des Soldaten. „Nein, leider einer, der zu viel getrunken hat," ist der Bescheid des Abbé. Er kenne ihn gut. — An der Front sei er ein Held; zum gefahrvollsten Unternehmen bereit. Zu Hause aber, in der Reichweite der Wirtschaften, gegenüber dem Alkohol und den Trinkkumpanen völlig widerstandsunfähig. Er sei eben auf Urlaub gekommen, habe aber, wie es scheine, vor dem Nachhausegehen noch einen Pintenkehr gemacht — und sei dann allem nach von seinem ihn suchenden Knaben in diesem Zustand gefunden worden!

Etwas später begegneten wir dann einem tatsächlichen Kriegsblinden, einem ganz jungen Mann, der von seinem kleinen Bruder in ein staatliches Institut zur Berufsumlernung geführt wurde. — Da mag eine solche Umstellung wohl noch möglich sein.

Aber, ich muss an jenen wohl über 35jährigen Landwehrsoldat, einen Landwirt, denken, den ich, geführt von seinem kaum schulpflichtigen Buben, während der ersten Reise auf einer kleinen Bahnstation antraf. Da ist's schon schwieriger: Zur Bauernarbeit ist das Augenlicht unbedingt notwendig — und das Erlernen eines speziellen Blindenberufes ist in diesem Alter vielleicht schon nicht mehr ganz so leicht, wie etwa 15—20 Jahre früher.

Im Gefangenenlager befindet sich auch ein gewisser Bestand österreichischer Gefangener, von der Armee Potiorek, die seit dem serbischen Feldzug und ihrer Gefangennahme noch manches erlebt haben, unter anderm auch die schwere Flecktyphusepidemie, die noch mehr Opfer verlangt hat, als das Schlachtfeld.

Als ich mit diesen Leuten reden wollte, kam mir so recht zum Bewusstsein, an welch unerhörtem Sprachreichtum die österreich-ungarische Monarchie leidet. Man kann wohl sagen „leidet"; denn diese grossen Volks- und Sprachverschiedenheiten müssen doch ein grosser Schwächungsfaktor für dieses Reich sein. — Man sieht ja schon hier, wie wenig, nicht nur sprachliches, sondern auch anderes, inneres sich Verstehen unter diesen Gefangenen vorhanden ist! — Es ist wohl eher ein Verhängnis für Deutschland, dass es sein Geschick an ein so brüchiges, unsicheres Staatsgebilde gebunden hat.

Die Unterkunftsräume, speziell die Schlafstätten mit gutem Bettzeug, machen in diesem Lager einen vorteilhaften Eindruck. Aber diese relativ günstigen äussern Zustände hindern nicht, dass auch hier die Gefangenschaft manchen scharf zusetzt.

Da ist ein Medizinstudent, der mir seine Not klagte. Es fehlen ihm zwar die Bücher nicht zu teilweisem Weiterstudium, aber die seelische Verfassung zu rationeller, beharrlicher geistiger Arbeit sei meist nicht vorhanden. Er leide immer mehr an starker Nervosität, die sich vor allem in Gedächtnisschwäche zeige. — Wenn das so weitergehe, falle er noch völliger Versimpelung anheim und das, dass er später noch ein Examen bestehen könne, wäre kaum mehr zu hoffen. Leider steht das beste Heilmittel, die Freiheitserteilung, nicht in meiner Macht und zunächst auch nicht in der Macht anderer, aber vielleicht kommt's doch noch zu einem gegenseitigen Abkommen betreffend Heimschaffung der langjährigen Gefangenen und dann auch der besonders jugendlichen Gefangenen.

Bei den Zivilgefangenen

Brest, 21. August 1916.

Die beiden letzten Tage wurden vor allem zu Besuchen im Zivilgefangenenlager auf der, Brest vorgelagerten Meeresinsel, Ile Longue, verwendet.

Die Ueberfahrt nach der Insel wurde mir jeweilen durch eine sogenannte Cannonière (Kanonenboot) des Hafenkommandos ermöglicht. Das ist ein grosses Motorboot, welches aber trotz seines Namens keine Kanonen mitführt, immerhin eine kleine militärische Bemannung unter dem Kommando eines höheren Unteroffiziers der Kriegsmarine hat.

Als ich diesem den vom Hafenkommandanten ausgestellten Ausweis vorlegte, rief er, im Blick auf meinen Namen, gleich aus: „Ah, Breton, comme moi; charmé, de conduire un compatriote.“ (Ah, Sie sind Bretone, wie ich; ich bin sehr erfreut, einen Landsmann auf meinem Schiff zu führen.)

Dann nannte er seinen eigenen Namen, der noch viel bretonischer klang und noch viel schwerer aussprechbar und behältlich ist, als der unsrige.

Das war nun etwas neues, die Fühlungnahme mit dieser besondern Art von Gefangenen, den Zivilgefangenen.

Ich muss sagen, dass ich nach diesem Besuch, nach zwei mit diesen Leuten verbrachten Tagen, noch fast bedrückter bin, als nach manchem Gang zu den Militärgefangenen!

Die Zivilgefangenen haben es zwar äusserlich nicht schlechter als die gefangenen Soldaten.

Sie sind in einem Stück sogar scheinbar besser dran, als diese. Es besteht für die Zivilgefangenen kein Arbeitszwang. — Aber vielleicht ist gerade das eine der Ursachen der trostlosen seelischen Verfassung, welche bei mir so vielen dieser Gefangenen in erschreckender Weise entgegentrat. Nie ist es mir deutlicher geworden, als hier, dass die Möglichkeit, Tag für Tag nichts zu tun, viel mehr ein Unheil ist, als ein Vorteil und Vorrecht.

Wenn mir wieder einmal ein gefangener deutscher Soldat über die für ihn vorhandene Nötigung zur Arbeit klagen wird (was schon öfters geschehen ist), dann werde ich, nach meinen Erlebnissen bei den untätigen Zivilgefangenen, ihm sagen: „Danken Sie Gott, dass Sie arbeiten müssen, arbeiten dürfen, sonst wären Sie

am Gemüt und Verstand auch bald so übel dran, wie die Mehrzahl der der Untätigkeit überantworteten Zivilgefangenen!“

Was neben solchem Mangel an richtiger, regelmässiger Beschäftigung, die Gefangenschaft für die letztere Art der Gefangenen noch weiter besonders bedrückend macht, das sind die besondern Umstände, unter denen sie der Freiheit beraubt worden sind.

Der gefangene Soldat war als Feind in Frankreich eingedrungen (wenn auch oft mehr auf Befehl, als nach eigenem Willen); diejenigen, die jetzt in den Zivilgefangenenlagern sich befinden, waren bei Kriegsausbruch dagegen entweder als harmlose Vergnügungsreisende, oder als hier Niedergelassene auf französischem Boden, ohne irgendwelche feindselige Absicht und Betätigung. — Manche fühlten sich heimisch hier, wo sie seit Jahren in tüchtiger Berufstätigkeit ihr ausreichendes Brot fanden.

Um so sinnloser und bedrückender muss ihnen jetzt ihr Gefangensein vorkommen.

Von diesen Besuchen bei den Zivilgefangenen auf der Ile Longue bleiben mir vor allem zwei Begegnungen im Sinn:

Da war zuerst das Zusammentreffen mit Missionar W. von der Basler Mission, welcher durch den Krieg und die Gefangenschaft seiner Tätigkeit in West-Afrika (ich glaube in Kamerun) entrissen wurde, dann über allerlei Leidensstationen hierher gelangt ist.

Von diesen bisherigen Gefangenschaftserlebnissen weiss ich eigentlich nicht viel Genaues, weil er, während seiner ganzen Unterredung mit mir, kaum von sich selbst gesprochen hat, sondern von den Nöten und Anliegen seiner Gefangenschaftsgenossen, welche er mir a ns Herz legte. Durch verschiedene derselben erfuhr ich dann, wie viel er selber schon persönlich für seine Mitgefangenen getan, gerade auch, um ihnen innerlich durchzuhelfen. Das durch verständnisvolles, ermutigendes Wort, ganz besonders aber durch sein Beispiel, durch sein Getrostbleiben inmitten der auch für ihn reichlich vorhandenen Widerwärtigkeiten.

Seine Gegenwart hier ist wirklich eine Wohltat für viele seiner Schicksalsgenossen. Sein Tun ist im Grunde eine Fortsetzung des unterbrochenen Missionsdienstes, nur jetzt „in Banden“ und unter nicht ganz leichten neuen Umständen.

Darin, dass er andern ihre Last tragen hilft, liegt gewiss aber auch eine gewisse Entlastung, Hilfe und Aufrichtung für ihn selber. — Wer bemüht ist, das eigene Leid in den Hintergrund zu

stellen und nach der Bürde der andern Ausschau zu halten, der kommt gewiss schliesslich selber leichter durch, als der, bei welchem sich alles stets nur um die eigene Person dreht.

Zu den Letztern gehörte jener junge Kaufmann in diesem Zivilgefangenenlager, welcher mich nahezu eine Stunde gänzlich in Anspruch nahm, mich da eingehend unterrichtete über alles, was ihm mangelt und was für ihn getan werden müsse. Unter anderm, es sollten von mir an 37 Familien, teils in Deutschland, teils in der Schweiz Briefe geschrieben werden; das zum Verdanken schon an ihn gemachter Sendungen, aber hauptsächlich zur Veranlassung neuer Geschenksendungen an ihn.

Schliesslich musste ich ihn daran erinnern, dass ausser ihm noch etwa 1000 andere Gefangene im Lager seien, und dass, wenn jeder so viel Zeit für sich in Anspruch nehmen und gleichviel Korrespondenz zu seinen Gunsten verlangen würde, ich Wochen lang nur an dieses Lager gebunden wäre und an die 37 000 Briefe schreiben müsste!

Dermassen ins Kraut geschossene Selbstsucht eines verwöhnten und anspruchsvollen jungen Herrn ist gottlob aber doch eher eine Ausnahme.

Der Hafen von Brest scheint eine besondere Bedeutung zu haben als Einfuhrhafen für Pferdenachschub für die französische Armee. Seit Anfang des Krieges seien hier aus überseeischen Ländern, aus den Vereinigten Staaten, aus Kanada, gegen 80 000 Pferde ausgeladen worden.

Ausserhalb der Stadt sieht man dann auch lange Reihen von Barackenställen zu vorübergehender Unterbringung dieser Pferde-Transporte.

Wo so viele Pferde sind, gibt's auch viele Düngerhaufen. Letzthin haben mehrere entwichnene deutsche Kriegsgefangene in einem dieser Misthaufen provisorisches Versteck gesucht, von dem aus sie dann ein abfahrendes neutrales Schiff erreichen wollten. — Als „blinde Passagiere" hofften sie dann die Flucht fortsetzen zu können. Aber bevor das möglich war, wurden sie in ihrem eigenartigen Versteck entdeckt und aus demselben herausgegraben.

Mit all diesen Pferdestallungen hängt wohl auch die grosse Fliegenplage zusammen, von der die Stadt Brest jetzt ständig heimgesucht ist, eine Plage, welche auch in unserem sonst sehr gut ge-

haltenen Hotel stark spürbar ist. — Besonders auf den Ess-Saal haben es diese Fliegenschwärme abgesehen. Da lassen sie sich in Massen auf dem bereitstehenden süssen Dessert nieder und verköstigen sich ungeniert und ungestört, bis dann die Hotelgäste an die Reihe kommen. — Die meisten unter diesen Letztern scheinen an diesem schwarzen Gewimmel, das bis zum letzten Augenblick den Crème-Törtchen anhänglich bleibt, wenig Anstoss zu nehmen, wenig den Appetit sich dadurch stören zu lassen.

Einige von der Front gekommene, kurzen Urlaub geniessende, tapfere Kämpfer, zum Teil höheren Ranges, beweisen auch da eine Unerschrockenheit, die ich bewundere, aber selber nicht aufzubringen vermag.

Hier im Kriegshafenort ist die Fremdenkontrolle besonders scharf. Gleich nach meiner Ankunft wurde mir nahegelegt, dass ich mich auf dem Bureau Municipal (Gemeindekontrolle) mit Vorweisung des Passes melden sollte.

Als ich dann etwas später auf dem staatlichen Bureau der Sous-Préfecture zu tun hatte und zufällig diese Anmeldung auf dem Gemeinde-Bureau erwähnte, hiess es bei den Staatsvertretern, diese Herren von der Municipalité (Gemeindebehörden) mischten sich immer in die Dinge, welche sie nichts angingen; diese Aufforderung zur Anmeldung sei unberechtigt gewesen.

In Zukunft solle ich nur allfällige Weisungen von dorther ignorieren.

Es wurde mir dann von unbeteiligter Seite zu verstehen gegeben, zwischen den Vertretern der politisch „bürgerlich" orientierten Landesregierung und der stark sozialistisch gefärbten Gemeinde-Verwaltung sei ein fast chronischer kleiner Kriegszustand vorhanden.

Paris, 22. bis 26. August 1916.

Diese Tage wurden verbracht mit Korrespondenzen für die Kriegsgefangenen, mit Besuchen bei den Verwundeten im Spital Val de Grâce und mit Versuchen, ein etwas hartnäckiges Unwohlsein zu kurieren.

Granville, 27. August 1916.

Das war ein erquickender Gang in der Morgenfrühe längs des Meeresufers, und die gute Luft und der Sonnenschein ersetzten mir

teilweise das Essen, das ich mir wegen Magenschonung in diesen Tagen nur spärlich zuhalten darf.

Dann Gottesdienst im Zivilgefangenenlager in der „Grande Corderie“. Ich bin nicht recht befriedigt. Es kam mir vor, als ob mein Denken und Reden und das Denken der Gefangenen nicht richtig zusammengekommen wären, als ob die ganze Zeit eine Art von Graben zwischen uns gewesen sei. — Lag es vor allem an mir, oder waren bei den Zuhörern hier, mehr als anderswo, allerlei innere Hindernisse vorhanden?

Coutances, 28. August 1916.

In den weiten Räumen eines frühern Priesterseminars sind hier etwa 600 deutsche Verwundete von den Kämpfen an der Somme untergebracht. Nach einem Gottesdienst für die leichten Verletzten bin ich in den Sälen mit Schwerverwundeten von Bett zu Bett gegangen. In einem kleinen Isolierraum lag ein junger Soldat aus Quendlinburg, der sichtlich dem Ende nahe war. Nach seinem Wunsch sagte ich ihm langsam die Worte des Psalm 23. „Es tat wohl, das noch einmal zu hören,“ hiess es bei ihm mit leiser Stimme, worauf er ganz bald still entschlafen ist.

In der Abteilung für Offiziere war ein Infanterie-Major, welchem vor kurzem ein Bein amputiert worden ist. Er erzählt einiges von zu Hause und von seinem Erleben in den letzten Kämpfen. Plötzlich brach er in lautes Weinen aus — und sagte dann erklärend: „Ich war nicht immer so, dass ich mich fast nicht mehr beherrschen kann. Aber wir sind in der letzten Zeit Tag und Nacht in einer wahren Hölle gewesen!“

Einer Anregung meines trefflichen Kollegen, des P. de Courten, Folge gebend, habe ich mir die Namen aller Verwundeten und die Adresse ihrer nächsten Angehörigen verschafft. Dann wird durch Vermittlung der vorzüglich arbeitenden Hilfsinstitution Pro Captivis in Bern eine kurze Mitteilung in die Heimat gesandt des Inhalts, dass der betreffende Soldat noch am Leben sei, allerdings verwundet, aber in guter Pflege im Lazarett für Kriegsgefangene in Coutances.

Diese Zuschrift braucht dann wohl nur die Hälfte der Zeit, welche sonst die privaten Mitteilungen der Gefangenen und die amtlichen Benachrichtigungen der Kriegführenden in Anspruch nehmen.

Es hat ja schon seine Bedeutung, wenn das bange Warten zu Hause auf ein Lebenszeichen um die Hälfte abgekürzt werden kann!

N. B. Dass diese raschen Benachrichtigungen manchen in der deutschen Heimat zu einem erleichterten, frohen Aufatmen nach bangen Stunden verhalfen, das konnte ich etwas später aus allerlei Dankesworten merken, welche aus Deutschland kamen. Eines davon — rührend nach Form und Inhalt — lautet: „Euer Durchlaucht lege ich meinen untertänigsten Dank zu Füssen für die herrliche mir gesandte Botschaft, dass mein lieber Mann noch am Leben ist.“ — „Durchlaucht“ ist sonst nur gegenüber Fürstlichkeiten als Anrede gebräuchlich. Dieser liebenden Frau aus dem Volke muss aber in ihrer überwallenden Freude auch der einfache schweizerische Feldprediger und Landpfarrer, welcher ihr die Nachricht vom noch lebenden Gatten zukommen liess, wie ein Wesen höherer Art vorgekommen sein!

Bewegter Tagesabschluss

Granville, 29. August 1916.

Das war heute im eigentlichen Sinn des Wortes ein bewegter Tag oder doch Spätnachmittag.

Mein Reiseziel war die im Kanal gelegene Gruppe kleiner Inseln, welche unter dem Sammelnamen Ile Chausey bekannt ist. Dort befindet sich ein Zivilgefangenenlager. Ein Dampfer von sehr bescheidenen Ausmassen, wie man sie etwa auf dem Bielersee trifft, besorgt den Verkehr vom Festlande her. Als Gutwetter-Fahrzeug mag das gewiss gehen, sagte ich mir bei der Abfahrt, als wir aus dem Hafen in das unter blauem Himmel ruhig daliegende Meer hinausfuhren.

Auf der bewohnbarsten dieser kleinen Inseln sind die Gefangenen in einem halb unterirdischen Befestigungswerk aus früherer Zeit, wo man sich noch gegen England sichern musste, untergebracht. Bei Besprechungen mit den Einzelnen merkte ich, dass der eine und andere, welcher hier als Deutscher büsst, in Wirklichkeit kaum als solcher angeführt werden kann. Da war z. B. ein junger Mann, der in Zürich geboren ist von einem deutschen dort niedergelassenen Vater. Der Sprache und Gesinnung nach ist er

ganz Schweizer, exakt so gut, wie seine Zürcher Schul- und Berufskameraden. — Zu kürzerem Aufenthalt beim Kriegsausbruch in Frankreich weilend, hat er darum in nützlicher Frist auch gar nicht an schleunige Abreise gedacht.

Da fand ich auch einen Bankfachmann, der aus seinem Geschäft in Paris hierher gebracht wurde. Er stammt aus angesehener Hugenottenfamilie, die in der Verfolgungszeit ihre Flucht in Frankfurt a. M. beendigte und dort ihrem Glauben auf viele Weise Ehre machte, auch durch Berufstüchtigkeit. Er hat dann, wohl in jungen Jahren, den Rückweg in die einstige Heimat angetreten und in Paris als Inhaber einer Bank seine materielle Existenz begründet und auch sein Heim gefunden Aber er hat noch einen deutschen Heimatschein — und darum musste er bei Kriegsausbruch alles im Stich lassen, seinen Beruf, sein schönes Familienleben, seine wohltuenden Beziehungen zu den protestantisch-französischen Kreisen in Paris — und als Ersatz für all das ist das Gefangenenlager da in der Meereswildnis, ein Zusammensein Tag und Nacht mit zum Teil recht zweifelhaften Elementen. (Ins Ausland geht sowohl der tüchtigste, als auch der verkommenste Deutsche.) Aber über diese äussern und doch grossen Unerfreulichkeiten seiner gegenwärtigen Existenz beklagt er sich eigentlich wenig. Was er — neben dem Missen des Familienlebens — besonders schmerzlich empfindet, ist, dass ihm hier jede Möglichkeit kirchlicher Erbauung, von welcher er zu Hause reichlich Gebrauch machte, entzogen ist. Die Sonntage unterscheiden sich hier recht wenig von den oft gar trostlosen Werktagen.

Im Blick auf die nur kleine Zahl der Oesterreicher unter den Gefangenen ist es etwas verwunderlich, dass die Vertrauensstellung eines „Lagerführers“, welcher den Verkehr der Gefangenen mit dem französischen Kommando vermittelt, gerade einem Vertreter dieses Landes übertragen wurde. — Die Franzosen begründen diese von ihnen vorgenommene Ernennung, dass der Verkehr mit den Oesterreichern für sie leichter und angenehmer sei, als derjenige mit den andern Gefangenen. Beim Oesterreicher finde man mehr Anpassungsfähigkeit und Zugänglichkeit.

Eine kleine Arbeitspause und zugleich eine kleine Ueberraschung brachte mir das Mittagessen.

Ein französischer Verwaltungsoffizier, welcher mit mir die Ueberfahrt gemacht hatte und der im Lager dienstlich zu tun hatte,

hatte mir am Morgen den Vorschlag gemeinsamen Mittagessens im einzigen kleinen Gasthof der Insel gemacht. Er wolle, wenn es mir recht sei, ein „Déjeuner maritime“ bestellen, das heisst eine Mahlzeit ausschliesslich von Speisen, welche dem Meere entstammen. — Ohne nach Einzelheiten zu fragen, hatte ich zugestimmt.

Mit der Fischsuppe und den folgenden Fischgerichten kam ich gut zurecht. Es ging auch noch ordentlich, als die Crevettes, ganz kleine Krebse, kamen. Aber nicht ohne Besorgnis sah ich zu, als dann austernartige Muscheltiere und allerhand kleine Schnecken aufgetischt wurden. Den Hauptangriff auf diese speziellen Platten überliess ich gerne meinem militärischen Tischnachbar, welcher für dieses etwas ungewöhnliche Menu verantwortlich war und sich dann auch als allen Anforderungen desselben gewachsen zeigte.

Auf dem Rückweg zum Lager trat ich gerne einen Augenblick in eine alte Kapelle am Wege, in welcher gar manches Dankeszeichen (Ex-voto-Zeichen) für Errettung aus grosser Seenot von Schiffskapitän, Matrosen und andern Meerbefahrern aufgehängt ist.

Dass auch für unser Schifflein Seenot bevorstehend sein könnte, daran dachte ich in diesem Augenblick nicht. Das Wetter sah noch ganz Zutrauenerweckend aus, wenn auch die grosse Himmelsklarheit des Morgens nicht mehr ganz vorhanden war.

Beim Gottesdienst am Nachmittag freute ich mich des kräftigen Gesanges, des guten, verständnisvollen Harmoniumspiel's und der deutlich merkbaren Aufmerksamkeit der Zuhörerschaft, welche aus Protestanten und Katholiken gemischt war.

Beim Eintreffen gegen Abend am Landungsplatz war am westlichen Horizont eine dunkle Wolkenwand sichtbar. — Sie stund zwar noch ziemlich niedrig und schien noch nicht sofortige Bedrohung zu bedeuten. Auch unser eben herangekommener Kapitän blickte in dieser Richtung. — Ich warf ihm einen fragenden Blick zu. „On aura une bonne petite brise.“ (Es wird ein ordentliches Lüftchen geben), war sein Bescheid, den meine Unvertrautheit mit Seemannsausdrücken nicht ohne weiteres ganz zu deuten wusste.

Wir hatten noch kein Drittel der Fahrt hinter uns, als nach rascher Verdunkelung des Himmels, die „bonne petite brise“ uns entgegen kam; nach Landbewohnerbegriffen: ein gehöriger Sturm. Es dauerte nicht lange, so lagen und sassen die Passagiere, mit

Ausnahme des Quartiermeisters und des Schreibers dieser Zeilen, in recht trostloser seelischer und körperlicher Verfassung da und dort auf dem Schiffe herum, sich festhaltend, wo und wie das etwa möglich war. Ich fühlte, dass auch bei mir der Widerstand gegen die Seekrankheit nicht von unbeschränkter Dauer sein werde. Fast mit einem gewissen Neid betrachtete ich einen grossen Fisch (Marsouin), welcher eine Zeitlang das Schiff begleitete, öfters mit kräftigen Sprüngen sich über die Meeresoberfläche emporschnellend. Der schien ganz anders in seinem Element zu sein, erhabener über Sturm und Wellengewalt, als wir Menschen und auch als unser kleiner Dampfer, welcher immer mehr ein Spielball der stets höher anschwellenden Wogen wurde.

Eine besonders wuchtige Welle, die ziemlich hoch über das Schiff dahinbrauste, nahm plötzlich das einzige, hinten befestigte Rettungsboot mit sich und schleuderte es ins bewegte Meer hinaus. Da geschieht etwas Unerwartetes: Der zunächststehende Matrose springt blitzschnell über das Schiffsbord dem Rettungsboot nach. Das trotz der grossen Gefahr, entweder zwischen dem Dampfschiff und dem Boot erdrückt zu werden, oder neben das Boot zu gelangen und zu ertrinken.

Aber der kühne Sprung, fast ein Tellensprung (nur in umgekehrter Richtung), glückt. Der unerschrockene Mann gelangt direkt in das flüchtige Boot hinein, bevor es zu weit abgetrieben ist. Ein ihm rasch zugeworfenes Tau (Schiffsseil) hilft ihm, die Verbindung mit dem Dampfschiff wieder herzustellen.

Es lag eine gewisse Beruhigung darin, das Rettungsboot wieder zu unserer Verfügung zu wissen. Freilich im Ernstfall hätte kaum die Hälfte der Schiffsbelegung darin Platz gefunden und auch für die wäre es bei solchem Wellengang nur eine unsichere Zufluchtsstätte gewesen.

Der Kurs, welcher unser Dampfer bei zunehmendem Sturm einschlug, kam mir zunächst verwunderlich vor. Er hielt deutlich von der Küste ab gegen das offene Meer zu. Mir, dem Landbewohner, kam es vor, es wäre passender gewesen, wenn das Schiff sich direkt dem Ufer zugewendet hätte, damit wir möglichst bald sichern Boden unter die Füsse bekämen.

Unser Kapitän wusste aber, was er tat.

In Granville erfuhren wir dann in später Abendstunde, dass, während wir noch unterwegs waren, ein grosser norwegischer

Dampfer nicht so weit von uns zu nahe der Küste kam, auf ein Felsenriff geriet, scheiterte und mit „Mann und Maus“ in den Wassertiefen verschwand, bevor es, bei dem hochgehenden Meer, möglich gewesen wäre, vom Ufer aus rechtzeitig Hilfe zu bringen.

Auch für uns mag bei dieser Fahrt die Entfernung zwischen uns und dem Tode nur „einer Hand breit“ gewesen sein!

Paris, 30. August 1916.

Auf der Rückreise lange Unterhaltung mit einem Mitreisenden, wohl Gross-Industriellen, welcher unter anderem erklärte: „Nous ne ferons pas la paix avec l'Allemagne avant que Guillaume et son fils, le Kronprinz, n'aient été fusillés.“. Es sieht fast so aus, als ob die Nichtkämpfer, die Zivilisten, die Erbittertsten und Schärfsten unter den Kriegsgegnern seien.

Unter den vorgefundenen Posteingängen ist eine Nummer des „Ouest-Eclair“, einer vielgelesenen Zeitung der Bretagne. Ein Artikel ist darin angestrichen und das erinnert mich an jenes Zusammentreffen in Brest mit einem Redaktor jenes Blattes. — Der kam mit der Bitte um ein Interview, um Mitteilung meiner Eindrücke aus den Gefangenenlagerbesuchen in der Gegend von Brest.

Nach ernstlichem Zögern liess ich den Zeitungsmann, welcher einen vertrauenswürdigen Eindruck machte, etwas wissen von den im ganzen günstigen Feststellungen, welche ich gerade in und um Brest betreffend Behandlung der Militär- und Zivilgefangenen gemacht hatte. — Auch über die Erleichterung meiner Aufgabe durch die dortigen Behörden konnte ich mancherlei rühmen. Auf die Frage nach der Behandlung der französischen Gefangenen in Deutschland sagte ich ihm offen und deutlich, dass auch da manches Anerkennung verdiene, besonders betreffend Unterbringung der Gefangenen; das sei mein Eindruck gewesen bei einigen Besuchen von deutschen Gefangenenlagern in privater Eigenschaft anfangs dieses Jahres.

Es war abgemacht, dass dieser Punkt in dem vorgesehenen Zeitungsbericht auch Erwähnung finden solle. Das schon zur Beruhigung mancher Angehörigen von französischen Kriegsgefangenen in Deutschland.

Nun habe ich in der Nummer des „Ouest-Eclair“ den Bericht

über diese Unterredung vor mir. Er entspricht den von mir dem Redaktor gemachten Mitteilungen und ist mit Verständnis und Takt abgefasst. Aber, was bedeutet die weisse Lücke im Text des Artikels? — Der Redaktor fügt in einem Begleitschreiben bei, er brauche nicht extra zu sagen, welche Partie von der französischen amtlichen Zensur gänzlich ausgemerzt worden sei — das zu seinem aufrichtigen Bedauern. Es war der Abschnitt, in dem meine Anerkennung betreffend manches Erfreuliche in der deutschen Gefangenenbehandlung ausgesprochen war.

Diese Zensurlücke tut aufs neue dar, dass es in diesem Kriegslande der Regierung unerwünscht ist, dass am Feinde irgend ein „guter Faden“ gelassen werde.

— N. B. Das ist aber nicht nur in Frankreich Regel und Vorschrift, sondern, wie ich ein halbes Jahr später erfuhr, völlig auch die Auffassung der deutschen amtlichen Zeitungszensur. —

Le Mans, Sonntag, 3. September 1916.

Das war heute ein ziemlich arbeitsvoller und zugleich ganz mahlzeitloser Tag.

Im hiesigen Militärlazarett fand ich einen recht grossen Bestand verwundeter und kranker Kriegsgefangener. Unter den Letztern waren eine Anzahl Malaria-Kranker: katholische Tropen-Missionare und Kolonialsoldaten. Die meisten in Kamerun in Gefangenschaft geraten, dann von einem afrikanischen Lager zum andern transportiert, unter Umständen, welche der Entstehung von Malaria wohl förderlich sein mochte.

Bei den Leichtverletzten wurde Gottesdienst gehalten. In der Abteilung der Schwerverwundeten fügte es sich, dass ich mich in besonderer Weise mit dem sehr schwer verletzten badensischen Leutnant v. C. befasste. Man hätte glauben können, dass er dem Knabenalter noch fast näher sei, als dem Mannesalter.

Ein Schuss durch die Wirbelsäule hat entweder das Rückenmark zertrennt, oder unter starken Druck gebracht, und er liegt, teilweise gelähmt, in sehr elendem Zustand da. Vom Vorgefallenen weiss er nur, dass er im Kampfe um Estrées nach schwerer Verwundung rasch das Bewusstsein verlor und, als er wieder zu sich kam, sich zu seiner Verwunderung in den Händen der Franzosen befand. Das badensische Grenadier-Regiment, dem er angehört,

hatte wieder zurückgehen müssen, unter Zurücklassung der Verwundeten.

Er fürchtet, dass seine Eltern um ihn, den einzigen Sohn, in grosser Sorge sein werden, aber sein Zustand hat es ihm noch nicht erlaubt, irgend ein Lebenszeichen nach Hause gelangen zu lassen.

Vor dem Weggehen kam mir plötzlich der Gedanke, ich sollte versuchen, von ihm eine photographische Aufnahme zu machen. Die Voraussetzungen des Gelingens waren zwar kaum vorhanden. Ich bin ja ein völliger Anfänger in dieser Kunst. Im weitern stand es mit den Beleuchtungsverhältnissen in dieser Baracke gar nicht am besten, und ich musste den Schwerverletzten da aufnehmen, wo er lag; eine Lageveränderung war natürlich ausgeschlossen.

Ich versprach ihm, das Bild, falls es einigermassen brauchbar sei, so rasch als möglich mit einigen Zeilen seinen Eltern senden zu wollen. — Diese Zusage und ein kurzer religiöser Zuspruch vorher, schienen ihm Beruhigung zu bringen.

Die Kriegsnot trat mir in diesem Lazarett dann noch in anderer Gestalt entgegen: Da war ein deutscher Soldat, dem hatte alles grauenhafte Kriegsleben seelisch so zugesetzt, dass ihn jetzt, in der Gefangenschaft, immer die eine Idee quälte: „Weil ich zum Feinde übergegangen bin, bin ich für alle Zeiten aus der Heimat verbannt — und werde nie, nie das Rheinland, Frau und Kinder dort wiedersehen dürfen; auch nach Kriegsende nicht."

Das wiederholte er auch vor mir immer wieder, als ein schwer Geängstigter.

Ich sage ihm, es gebe kaum etwas Gewisseres, als das, dass er, nach verhältnismässig kurzer Wartezeit, seinen Platz zu Hause am Tisch neben all den Seinen wieder einnehmen werde.

— N. B. Etwa zwölf Tage nach diesem Besuch im Lazarett von Le Mans kam von Karlsruhe von der Mutter des Leutnant v. C., ein Brief, in welchem u. a. folgendes stand: „Aus vollstem Herzen möchte ich unsern Dank aussprechen für Ihre Botschaft, die wir als ein Himmelszeichen begrüssten...

Mit Freudentränen betrachteten wir das Bild. Da sahen wir unsern geliebten Sohn, wenn auch wohl elend, so doch auf dem Wege der Besserung, ihn, der uns für tot gemeldet wurde und der uns wieder geschenkt ist.

Sie, Hochwürden, werden ermessen, was ein Mutterherz empfindet, das wieder hoffen darf, den Sohn zu sehen.“ —

Saintes, 8. August 1916.

Das Zivilgefangenenlager sei Aux Abattoirs (im Schlachthause) hiess es bei meiner Ankunft und Nachfrage nach dem Lager.

Das liess annehmen, dass nichts besonders Erfreuliches zu treffen sei. Aber die Dinge waren dann in Wirklichkeit besser, als man nach der gehörten Bezeichnung hätte vermuten können.

Ich fand ganz neue Gebäulichkeiten, welche noch keine Verwendung gefunden hatten, noch in keiner Weise Ochsen, Kühen, Schweinen zur letzen Aufenthaltsstätte und zur Stätte der Schlachtung gedient hatten.

Diese Räume werden nun speziell zur Familien-Internierung verwendet. Es sind dabei mehrere Basler Missionarsfamilien von den Missionsstationen in Kamerun. Natürlich ist's, verglichen mit den sonst üblichen Wohnstätten, eine etwas primitive Unterkunft. Aber sie ist doch sauber und mag für die wärmere Jahreszeit angehen.

Von den Müttern wird es geschätzt, dass das französische Lagerkommando für Zuwendung eines reichlichen Quantums Milch für die Kinder stets besorgt ist. Das bedeutet allerdings ziemlich viel von Verständnis und Rücksichtnahme. Denn der Milchbedarf einer französischen Familie ist schnell gedeckt. Und je weiter man gegen Süden kommt, desto schwieriger wird die Beschaffung dieses Artikels.

Ich denke, die Franzosen, die sich die rechte Verpflegung dieser grossen und kleinen Kriegsgefangenen angelegen sein lassen, werden auch zu haben sein, wenn für den Winter geeignetes Quartier erbeten wird. Darum will ich mich noch in besonderer Weise bemühen.

Ein Protestant tritt für den unbillig angefochtenen Papst ein

La Rochelle, 9. September 1916.

Nun soll während einiger Tage hier mein Hauptquartier sein zum Besuch der Gefangenenbestände in der Stadt und in der Umgebung derselben.

Schon allerlei Unerwartetes — auch im Erfreulichen — habe ich da erlebt. Dazu gehört, dass der Obere des hiesigen katholischen Seminars und Lycée Fénelon, der aus dem Wallis stammende Abbé de C., mich als Gast für alle Mahlzeiten während meines Hierseins geladen hat. Und so habe ich denn meine Mittagsmahlzeit in einer halb klösterlichen Umgebung und Stille eingenommen, wo man es aber doch auch merkt, dass es Krieg ist.

Mein Tischnachbar im Refektorium (Speisesaal) ist ein Artillerie-Hauptmann, der sonst, in Friedenszeit, das Gewand eines Jesuiten-Paters trägt. Das vernehme ich nach der Mahlzeit vom Gastgeber, der noch hinzufügt: dieser Batterie-Kommandant geistlichen Standes werde als vorzüglicher Soldatenerzieher und Soldatenführer gerühmt, der seine Truppe in nicht gewöhnlicher Weise in der Hand habe und von ihr geschätzt sei.

Eine andere Ueberraschung, diese recht betrüblicher, bedrückender Art, brachte am Nachmittag der Besuch des Gefangenenlagers von La Pallice. — Mit diesem Lager verhält es sich nun wirklich schlimm. So ungenügende Einrichtungen, vor allem in den Schlafräumlichkeiten, habe ich noch nirgends getroffen. Eng zusammengedrängt liegt da am Boden ein Schlafsack am andern. In der Mitte der Baracke ein ganz schmaler Gang, aber ohne Tische und Stühle. Fast keine Möglichkeit, irgendwo persönliche Effekten unterzubringen. Alles so unbequem und ungemütlich, als möglich. Aber wohl noch mehr als unter der schwülen Luft dieser überfüllten Räume leiden die Kriegsgefangenen unter dem scharfen Wind der Schikanen, des Uebelwollens, der fast beständig vom Kommandobureau herweht. Ein Höchstmass der Rücksichtnahme auf Kriegsgefangene kann kaum von jedem Kommandanten erwartet werden, aber hier ist nicht einmal ein Mindestmass da.

Am Abend gab es in anderer Weise etwas Unerwartetes. Diesmal dann etwas Erfreuliches. — Auf Wunsch des Abbé de C. besuchte ich mit ihm eine ihm befreundete Persönlichkeit, einen Juristen, der als geschätzter Anwalt an der Cour d'appel in Paris tätig ist und die Gerichtsferien jeweilen mit seiner ehrwürdigen Mutter im alten Familienhaus in La Rochelle zubringt.

Er hatte das dringende Anliegen an mich, dass ich Nachforschungen anstellen möchte nach einem jungen französischen Of-

fizier, welcher in Tagen schwerer Kämpfe an der Front spurlos verschwunden ist. Derselbe war Sekretär auf seinem Anwaltsbureau und dem Chef und noch ganz besonders der ganz jungen Frau des Vermissten liegt diese Sache sehr am Herzen.

Es waren noch drei andere Herren da. Der eine, Mgr. B., intimer Freund und Gast der Familie B., gehört zu den bedeutendsten katholischen Theologen Frankreichs.

Irgendwie kam das Gespräch auf die Einstellung des Saint Père, des Papstes, zum Kriege und zu den kriegsführenden Ländern. Da war nun, speziell im Blick auf den letzten Erlass des Papstes, ein scharfes Urteil gegen den Papst zu hören. Es kam vor allem von den anwesenden katholischen Laien her; aber auch die beiden Kleriker schienen eher zuzustimmen, als abzuwehren.

Es geschah nun das eher Ungewöhnliche, dass es der protestantische Pfarrer war, welcher der Versuch machte, für den heiligen Vater in Rom in dieser Sache einzutreten und die von französischen Katholiken gegen ihn gerichteten Lanzen etwas abzubiegen. Der Papst sei eben, war meine Bemerkung, in recht schwieriger Lage; er müsse dem auch Rechnung tragen, dass auch auf der andern Kriegsseite sehr grosse Bestände seiner geistlichen Kinder sich befänden, speziell im gut katholischen Oesterreich. Dort nicht minder, als in Frankreich, sei man des Glaubens, das gute Recht sei auf der eigenen Seite, und man erwarte deshalb vom heiligen Vater den Schutz dieses Rechtes, oder doch weitgehendes Verständnis für dasselbe. Ein gegen die Zentralmächte gerichteter Bannstrahl könne deshalb dem geistlichen Haupt aller Katholiken nicht zugemutet werden.

Dieses Eintreten für das aus politischen Gründen angefochtene Oberhaupt der katholischen Kirche trug mir die ganz ernst gemeinte Zwischenbemerkung ein: „Vous êtes certainement Suisse catholique!“ (Sie sind jedenfalls katholischer Schweizer!)

N. B. Das Zusammentreffen dieses Abends mit dem Hausherrn, einem Freunde der höchsten Persönlichkeit Frankreichs, des Präsidenten Poincaré, und mit dem sehr bedeutenden, einflussreichen Theologen, Mgr. B., sollte von nicht geringer Bedeutung für mich und meine ziemlich ungewöhnliche Aufgabe in diesem Kriegsland werden.

Es entstand, ohne mein besonderes Zutun, bald ein geradezu

freundschaftliches Verhältnis zu diesen Männern von besonderer Stellung und besonderem Ansehen und damit für mich eine Art von Sicherung und Schutzwall gegenüber den mancherlei Gefahren und Bedrohungen, welchen man in so exponierter Lage und Tätigkeit fast notwendig ausgesetzt war.

La Rochelle, Sonntag, den 10. September 1916.

Zum Beginn des von vielen Gefangenen besuchten Gottesdienstes sang ein aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzter Chor einzelne Partien der deutschen Singmesse. Bei den Privatunterredungen nach dem Gottesdienst sprachen es mehrere aus, die Predigt habe eine wohltuende, dringend notwendige Entspannung in die Gemüter gebracht und sie sei gerade im richtigen Zeitpunkt geboten worden. „Manche unter uns waren nahe der Verzweiflung und in dieser Verfassung zu jeder Verzweiflungstat, auch zur unsinnigsten, bereit."

N. B. Im Kriegsministerium in Paris redete ich bald darauf offen von meinen Eindrücken in diesem Lager, die ganz mit denen von P. de Courten, meinem Amtskollegen, übereinstimmten. Die Folge war die Versetzung des französischen Lagerkommandanten in ein Lager von wesentlich geringerer Bedeutung. Dafür quittierte er mir später dadurch, dass er, zum Ausgleich, mich verklagte, als er glaubte, einen kleinen Uebergriff in meiner Tätigkeit herausgefunden zu haben. —

Am Nachmittag fand ich im Kriegsgefangenenlager im nahen Hafenort Rochefort völlig das Gegenstück zu dem von La Pallice: Einrichtungen, Verpflegung, Behandlung durch den Kommandanten, alles so gut, als möglich und darum auch bei den Gefangenen eine wesentlich andere seelische Verfassung.

Es war für mich wahrhaft erfreulich, am Schluss des Besuches noch die Bekanntschaft dieses Kommandanten zu machen und von ihm allerlei über seine Auffassung seiner Aufgabe zu hören, nachdem ich darüber bereits mancherlei gesehen hatte.

Es zeigte sich aufs neue, wie nicht von allgemeinen Vorschriften, sondern von der Persönlichkeit des Lager-Kommandanten der Zustand eines Lagers abhängt.

Sind die Klagen der Kriegsgefangenen immer hundertprozentig zutreffend?

La Rochelle, 11. September.

Im Militärspital Aufrédy fand ich eine grosse Zahl von Kriegsgefangenen, die an blutiger Dysenterie leiden. Diese schlimme Krankheit muss von Kolonialgefangenen eingeschleppt worden sein und unter den ungünstigen Umständen des Lagers La Pallice, von dem die meisten Patienten herkommen, wird sie dann rasch um sich gegriffen haben.

Am Nachmittag ging es mit einem kleinen Dampfer zu der Miniatur-Insel St. Martin de Ré, die dem Hafen von La Rochelle vorgelagert ist und deren grosse alte Zitadelle wohl in vergangenen Zeiten diese Stadt gegen Angriffe vom Meer her schützen sollte. Jetzt dient die Festung zur Verwahrung einer Anzahl von Kriegsgefangenen. Sie wohnen dort in hohen luftigen Räumen mit Blick aufs Meer und können in der freien Zeit sich in einem weiten Hofe mit schönen Schattenbäumen aufhalten. Auch hier, wie in Rochefort, scheint dem Kommandanten menschliche Behandlung der Gefangenen am Herzen zu liegen.

Während dieses Nachmittags lebte ich wohl am milden Klima, das allem nach dieser Insel beschieden ist — und beim Weggehen erklärte ich dem Kommandanten: Müsste ich in Kriegsgefangenschaft und hätte ich die Wahl des Gefangenschaftsortes, so würde ich wahrhaftig dieser Stätte, unter allem bisher Gesehenen, den Vorzug geben.

N. B. Einige Monate später waren in einer deutsch-schweizerischen Zeitung Mitteilungen eines deutschen Internierten über seine Gefangenschaftserlebnisse in Frankreich zu lesen. Er sprach davon, er habe das Unglück gehabt, eine Zeitlang im Lager St. Martin de Ré gefangen zu sein, und dann folgte eine Beschreibung der dortigen Verhältnisse, aus welchen die Unkundigen unter den Lesern (d. h. ungefähr alle derselben) den Schluss ziehen mussten, zwischen den Zuständen dort und denjenigen, unter welchen der Capitaine Dreyfus die Jahre seiner unverschuldeten Gefangenschaft auf der Teufelsinsel zubrachte, sei kaum irgend ein Unterschied vorhanden. Das Leben auf St. Martin de Ré sei einer Höllen-Existenz sehr ähnlich gewesen.

Es wurde unter anderem mit Entrüstung darauf hingewiesen,

die deutschen gefangenen Soldaten hätten da in allernächster Nähe von französischen Zuchthäuslern ihr Dasein verbringen müssen. Nun waren allerdings Franzosen in der Nähe untergebracht, aber nicht Schwerverbrecher, sondern französische Soldaten, die eine Disziplinarstrafe abzusitzen hatten — und irgend eine unerfreuliche Berührung zwischen deutschen und französischen Inhaftierten fand gar nicht statt.

Den Stempel ähnlicher, ziemlich starker Umstellung und Uebertreibung trug fast alles andere, was da berichtet wurde. Dies alles kaum mit der Absicht direkter, bewusster Wahrheitstrübung. Aber es war einfach diesen und jenen Kriegsgefangenen auf allen Kriegsseiten gar nicht gegeben, die Erlebnisse und Umstände ihrer Gefangenschaft irgendwie ruhig, unbefangen, objektiv beurteilen und zutreffend mündlich oder schriftlich andern dartun zu können. — Eine Begleiterscheinung der seelischen Kriegsgefangenen-Affektion, welche von den Aerzten „Stacheldrahtkrankheit“ genannt wird. Auf Grund solcher Aussagen bildete sich oft das Urteil des Publikums (auch des neutralen) und auch die Meinung der massgebenden staatlichen Instanzen bei den Kriegführenden — und die Folge davon war manchesmal das meist verhängnisvolle und unglückliche Anziehen der Repressalienschraube gegenüber den feindlichen Kriegsgefangenen.

Dabei ist natürlich durchaus zuzugeben, dass auch viel tatsächlich Schlimmes in den Gefangenenlagern aller Kriegsländer sich vorgefunden und zugetragen hat.

Manches davon durch Menschen und ihr Uebelwollen direkt verschuldet; anderes mehr der Ungunst der Kriegsverhältnisse zuzuschreiben.

Ist Präsident Poincaré für den Kriegsausbruch hauptsächlich verantwortlich?

La Rochelle, 12. September.

Unterwegs, beim Stadtausgang, ist eine aus der Reservestellung wieder an die Front gehende Abteilung mittelschwerer Artillerie an mir vorbeigezogen. Die Bespannungspferde sahen zum Teil noch recht mitgenommen aus. Wie muss es erst gewesen

sein, als sie vor einigen Wochen von der Front in die Ruhe-Stellung kamen!

Nicht nur dem Menschen, sondern auch dem Tiere, dem Pferde, setzt der Kriegsdienst scharf zu und verbraucht rasch seine Kräfte.

Beim Stadttor wollte eine junge Dame dem Kommandanten der Abteilung einen Blumenstrauss überreichen. Mit den freundlichen, aber sehr bestimmten Worten: „Je vous remercie, Madame, mais c'est encore trop tôt!" (Ich danke, aber es ist noch zu früh!) wehrte er ab. Er mochte vor der Entscheidung keine Vorschuss-Lorbeeren annehmen.

Nach meinem zweiten Besuch im Lazarett Aufrédy, wo ich noch einmal nach mehreren Schwerverletzten sah, begegnete ich im Hof einem dunkelfarbigen Sanitätssoldaten von den indochinesischen Kolonialtruppen. Ich zeigte ihm den photographischen Apparat und machte ihm mit Zeichen verständlich, ich möchte eine Aufnahme von ihm machen. Nach kurzem Zögern schien er einverstanden zu sein. Als ich nach der Aufnahme wieder meinen Weg fortsetzen will, springt er mir nach und versucht den zusammengeklappten Apparat zu öffnen, dabei in ziemlich grosser Erregung in seiner heimatlichen Sprache eine Erklärung abgebend.

Ein herzugekommener Kamerad, der französisch und anamitisch versteht, deutet sein Tun und Reden also: Er glaubt, ein Teil seiner Person sei jetzt im Apparat geblieben und werde nun auf immer weggetragen; das möchte er um jeden Preis verhindern. Es gelang zum Glück, ihn zu beruhigen. Hätte ich aber gewusst, welche beunruhigenden Vorstellungen für den Asiaten mit der photographischen Kamera verbunden seien, so würde ich von derselben natürlich keinen Gebrauch gemacht haben.

Als Mittagsgast bei Herrn B. — in Gesellschaft von Mgr. B. und eines Vertreters der belgischen Regierung — erfuhr ich mancherlei, was von Interesse war, zum Teil allerdings von betrübendem Interesse.

Der Belgier berichtete von allerlei schlimmen Dingen, welche von den deutschen Truppen in Belgien und im besetzten Nord-Frankreich verübt worden seien. Das beinahe harmloseste sei der Wegtransport nach Deutschland von schönen Möbelstücken und andern Wertgegenständen, veranlasst durch deutsche Offiziere. Er wusste das durch die Namensangabe der Betreffenden

und durch manche Einzelheiten zu belegen. — Hoffentlich handelt es sich doch mehr nur um Ausnahmefälle.

Wie sich das auch verhalten mag, sehr bedauernswert ist jedenfalls das Los der Zivilbevölkerung dieser Gegenden, von denen Tausende und Abertausende, Greise, Frauen, Kinder auf jammervoller, entbehrungsreicher Flüchtlingswanderung hier in La Rochelle vorbeigekommen sind.

So erkläre sich, sagt man mir, die besonders scharfe, antideutsche Einstellung der Bewohner von La Rochelle, wo man eben dieses Kriegselend, vor allem am Kriegsanfang, Tag für Tag vor Augen gehabt hat.

Es wurde auch von den Verboten des Krieges und von der Kriegsverantwortung geredet.

Da erwähnte unser Gastgeber, dass er im Frühling 1914 seinen Freund, den Präsidenten der Republik, Poincaré, in recht gedrückter Stimmung getroffen, und dass dieser ihm seine Befürchtung ausgesprochen, Frankreich könne wohl bald in einen Krieg verwickelt werden und es sei nicht ausgeschlossen, dass diese ohnehin ernste Lage dann noch durch Unruhen im Lande selbst erschwert würde.

Jemand, der tatsächlich die ihm vom feindlichen Ausland zugesprochenen Kriegsförderungsabsichten gehabt hätte, meinte Herr B., würde kaum diese sorgenbedrückte Sprache geführt haben.

An dieser Argumentation mag manches richtig sein, und der Kriegsverantwortungskonto des Präsidenten Poincaré ist vielleicht etwas unbillig belastet worden. Aber, wenn er auch im tiefsten Grunde wohl wirklich vor dem Kriege zurückschreckte, so ist die Kriegsverhinderung doch von ihm vielleicht nicht immer mit den geeigneten Mitteln betrieben worden. Manches in seiner Politik sah doch wirklich eher nach Kriegsförderung aus. Da mag eine gewisse Gleichartigkeit zwischen ihm und seinem Gegenpart, Wilhelm II, vorhanden sein — trotz so grosser Verschiedenheit in fast allen andern Belangen.

Ein unbureaukratischer Admiral!

Rochefort sur Mer, 13. September.

Wegen Erledigung etlicher Formalitäten hatte ich heute auf der höchsten militärischen Instanz dieses Kriegshafens, auf der Pré-

fecture maritime, der Kommandostelle des Vize-Admirals N., vorzusprechen.

Meine Befürchtung, ich werde wohl nur auf langwierigem Dienstweg zum Ziele kommen und eine zeitraubende Wanderung von einem Militärbureau zum andern unternehmen müssen, erfüllte sich nicht. Es ging gleich zum Admiral selber. Nach einer von ihm in herzlicher Tonart geführten Unterredung fertigte er eigenhändig, kurz und bündig, ohne weiteres, das Beglaubigungsschreiben aus, dessen ich zum Verkehr mit den hiesigen Kriegsgefangenen noch bedurfte.

Solche einfache, prompte Erledigungsart einer dienstlichen Angelegenheit ist vielleicht diesem speziellen hohen Offizier eigen. Es ist aber auch möglich, dass so etwas im allgemeinen bei der Kriegsmarine Brauch ist, wo man vielleicht nicht gerade viel auf vielfältiger Federarbeit hält, was am Ende fast als ein Vorsprung vor manchen Landheerstäben gewertet werden könnte.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls bin ich dem hohen, militärischen Herrn, der sich aber sehr schlicht und natürlich gab, für seine unkomplizierte und verständnisvolle Erledigung meiner Angelegenheit dankbar. Und ich habe guten Grund, die Erwähnung des einmaligen kurzen Dienstverkehrs mit der französischen Kriegsmarine mit zwei Sternen der Anerkennung zu versehen.

Das hiesige Zivilgefangenenlager befindet sich in einer Kaserne, deren Hof von hohen Mauern umgeben ist. Als ich vor dem grossen, vergitterten Eingangsportal einen Augenblick stehen blieb und hineinschaute in den Kasernenhof, in welchem die Gefangenen in Gruppen oder einzeln im Kreise herum gingen, kam es mir plötzlich vor, als stehe ich vor Menageriegittern, hinter denen man die tierischen Insassen die Enge des Aufenthaltsraumes immer wieder in ruhelosem Gang durchmessen sieht.

Als ich dann drinnen war, wurde im Kontakt mit den Gefangenen der draussen empfangene Eindruck von der Trostlosigkeit dieses Zustandes noch verstärkt.

Ich hörte nichts als Klagen, einen allgemeinen Ausdruck des Ueberdrusses, der Entmutigung, ja der Verzweiflung. Wünsche, ja Forderungen von allen Seiten, meist Unerfüllbares, Proteste im Blick auf dieses und jenes, was versagt werde.

Ich hatte zuerst vorgehabt, auch hier, wie anderswo, eine kurze, religiöse Ansprache zu halten, aber dann kam es mir vor, das sei

nicht nur wegen räumlicher Schwierigkeiten, sondern auch aus innern Gründen fast nicht möglich, diese Leute seien religiös nicht anfassbar. — Schliesslich unternahm ich es doch. Und am Ende eines langen Kasernenganges Stellung nehmend, sagte ich zu einer ziemlich zahlreichen Zuhörerschaft, zu Protestanten, Katholiken, Israeliten einige Worte. Sie kamen, wenn sie auch ungenügend waren, doch aus aufrichtigem Mitfühlen heraus, und sie wollten versuchen, die Zuhörer vom Elend ihrer gegenwärtigen Existenz abzuziehen, sie heraufzuziehen nach einer andern Richtung hin. Vielleicht war dieses Bemühen beim einen und andern nicht ganz vergeblich.

Ein weiterer Besuch galt dem Lager der Militärgefangenen und den Verwundeten im Kriegslazarett La Touche-Tréville.

Ein katholischer Kleriker redet mit höchster Verehrung von einem protestantischen Theologen

Le Château, Ile d'Oléron, 14. Septemter 1916.

Auf der Préfecture civile von La Rochelle, wo eine amtliche Angelegenheit zu erledigen war, gingen die Dinge viel komplizierter und formeller zu, als gestern auf dem Marine-Kommando.

Dann gab es vor der Abreise noch ein unerwartetes Zusammentreffen mit der höchsten katholischen geistlichen Instanz von La Rochelle, mit dem Bischof, der mich hatte wissen lassen, er würde gerne mit mir über die geistliche Versorgung der deutschen, katholischen Kriegsgefangenen in Rochefort sprechen.

Er hatte eben im Kapitelsaal des Bischofs-Palastes eine Diözesan-Konferenz präsidiert — und dort, neben dem erhöhten bischöflichen Sitz, fand unsere Besprechung statt. An derselben nahm auch der General-Vikar, der Stellvertreter des Bischofs für manche Funktionen, teil.

Dass sich ein hoher katholischer Kirchenmann bei einem protestantischen Pfarrer in Sachen katholischer Gefangenenseelsorge Erkundigung und teilweise auch Ratschlag holen würde, das gehört zu dem von mir Unerwarteten. Wahrscheinlich haben es die hier neu gewonnenen katholischen Freunde, Mgr. B. und Abbé de C., veranlasst, dass dieser vertrauensvolle Ruf in den Bischofs-Palast erging. Auf dem Rückweg begleitete mich der General-

Vikar. — Als ich irgendwie darauf zu reden kam, dass ich seinerzeit den grossen Theologen Fréderic Godet zum geistlichen Lehrer gehabt habe, gab es bei meinem Begleiter einen eigentlichen Freudenausbruch. Es sei, erklärte er, eines der bedeutendsten und wohltuendsten Ereignisse in seinem Leben gewesen, dass er seinerzeit als Sekretär des bedeutenden katholischen Theologen, Mgr. Le Camus (später Bischof von La Rochelle) am brieflichen und dann auch persönlichen Verkehr desselben mit Professor Godet habe teinehmen können. Den Eindruck, den er damals von der mehrfachen Berührung mit dem Neuenburger Theologen davongetragen, drückte er mit Nachdruck mit den Worten aus: „C'était un saint homme, véritablement un saint homme.“ (Das war ein heiliger Mann, ein wahrhaft heiliger Mann!) Ueber Godets religiöses und wissenschaftliches Werk urteilte er, es gebe in der ganzen christlichen Literatur kaum ein Buch, das dessen Auslegung des Johannes-Evangeliums gleich komme.

Vor dem Abschied sprach mein Begleiter den Wunsch aus, er möchte mir irgend etwas zu lieb tun. — Er wolle veranlassen, dass am kommenden Sonntag in der Hauptkirche, der Kathedrale, durch den geistlichen Chor und andere musikalische Kräfte mir zu Ehren eine grosse festliche Sing-Messe dargeboten werde. Wegen meiner gleich bevorstehenden Abreise konnte ich von diesem freundlichen, ungewöhnlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen.

Es ist eine eigenartige Sache, dass ich hier, im einstigen Bollwerk des französischen Protestantismus, ganz ungesucht, nur mit der katholischen Kirche, mit ihren hiesigen geistlichen Führern, dann mit einem der ersten französischen katholischen Theologen, Mgr. B., in Berührung gekommen und der ständige Gast eines katholischen Konvikts gewesen bin.

Um das Ziel der heutigen Reise, das Südende der Insel Oléron, zu erreichen, brauchte es zunächst eine Dampferfahrt bis Boyardville und dann zu Land eine Fortsetzung mit Pferdefuhrwerk quer durch die Insel. Gerade dieser zweite Teil der Reise wird mir besonders in Erinnerung bleiben. Es gab da Unbekanntes zu sehen: Salières, Vorkehrungen zur Gewinnung von Meersalz, dann Zuchtstätten für Austern.

Aber das Interessanteste war der Mann, welcher das mich befördernde Bauernfuhrwerk lenkte.

In merkwürdig gescheiter Weise redete der einfache Bauer von den Dingen seines Lebens, von seiner alltäglichen Berufsarbeit, dann auch von den Zeitereignissen, vom Krieg, von den Kriegsgegnern. Betreffend die Letztern brauchte er nie den sonst so vielgehörten Schimpfnamen „Boches", sondern die übliche Vorkriegsbezeichnung: „Allemands". Er äusserte unter anderem: „Pour savoir la juste vérité sur la guerre, aussi sur les ennemis, il faut lire les journaux des neutres. Je tâche de me procurer de temps en temps un journal Suisse, surtout le „Journal de Genève." Mit diesem Blatt war er ja tatsächlich nicht übel versorgt. Dass es aber auch bei uns Zeitungen gebe, die nur durch eine stark gefärbte, nicht ganz zuverlässige Brille, die Kriegsangelegenheiten ansehen konnten, das verschwieg ich ihm lieber.

Als ich von dem wackern Mann schied, sagte ich mir: Wenn es in allen Kriegsländern viele von dieser Art gäbe, Menschen mit einem starken Bedürfnis nach gerechter Beurteilung der Geschehnisse der Zeit, auch des Feindes, dann müsste der Krieg dem Ende schon bald nahe sein. Aber diese Sorte von Menschen ist überall dünn gesät. Jedenfalls wird sie gegenwärtig wenig nach ihrer Meinung gefragt.

Eine weniger sympathische Persönlichkeit war mein Tischnachbar beim Abendessen, ein junger Militärarzt. Was er alles zusammenblaguierte, vor allem über seine Person und seine hervorragenden Leistungen, das ging schon etwas über das Annehmbare hinaus. Aber ich muss gleich feststellen: er ist die erste Figur dieser Art, welche ich unter den Angehörigen des französischen Heeres (Offiziere und Soldaten) getroffen habe — und ich bin ja mit vielen unter ihnen zusammengekommen.

Le Château, Ile d'Oléron, 15. Sept. 1916.

Bevor ich das hiesige Kriegsgefangenenlager betrat, kam ich gerade dazu, wie im Hof der Zitadelle der Platzkommandant dem Vater eines im Kampf gefallenen jungen Soldaten das Ehrenkreuz für besondere Tapferkeit (Croix de guerre) mit einigen anerkennenden, tröstlichen Worten überreichte.

Mit der einen Hand nahm der Vater dasselbe entgegen, mit der andern wischte er die Tränen ab, die er nicht zurückhalten konnte.

Beim Gottesdienst im Gefangenenlager liess sich ein Soldaten-

chor mit vielen kräftigen und zum Teil auch schönen Stimmen hören.

Nachher, in Besprechungen mit einzelnen Gefangenen, waren mancherlei Töne betrübender und bedrückender Art zu vernehmen. Es scheint bei vielen in diesem Lager eine recht verzweifelte Stimmung zu herrschen, deren Gründe mir noch nicht alle ganz klar sind.

Zum Teil mag es an der etwas schroffen, scharfen Behandlung durch den französischen Lagerkommandanten liegen, zum Teil an Verpflegungsmängeln. Gerade in der Gefangenschaft hat die Essensfrage noch eine besondere Bedeutung. Ein Vorfall, der sich bei der Mittagsverpflegung ereignete, zeigte mir das aufs neue.

Der die Verpflegung überwachende Kommandant kam auf mich zu mit einer Gamelle, welche die Mittagsration eines Kriegsgefangenen enthielt. Ein Stück Fleisch, 2—3 Kartoffeln und etwas Gemüse. Das sei ungenügend, habe der betreffende Gefangene mit energischem Protest erklärt. Ich sei aber gewiss der Meinung, damit könne man auskommen. Mein Bescheid war, für einen französischen Magen dürfte das wohl genügen. Aber kaum, um den Appetit eines kräftigen Deutschen ganz zu stillen. Dafür sei das Quantum zu klein, unter dem dort landesüblichen Mass. Es sei mir aus meiner Studienzeit in Deutschland erinnerlich, dass zum Beispiel ein kräftiger Pommer eines kleinen Berges von Salz-Kartoffeln ohne Schwierigkeiten Meister werde. Auf die Qualität lege dann der Mann aus dem Volke weniger Gewicht, als das im grossen und ganzen beim Franzosen der Fall sei.

Diese Verschiedenheit von Volk zu Volk sei vielleicht in Frankreich bei der Festsetzung der Tagesration für die Kriegsgefangenen zu wenig in Rechnung gezogen worden, weil eben nur die landesüblichen Masstäbe zur Geltung gekommen seien. Ich glaube nicht, dass ich aus meiner Helferaufgabe heraustrete, wenn ich auch gelegentlich mich um die bei den Kriegsgefangenen vorhandenen Brotsorgen etwas bekümmere.

Auf dem Wege zum Hafen komme ich an einer Gruppe von Austernfischern vorbei, die fast alle dem weiblichen Geschlecht angehören, aber ihre Arbeit in Männerkleidern verrichten. Vielleicht ist das hier immer Frauenarbeit, vielleicht nur in der Kriegszeit, durch welche die jüngere männliche Bewohnerschaft der Insel an

die Front gebunden ist, wohl vor allem als Bemannung irgend eines Kriegsschiffes.

Paris, 17. September 1916 (Bettag).

Nachdem ich so oft — manchmal unter nicht ganz leichten Umständen — der Gebende auf geistlichem Gebiet bin, war es mir heute ein Bedürfnis, da selber wieder etwas einzunehmen.

In der nahegelegenen Kirche der nordamerikanischen hochkirchlichen (episkopalen) Gemeinde bin ich zwar betreffend die Predigt nicht ganz auf meine Rechnung gekommen. Das lag aber nicht am Prediger, sondern an meinem ungenügenden Verständnis des gesprochenen Englisch. Hätte ich die Predigt gedruckt vor mir gehabt, so wäre es wohl ziemlich besser gegangen.

Es wurde nun aber dann doch noch etwas geboten, nämlich durch das gesungene Wort. Der Kirchenchor, bestehend aus Männern und Knaben, sang einige Lieder. Plötzlich erklang da eine mir ganz bekannte Melodie. Jugendliches Singen in der Sonntagschule in der Nydecklaube in Bern und im Familienkreis im Pfarrhaus in Muri kam mir in lebendige Erinnerung. Das waren ja die Klänge des Liedes: „Der Weg des Herrn ist wunderbar — in Dunkel oft gehüllt“ aus den sogenannten „Josephsliedern“, welche in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts durch den „Vater“ der bernischen Sonntagsschulen, Dr. Ed. Blösch, aus ihrem Ursprungsland, England oder Nordamerika, nach der Schweiz verpflanzt und den Sonntagsschulen in deutscher Uebersetzung dargeboten worden waren.

Wenn ich auch an der allgemeinen offiziellen Erbauung in diesem Gottesdienst nur einen beschränkten Anteil hatte, so brachten mir die Klänge dieses Liedes doch ein Stück Privaterbauung. Gerne nahm ich Töne und Worte dieses mir ganz unerwartet in Erinnerung gerufenen Josephsliedes mit, als Ermutigung auf die vor mir liegenden, mit allerlei Verantwortung belasteten Wege im fremden Lande.

Nantes, 20. September 1916.

Der Weg hierher führte durch die schöne, fruchtbare Touraine, wo so manches wächst, ohne dass man viel mit natürlicher und künstlicher Düngung nachhelfen muss.

Die Reisegesellschaft bestand aus mehreren französischen Offi-

zieren, welche auf kurzen Urlaub von der Front kommen. Ein Kavallerie-Hauptmann, ein Artillerie-Hauptmann und ein Militärarzt. Das Gespräch kam auf den Kriegsbeginn und da berichtete einer der Herren, er sei kurz vorher zu einem Spezialkurs abkommandiert worden. Am 29. Juli, als schon alle Welt erfüllt war von Kriegsgerüchten, habe das Kurskommando an zuständiger Stelle angefragt, ob die Offiziere sofort zu ihren Einheiten zu entlassen seien? Die Antwort habe gelautet: „Continuez vos cours.“ Woraus der Schluss gezogen wurde, dass Frankreich damals noch weitgehend mit Erhaltung des Friedens gerechnet und keine Kriegsförderungspolitik getrieben habe. Freilich jetzt, wo der Krieg da sei, müsse er bis zum siegreichen Ende durchgekämpft werden — und sollte das noch fünf Jahre dauern.

Bei den Deutschen scheine übrigens bereits eine gewisse Kriegsmüdigkeit da zu sein. Während der letzten Kämpfe an der Meuse hätte sich im Sektor des Sprechenden ein Feldwebel mit 50 Mann völlig kampflos ergeben, mit der Begründung, nach den erfolglosen Kämpfen um Verdun und an der Somme sei doch für die Deutschen das Spiel endgültig verloren.

Der Militärarzt, der sich einige Zeit mit verwundeten Kriegsgefangenen zu befassen hatte, glaubte über ihren Charakter nicht gerade viel Gutes sagen zu können. Bei manchen sei ihm eine auffallende, eigentümliche Mischung von „lâcheté“ und „arrogance“, von „Feigheit und dann wieder Ruppigkeit“ aufgefallen.

Wozu ich bemerkte, dass der Kriegsgefangene sehr oft in einem nicht ganz normalen Geisteszustand sei, der eher seine unerfreulichen Charaktereigenschaften stark hervortreten lasse. — Ein Allgemeinschluss auf die Geistesart des deutschen Volkes, auf Grund der bei deutschen Kriegsgefangenen gemachten Beobachtungen, dürfe nicht ohne weiteres gezogen werden.

Nantes. 21. September 1916.

Bei den militärischen und bürgerlichen Instanzen, welche für Kriegsgefangenen-Angelegenheiten zuständig sind, habe ich mich angemeldet.

Auf der militärischen Dienststelle Empfang durch einen Husaren-Oberst. Nach den dienstlichen Mitteilungen führte derselbe noch gerne eine Privatunterhaltung. — Er erzählte, dass einer der jetzigen hohen schweizerischen Truppenführer vor einigen Jahrzehnten in

der Ecole de Cavalerie von Saumur (in der der betreffende abkommandiert war) sein Dienstkamerad gewesen. Er charakterisierte den damaligen Leutnant: „Très intelligent, ayant quelque chose d'un peu raide et assez extravagant." Zum Beweis für die Extravaganz führte er — schmunzelnd — folgendes an: Der junge schweizerische Leutnant sei einmal bei seinem französischen Vorgesetzten darum eingekommen, an einem bestimmten Tage frühzeitigen Urlaub zu erhalten, damit er mit einem fahrplanmässigen Zuge zu einer Festlichkeit nach Paris gelangen könne. Als ihm dieses frühzeitige Abtreten nicht gestattet worden sei, habe er gleich nach Dienstende einen Extrazug bereitstellen lassen und sei auf diese etwas ungewöhnliche, nicht ganz billige Weise dann doch noch zum Festbeginn nach Paris gekommen. Das hätte sich kaum einer seiner französischen Kameraden leisten können.

Ich fügte hinzu, auch kaum ein anderer schweizerischer Offizier würde es getan haben. Die Originalität des betreffenden nun hohen Offiziers sei auch bei uns nicht unbekannt und nicht undiskutiert, bekannt sei allerdings auch seine nicht geringe Tüchtigkeit.

Auf der Préfecture wurde ich mit einem Zeremoniell empfangen, mit dem wir bei uns zu Hause nicht konkurrieren können. Es ging durch drei verschiedene Empfangsinstanzen und Empfangsräume bis ich schliesslich beim „Chef du Cabinet" angelangt war und dort mein Anliegen vorbringen konnte, dem, wie fast immer, entgegenkommend entsprochen wurde.

Es ist nicht zu verwundern, dass ein Ausländer, der im Bundeshaus von einem Bundesrat empfangen werden soll, es als gewiss wohltuende Vereinfachung empfindet, wenn er, nach kürzerem Aufenthalt im Wartezimmer, ohne weitere Formalitäten und Zwischenhandlungen durch einen Bundesweibel direkt zum betreffenden hohen Magistraten geführt wird. — Daneben gibt es ja freilich auch bei uns in Staats-Verwaltungen allerlei vielleicht nicht absolut notwendige Kompliziertheiten.

Am Nachmittag im Lager von Roche-Maurice zu einem kürzern orientierenden Besuche, dem dann ein längerer folgen soll. Die Rückfahrt mache ich mit einem Dampfer. In dem ziemlich schmalen Meeresarm war ein starker Verkehr von ausländischen Schiffen, vor allem norwegischen, zu beobachten.

Frankreich kann noch den grössten Teil dessen, was es von auswärts nötig, bekommen — trotz Unterseebootskrieg.

Wie still und tot ist es andererseits in Bremerhaven und in Hamburg seit zwei Jahren geworden, dort, wo die stolze Parole Geltung hatte: „Navigare necesse; vivere non necesse". (Schiffahrt-treiben ist notwendig. Dass man am Leben bleibe, ist nicht durchaus notwendig!)

Das, was man höher einschätzte, als die persönliche Existenz, ist für diese Mittelpunkte des Meerverkehrs völlig ausgeschaltet.

Sprachenwirrwarr unter österreichischen Gefangenen

St. Nazaire, 22. September 1916.

Das Besondere des hiesigen Lagers ist, dass ein grosser Bestand von gefangenen Oesterreichern hier ist, und dass man sich da aufs neue ein wenig einen Begriff von der sprachlichen und völkischen Vielgestaltigkeit dieser Monarchie machen kann. Da sind Deutsch-Oesterreicher, Tschechen, Bosniaken, Kroaten, Ungarn beieinander. Und, wie sie zu Hause nicht immer am besten miteinander auskommen, so halten sie es leider auch hier. Es ist hier fast ein beständiger Kleinkrieg zwischen den Angehörigen dieser verschiedenen Völkerschaften. Verschiedene Wunden und Narben, welche mir auffielen, rühren nicht etwa vom Weltkrieg her, sondern von privaten Raufereien unter den Reichsangehörigen.

Bei meinen Unterredungsversuchen musste ich bald merken, dass der da vorhandenen Sprachenüberfülle meine Sprachenkenntnisse längst nicht gewachsen waren.

Den Sinn so manchen mir vorgebrachten Anliegens konnte ich beim besten Willen nicht erfassen.

Aber, auch da, wo ich z. B. mit Dolmetscheraushilfe, einigermassen begriff, was der eine und andere auf dem Herzen hatte, konnte ich leider manchmal doch keine Gewährung der Bitten versprechen.

Da war einer, dessen Familienangehörige bei Kriegsbeginn beim Vordringen der Russen gegen Lemberg spurlos verschwanden. Und auch jetzt noch, nach zwei Jahren, ist er ohne die geringste Ahnung, wo sie leben mögen, wenn sie überhaupt noch am Leben sind. Er bat so flehentlich und angstvoll um meinen Beistand in

dieser Angelegenheit, die ihn Tag und Nacht beschäftigt, dass es mir schwer wurde, ihm durch einen Dolmetscher verständlich zu machen, die mir zu Gebote stehenden Möglichkeiten, seine Frau und Kinder ausfindig zu machen, seien leider sehr gering.

Eine speziell erfreuliche Bekanntschaft war die mit dem französischen Dolmetscher für die deutschen Gefangenen. Er ist auch mit der Kontrolle der ein- und ausgehenden Gefangenen-Korrespondenz betraut und versieht dieses Amt mit viel Rücksicht und Weitherzigkeit.

Beim gemeinsamen Mittagessen vertraute er mir lächelnd an, dass er um solcher Rücksichtnahme von seinen Kameraden den Uebernamen „Le Sur-Boche" (der Ueberdeutsche) erhalten habe.

Im Lazarett habe ich die ersten gasvergifteten Gefangenen gesehen. Sie fallen gleich durch die ausserordentlich blasse, wachsartige Gesichtsfarbe auf, eine Folge schwerster Blutarmut, der leider — allem nach — nicht leicht abzuhelfen ist.

Ein abgesetzter General, und womit er sich tröstet

Guérande, 23. September 1916.

In Le Croisic, einem kleinen Küstenort, hat's Aufenthalt gegeben, bevor ich hierher gelangen konnte.

Auf einem weithin sichtbaren Vorsprung der Küste ist eine Wettersignalstation erstellt, die wohl vor allem der Fischerbevölkerung dieser Gegend dient. Als ich zu dieser Station kam, wurde eben eine Art Ballon am Signalmast hochgezogen — das warnende Zeichen herannahenden Sturmes, das den ausgefahrenen Fischerbooten gilt.

Es ist aber nicht ein Mann, welcher gegenwärtig diesen wichtigen Signaldienst besorgt, sondern ein etwa 15jähriges Mädchen. Der Vater, dessen Aufgabe das sonst gewesen, sei im Kriege, erklärt sie, und sie sei nun für ihn eingetreten. Jetzt kommen die Jungen schon früh zu allerlei Verantwortung, und das verhältnismässig ungesorgte Kinderleben dauert für die Meisten wohl nicht allzulange.

Bei der Weiterfahrt hatte ich im Wagenteil einen Reisegefährten, einen ältern Herrn, der, obwohl in Zivil gekleidet, doch etwas deutlich Militärisches an sich hatte. Er stellte sich mir bald vor

als „Général F.“; „du Cadre de Réserve“, las ich dann auf seiner Karte. Im Gespräch erklärte er mir das Warum seiner gegenwärtigen Situation. In der zweiten Schlacht bei Mülhausen, in der ganz ersten Kriegszeit, habe er das Kommando einer Infanteriebrigade gehabt. Bei Beginn der Aktion sei ihm eines seiner drei Regimenter zu anderweitiger Verwendung unerwartet entzogen worden. Mit dem Restbestand sei es ihm nicht mehr möglich gewesen, die unveränderte Gefechtsaufgabe zu lösen. Die Folge davon: Des Kommandos enthoben, zur Disposition gestellt. „Limogé“, nennt das die französische Soldatensprache, im Blick darauf, dass den so bei Seite Gestellten anfänglich die Stadt Limoges als Aufenthaltsort angewiesen wurde — und sie noch froh sein mussten, wenn es ohne Kriegsgericht für sie abging.

Es fand damals, in der ersten Kriegszeit, ein ausserordentlicher Verbrauch von hohen Truppenführern statt. — Zu Dutzenden zählten in jener Zeit die Schicksalsgenossen von General F. in der französischen Generalität. Dem einen und andern mag bei dieser so prompten Kommandoenthebung doch vielleicht Unrecht geschehen sein.

General F. verwendet, wie er erzählte, einen grossen Teil seiner ungesuchten Ruhezeit für das Studium der griechischen und lateinischen klassischen Schriftsteller, die von jeher seine Freunde gewesen seien. Er hatte denn auch ein Exemplar des schwer zu lesenden grossen Griechen Thucydides bei sich als Reiselekture, was ich nicht ohne Hochachtungsgefühle wahrnahm.

Die Reise führte durch ein Gelände, in dem zahlreiche Salzgewinnungseinrichtungen, die man hier Salants nennt, sichtbar waren.

Von Zeit zu Zeit sah man Gedenkzeichen einer längst untergegangenen Welt, deren eigentümliche Steinmale den Namen Menhir's tragen.

Der Eintritt ins Zivilgefangenenlager in Guérande, das in einer alten Abtei untergebracht ist, führte dann, wenigstens was die Menschen betrifft, wieder in die Gegenwart, in die Not der Kriegsgefangenschaft.

Guérande ist zwar von allen bisher besuchten Zivilgefangenenlagern das relativ erfreulichste. Ich glaube, dieser Eindruck kam mir von den schönen Gartenanlagen, welche wohl seit Alters die Abtei umgeben. Da das Lager ganzen gefangenen Familien als Unterkunft dient, hat das seinen besondern Wert. Wo einst die

frühern Insassen der Abtei, Mönche oder Chorherren, sich in freien Stunden ergingen, meditierend, betend, oder auch im Gedankenaustausch, da tummeln sich jetzt die Kinder der Kriegsgefangenen, denen man den Gefangenschaftsdruck nicht gerade ansieht. Viel mehr leiden seelisch, zum Teil körperlich, ihre Eltern und die andern Erwachsenen unter diesen anormalen Umständen des sinnlosen Gefangenseins.

Da ist ein österreichisches junges Ehepaar, welches das Missgeschick hatte, auf der Hochzeitsreise gerade im Augenblick des Kriegsausbruches auf französischem Boden sich zu befinden und dessen Hochzeitsreise-Abwesenheit sich nun auf mehr als zwei Jahre ausgedehnt hat.

Wohl noch tragischer und schwerer ist das Geschick jener andern Familie: Er ist ein seit manchen Jahren in Frankreich ansässiger Deutscher; die anmutige Frau ist Französin. Die Kinder sind — trotz Heimatschein des Vaters — nach ihrer ganzen Art, nach Sprache und Aussehen auch Franzosen. Und nun müssen sie — nach eingezogenem Vermögen — fern von ihrem Heim, ihrem einst gutgehenden Geschäftsunternehmen, ihr Leben als Gefangene verbringen in dem Lande, das sie als ihre Heimat ansahen und eigentlich noch ansehen.

Roche Maurice bei Nantes, 24. September 1916.

Für diesen zweiten Besuch wurde der ganze Sonntag verwendet.

Beim Gottesdienst sang ein Gefangenenchor eine schöne Motette über Psalm 23.

Dann verging fast der ganze Vormittag mit dem Anhören von allerlei Anliegen. Im Gegensatz zu dem in manchen Zivilgefangenenlagern Erlebten wurden hier, bei den Soldaten, vor allem die Anliegen der Allgemeinheit vorgebracht: Man möge in der Heimat und in der Schweiz weniger den Einzelnen bedenken, sondern Sendungen machen, welche möglichst gleichmässig allen zugewendet werden könnten, z. B. für kommende Weihnacht: warme Unterkleider und Rauchartikel.

Es wurde mir auch mitgeteilt, es komme von Zeit zu Zeit ein katholischer Geistlicher zu den katholischen Gefangenen. Aber mangelhafte Kenntnis des Deutschen lasse seine Tätigkeit nicht so recht zur Auswirkung kommen. Einen französischen protestantischen Geistlichen hat man noch nicht gesehen.

Da ist nicht zu vergessen, dass fast jeder protestantische Pfarrer eine weithin verstreute Gemeinde hat, deren Bedienung viel Zeit verlangt, schon allein Reisezeit. Da langt es da und dort fast nicht noch zur Kriegsgefangenen-Seelsorge. Es ist allerdings auch möglich, dass die leitenden Organe der verschiedenen protestantischen Kirchen die geistliche Fürsorge für die Kriegsgefangenen nicht in dem Masse zu organisieren verstunden, wie dies die einheitliche Leitung der katholischen Kirche allem nach getan hat.

Einige deutsche Offiziers-Stellvertreter luden mich zu ihrem Mittagessen. Es war ein freundliches Zusammensein. Es waren fast alles nette Leute, deren Benehmen auf eine gute Kinderstube schliessen liess. — Sie hatten nicht nur manche geistige und zum Teil auch religiöse Interessen und Bedürfnisse mitgebracht, sondern, was nicht wenig bedeutet, dieselben auch zum grössten Teil in der Gefangenschaft bewahrt.

Ein Instrumentalquartett, das sie ins Leben gerufen, bot nach dem Essen schöne Nachtischmusik.

Wie die Schlacht Menschen zurichtet

Nantes, 25. September 1916.

Die Tätigkeit in diesem Teil der Bretagne wurde heute mit dem Besuch der etwa 250 Verwundeten und Kranken im Militärspital abgeschlossen.

Der Chefarzt, der den Gefangenen gar nicht als Kriegsgegner, sondern als wohlwollender ärztlicher Helfer gegenübertritt, machte die interessante Feststellung, dass bei den verwundeten gefangenen Deutschen die Heilung fast immer rascher vor sich gehe, als bei den Verwundeten des eigenen Landes, welche dann die Rückberufung an die Front zu erwarten haben. Ich nehme an, dass es sich meistens nicht um bewusste, direkte Heilungserschwerungen handelt (wie öfters bei unsern Unfallpatienten), aber die Heilung verzögert sich, weil der Heilungswille im Blick auf das, was den Soldaten an der Front, im Schützengraben, aufs neue erwartet, bei manchen unbewusst herabgesetzt ist.

Wie viel ein Menschenleib von Kriegsbeschädigung aushalten kann, ohne dass das Leben aus ihm entweicht, davon bekam ich etwas Besonderes in der Abteilung für verwundete, gefangene

deutsche Soldaten zu sehen: Es fand gerade Verbandwechsel und Wundbehandlung statt. Da fiel mein Blick auf einen Mann, an dessen Rücken nicht weniger als 27 Verwundungen zu zählen waren. Während er über den Boden kroch, um an einer Feldtelephonleitung, die einer Batterie diente, etwas auszubessern, war eine französische Granate neben ihm geplatzt und 27 Sprengstücke zerfetzten seinen Rücken, mit den schlimmen Risswunden, die es da jeweilen gibt.

Die Schmerzen, die er jetzt beim notwendigen Reinigen der Wunden auszuhalten hatte, waren wohl noch grösser, als die, welche er gespürt hatte beim Getroffenwerden durch den Splitterhagel.

Es kam mir vor, ich bringe ihm am ehesten einige Erleichterung dadurch, dass ich seine zitternden Hände in die meinen nahm und ihm einige Worte innerer Kräftigung sagte. Dann erzählte ich ihm noch einiges von seiner engern Heimat, welche mir etwas vertraut ist, und die ich noch vor kurzem aufgesucht hatte.

So kam er diesesmal etwas leichter, wie er sagte, durch die langen, schlimmen Minuten des Verbandwechsels hindurch.

In der Offiziersabteilung lag ein schwerverwundeter blutjunger deutscher Leutnant, der entweder in Wundfieberphantasien oder in akuter seelischer Störung sehr aufgeregt und geängstigt mir erklärte: „Reden Sie mich, bitte, nicht als deutschen Offizier an; darauf habe ich leider kein Anrecht mehr, ich gehöre nicht mehr dem deutschen Heere an, seitdem ich zu den Franzosen und Engländern übergegangen bin.“ Dass er nur notgedrungen, nicht mit eigenem Willen, zu den Franzosen gelangt war, das konnte er in seinem irren und verwirrten Zustand zunächst nicht fassen.

Neuer Einblick in Kriegsgefangenen-Nöte

Blaye, 26. September 1916.

Die Autofahrt von Bordeaux hier her führte durch ein ganz andersgeartetes Gelände, als das, welches ich in den letzten Tagen in der Bretagne durchfahren und durchschritten habe. Dort flache, wenig abwechslungsreiche, mancherorts sandige Landschaft. Hier Hügelgelände, meistens mit Reben bewachsen; zwischenhinein das Grün schöner Parkanlagen, die zu ansehnlichen Schlossbauten ge-

hören. Man liest da Namen, welche für die Ohren von Weinkennern, zu denen ich freilich nicht gehöre, einen besondern Wohlklang haben: „St. Emilion; St. Estèphe“ usw.

Der Standort des Gefangenenlagers in Blaye befindet sich innerhalb der Ueberreste einer uralten Festung, die wohl einst das rückwärtige Gelände gegen Angriffe der vom Meer her anrückenden Sarazenen schützen mochte.

Zuerst Anmeldung beim französischen Kommandanten. Noch hatte ich ihn nicht sehr lange angesehen und seine Aeusserungen über die ihm unterstellten Gefangenen angehört, da musste ich mir schon sagen: Unter diesem Kommando muss es für die Gefangenen nicht gerade leicht zu leben sein!

Dieser Mann, früher in Afrika mit einem Kolonialtruppenkommando betraut, liess durch sein Aeusseres und sein ganzes Gebahren bei mir plötzlich Jugenderinnerungen wach werden. Nämlich die Erinnerung an einen in „Onkel Toms Hütte“ (Case d'oncle Tom) von der Verfasserin und dem Illustrator des Buches überaus anschaulich geschilderten und gezeichneten Sklavenhändler. Dass in diesem Lager (im Gegensatz zu den meisten andern Lagern in Frankreich) wirklich etwas wie eine harte Sklavenhändlerhand sich auswirkte, das merkte ich dann gleich, als ich vom Kommandanten-Bureau durch den Lagerhof zu den Gefangenen-Baracken ging. Da sah ich einen Kriegsgefangenen, dem ein schwerer Sandsack am Rücken aufgeschnallt war, in der heissen südlichen Sonne auf dem schattenlosen Platze im Kreise herummarschieren!

Die Erklärung, welche ich von einem französischen Unteroffizier bekam, lautete: „Mehrstündiges Strafexerzieren wegen Widersetzlichkeit.“

Von dieser besondern Strafart habe ich bisher in keinem französischen Gefangenenlager etwas gesehen. Die mag wohl vom hiesigen Kommandanten aus Afrika, wo sie von hartgewordenen Kolonialoffizieren vielleicht gegenüber schwarzen Soldaten gelegentlich angewendet wird, hierher ins Gefangenenlager importiert worden sein.

Die Anliegen und Klagen der Gefangenen wurden mir vorgebracht durch den deutschen Lagerführer, einen Feldwebel, im bürgerlichen Beruf Lehrer an einer höhern Schule in Berlin.

Unter diesen deutschen Lagerführern habe ich sehr schätzenswerte Männer gefunden, welche ihre wichtige, aber schwierige

Aufgabe mit viel Verständnis für die Mitgefangenen, mit tapferem Eintreten für sie, aber auch mit der Fähigkeit gelegentlicher kluger Anpassung an französische Denkweise versehen. Hier scheint das delikate Amt an den nicht ganz richtigen Mann geraten zu sein. In seiner überheblichen, wenig beherrschten Art ist er wohl kaum der richtige Mittelsmann zwischen den Gefangenen und einem französischen Lagerkommandanten von der fatalen Qualität des hier Regierenden. Zum Glück gibt es in diesem Lager noch ganz andere Vertreter des Deutschtums. Ich denke da an jenen jüngern Postbeamten, mit dem ich nach dem Gottesdienst in ein längeres Gespräch kam, welches mich recht tiefe Einblicke in das Seelenleben und Seelenleiden feiner angelegter Gefangener tun liess.

Er sprach unter anderem davon, wie die Stacheldrahtzäune um das Lager her ihm immer mehr nicht nur als endgültige Abtrennung von der Mitwelt, sondern auch — und das sei das Schwerste — als undurchdringliche Scheidewand gegen Gott hin vorkommen wollten. Oft sei es ihm, als ob Gott in eine fast ungreifbare Ferne rücke, und es brauche schwere innere Kämpfe, um dieses Gefühls des von Gott Verlassenseins auch nur einigermassen Meister zu werden. Nur wer selber so etwas bei sich erlebt, könne sich ganz in den Seelenzustand, in die Seelennot eines Kriegsgefangenen hineinversetzen. — Diese Unterredung will ich mir im weitern Verlauf der Seelsorgetätigkeit an den Gefangenen noch öfters in Erinnerung rufen.

Vor meinem Wegzug aus dem Lager von Blaye sah ich noch einen ziemlich grossen Bestand von eben aus Afrika angekommenen Gefangenen, wohl meistens Kolonialsoldaten. Manche sahen recht elend aus. Wohl eine Folge des durchgemachten Sumpffiebers (Paludisme), das sie sich in der Gefangenschaftszeit in Dahomey zugezogen haben müssen.

Hinter der andern Front: Berlin und Potsdam

Frankfurt a. M., 17. Oktober 1916.

Diese Reise soll auch meiner Aufgabe an den Kriegsgefangenen dienen. Das vor allem dadurch, dass — nach öfters auf deutscher Seite ausgesprochenem Wunsch — persönliche Beziehungen zu den dortigen leitenden Instanzen in Kriegsgefangenen-Angelegenheiten hergestellt werden. Durch mündliche Rücksprache kann vielleicht dieses und jenes, das dem Wohle der Kriegsgefangenen beider Länder dient, zustande gebracht werden.

Dann möchte ich verschiedene französische Kriegsgefangene, deren Angehörige oder Freunde mir während meiner Tätigkeit in Frankreich nahegetreten sind, besuchen und, soweit es möglich ist, etwas für sie tun.

Mein geschätzter katholischer Kollege in der Kriegsgefangenen-Seelsorge, ist mein angenehmer Reisegefährte seit der Schweizergrenze.

Das Absteigequartier hier in Frankfurt ist, wie schon bei frühern Kriegsreisen nach Deutschland, das christliche Hospiz Schweizerhof, geleitet durch eine ehemalige Schweizerin, die da, seitdem ihr deutscher Mann an der Front steht, mit ausserordentlicher Tapferkeit und Tüchtigkeit eine grosse Aufgabe vollbringt, es versteht, den Gästen das Gefühl des Zuhauseseins zu vermitteln.

Seitdem ich zum letztenmal hier gewesen bin, ist vieles anders geworden. Die Aenderungen sind Erschwerungen. Erschwerungen für den Hotelbetrieb und für die reisenden Gäste. — Es wird

nach Brotkarten, nach Fleischkarten gefragt, die man vor Beginn des Essens abliefern sollte. — Da wir Schweizer uns so etwas noch nicht verschaffen konnten, wird rücksichtsvoll ein Auge zugedrückt.

Frankfurt a. M., 18. Oktober 1916.

Fast der ganze Tag verging mit Besprechungen auf der Zentralstelle des Roten Kreuzes und der Kriegsgefangenenhilfe. Unter der Leitung zweier Frankfurter Grosskaufleute (der Gebrüder L.) wird da, mit grossangelegter Organisation, eine ganz bedeutende Arbeit getan.

Eine Spezialaufgabe ist die Nachforschung nach vermissten Kriegsteilnehmern. 300 Personen arbeiten, fast alle ehrenamtlich, in dieser Abteilung, und 90 000 Fälle sind schon zur Behandlung gekommen. Für 13 000 derselben hat man Aufklärung schaffen können, ein ausserordentlich günstiges Resultat, wenn man die ungewöhnlichen Schwierigkeiten in Betracht zieht, die mit diesen Nachforschungen verbunden sind. Durch diese Feststellungen ist in viele Familien — nach langer, qualvoller Ungewissheit — eine gewisse Beruhigung gekommen.

Mainz, 19. Oktober 1916.

Den Abstecher hierher wollte ich mir trotz der Knappheit der Zeit nicht nehmen lassen. Einem der gefangenen Offiziersstellvertreter im Lager Roche Maurice hatte ich das Versprechen gegeben, ich würde auf der bevorstehenden Durchreise nach Berlin seinen in Mainz wohnenden Eltern Gruss und direkten Bericht von ihm bringen. Er hatte mir einen besonders guten Eindruck gemacht, und ich hatte fast unwillkürlich den Schluss gezogen: Wie der Sohn, so wohl die Eltern! Das traf weitgehend zu.

Ich hätte gewünscht, dass einzelne meiner französischen Bekannten, welche nur ein vernichtendes Allgemein-Urteil über alles Deutsche abgeben, mich bei diesem Besuch hätten begleiten können. Es gab da keine bittern Klagen über die Franzosen und ihre Gefangenenbehandlung (obwohl gerade in jenem Lager nicht alles vollkommen ist), sondern Anerkennung des Guten, das dem Sohn auch dort schon zuteil geworden. Und der Wunsch schien den Eltern vor allem am Herzen zu liegen, dass auch unter diesen ungewöhnlichen Lebensumständen Gutes von ihrem Sohn aus-

gehen möge, dass er durch seine äussere und innere Haltung, durch sein Benehmen gegenüber den Franzosen und den Mitgefangenen seiner und seiner Eltern religiöser Ueberzeugung Ehre machen möge.

Dieses erste Zusammentreffen mit Angehörigen von Kriegsgefangenen ist wirklich etwas sehr Erfreuliches gewesen.

Berlin, 20. Oktober 1916.

Im Morgengrauen sind wir durch die Mark gefahren, dann durch das Berlin vorgelagerte Gelände von Wald und Seen — und nun bin ich hier, wo allerlei wichtige Angelegenheiten zu einem einigermassen befriedigenden Abschluss gebracht werden sollten.

Im evangelischen Hospiz an der Wilhelmsstrasse (wo ich von früher her ziemlich heimisch bin) habe ich mein Absteigequartier.

Da bin ich ganz nahe von meinem Tätigkeitsfelde; denn in dieser Strasse haben — mit dem Reichkanzler-Palais angefangen — fast alle wichtigen Ministerien ihren Sitz, auch das Kriegsministerium, in dem ich wohl am meisten zu tun haben werde.

Da die Türen zu den Ministerien in dieser ziemlich frühen Morgenstunde noch nicht offen waren, habe ich mir noch eine Erholungsstunde gönnen können.

Einer harmlosen Privatliebhaberei nachgehend, bin ich in einen kleinen Antiquitätenladen gegenüber dem Hospiz getreten, um mir eine Kollektion ungewöhnlich schöner Zinnfiguren anzusehen, die einst zu einer bekannten Privatsammlung gehörten.

Da war das „Ritter-Turnier“ aus W. Scott's „Jvanhoe“ nachgebildet, die „Hunnenschlacht“ aus dem „Ekkehard“ von Scheffel, „Wallenstein's Lager“ nach Schiller und dann ein „Raubzug“ aus der Raubritterzeit. Ein Gegenstand, der in gegenwärtiger rauher, gewalttätiger Zeit leider in unerwarteter Weise wieder bedenkliche Aktualität bekommen hat. Alle diese Darstellungen, in origineller Erfindung und sorgfältiger Ausführung, sind kleine Kunstwerke auf diesem speziellen Gebiet. — Der grosse Kenner und Liebhaber dieser Dinge, mein Amtskollege, Pfr. G. K., würde an denselben seine helle Freude haben.

Mindest ebenso originell, sehenswert und hörenswert war aber der gegenwärtige Besitzer und nun Verkäufer dieser Herrlichkeiten, der Inhaber des kleinen Ladens, ein Israelit aus Preussisch-Polen.

Als er von meinem geistlichen Stand hörte, knüpfte er an das

bekannte Dichterwort von „Pfarrer und Schauspieler“ einige Bemerkungen an, um dann seinen grossen Bedenken darüber Ausdruck zu geben, dass hier zu Lande die Pfarrer eigentlich Staatsbeamte seien. Das bringe doch eine ziemlich starke Gebundenheit mit sich, und es müsse den Pfarrer hindern, unter allen Umständen das freie, selbständige Wort zu reden, das doch gerade von ihm erwartet werden müsse; z. B. über das Gebot: „Du sollst nicht töten“ so zu reden, wie es die gegenwärtige Stunde eigentlich verlange.

Er jedenfalls — das merkte ich — liess sich das freie Wort nicht entziehen, und seine Rede, wenn auch vielleicht im Einzelnen anfechtbar, war nicht ohne Salz oder gar etwas Pfeffer.

Nach diesem kurzen Privatvergnügen ging es an die reichlich zugemessene Betätigung: Besprechungen auf unserer Gesandtschaft, dann Verhandlungen auf der Zentrale der Kriegsgefangenenhilfe an der kl. Museumsstrasse, wo nicht nur für die eigenen Gefangenen, sondern auch für die feindlichen viel Verständnis und Hilfswilligkeit zu finden ist. Dann noch Besuche bei Oberhofprediger Dryander, dessen unermüdliche Willigkeit zu Rat und Tat mir von früher her in dankbarer Erinnerung ist.

Am Abend, wo keine Besprechungen möglich waren, den „Egmont“ gesehen und gehört, mit dem Gefühl, dass diese Dichtung durch die Zeitereignisse neue Bedeutung bekommen hat.

Auf dem Kriegsministerium

Berlin, 21. Oktober 1916.

Von 9½ bis 1½ Uhr Besprechungen zuerst auf dem Kriegsministerium an der Wilhelmsstrasse, dann in der Spezialabteilung für Kriegsgefangenen-Angelegenheiten in der nahen Albrechtstrasse, wo General Friedrich mit kräftiger und fester Hand die Leitung in Händen hat.

Bevor ich zu ihm gelangte, ging es bei den Chefs der Unterabteilungen, Oberst H. und Professor D., vorbei. Alle diese Herren hatten viel zu fragen, auch manches zu klagen über die Franzosen und Mängel an ihrer Gefangenenbehandlung.

Aber auch ich hatte ein spezielles Anliegen und etwas wie eine Klage vorzubringen: Nämlich, dass durch deutschseitiges Nichtein-

halten wichtiger Bestimmungen des deutsch-französischen Abkommens über Kriegsgefangenenseelsorge die Fortsetzung und gedeihliche Weiterführung dieser doch in mancher Beziehung segensreichen Einrichtung gefährdet sei.

Das Abkommen sieht unter anderem völlig freien, unbeaufsichtigten Verkehr der Kriegsgefangenenseelsorger mit den Gefangenen vor, was eine notwendige Voraussetzung ungehinderter Aussprache seitens der Kriegsgefangenen und seelsorgerlicher Beratung und Aufrichtung ist. Ein solcher ungehinderter, unkontrollierter Verkehr ist von den Franzosen zugunsten der dortigen deutschen Gefangenen bis dahin wirklich restlos ermöglicht worden, in sehr loyalem Einhalten der Vertragsbestimmungen. Aber auf deutscher Seite ist den unter den Franzosen tätigen schweizerischen Seelsorge-Abgeordneten solch freier Verkehr mit den Gefangenen immer wieder und immer mehr erschwert worden. — Wenn einer der gefangenen Franzosen mit dem schweizerischen Seelsorger reden und ihm sein Herz ausschütten will, so steht fast immer ein deutscher Offizier oder Unteroffizier dabei, oder doch recht nahe, zur Kontrolle mit den Augen und mit den Ohren. Gegen diese Ungleichheit in der Behandlung hat die französische Regierung schon oft Einspruch erhoben durch die diplomatische Vermittlung der Schweiz. Bis dahin vergebens. Und, als ich nun im Einverständnis mit unserer Landesregierung und auch der französischen, diese unerfreuliche, delikate Sache im Interesse der Gefangenen beider kriegführenden Länder zur Sprache bringe, heisst es wieder: „Wir können, wir wollen an unserer Praxis nichts ändern.“ — Bei den einen der Herren ist der Ton der Abweisung etwas höflicher, bei den andern kategorischer.

Anders tönte es dann freilich am Nachmittag beim Oberhofprediger, bei einer neuen Unterredung. Gerade über diese Sache und den Erfolg meiner Verhandlung auf dem Kriegsministerium wünschte er noch genauer unterrichtet zu werden.

Als ich ihm berichten musste, in dieser speziellen Sache sei nichts auszurichten gewesen und die Franzosen könnten — nach langer Rücksichtnahme — nun wohl Gegenmassregeln gegen die deutschen Gefangenen ergreifen wollen, da hiess es bei ihm: „Ich schäme mich für uns Deutsche, dass die Franzosen in dieser besondern Angelegenheit bisdahin weitherziger, menschlicher gewesen sind, als das bei uns der Fall zu sein scheint.“ Er wolle doch

sehen, ob nicht, indem man an einer andern Türe anklopfe, doch noch etwas zu erreichen sei. Das nicht nur wegen der Reputation Deutschlands, sondern auch im Interesse der deutschen Gefangenen in Frankreich, welchen die Wohltat der bisherigen Seelsorge und Fürsorge erhalten bleiben sollte.

Unterbrochen wurde unsere Unterredung dadurch, dass eine „Exzellenz“ sich beim Oberhofprediger ansagen liess. Diese „Exzellenz“ stellte sich dann als eine Dame heraus, die Oberhofdame der Kaiserin, Frl. v. G. Sie hatte übrigens gar nichts exzellenzmässig Steifes an sich, wie sich das gelegentlich bei höheren Würdenträgern findet, sondern gab sich ganz schlicht und natürlich.

Sie hatte vernommen, dass die Präsidentin des deutschen Frauenhilfsbundes, Freifrau v. B., gerne mit mir reden möchte betreffend ihrem in Frankreich gefangenen Sohn und über Kriegsgefangenen-Angelegenheiten im allgemeinen, und ihr Vorschlag lautete: „Wenn Sie Ihre Unterredung hier beendet haben, fahre ich mit Ihnen in der unten wartenden Hofkutsche gleich zu Frau v. B. Das erspart Ihnen einen weiten Gang.“

Unterwegs verging mir die Zeit schnell. Wer, wie Frl. v. G., seit über 30 Jahren in der nächsten Nähe der kaiserlichen Persönlichkeiten gelebt, hat allerlei nicht ganz Gewöhnliches miterlebt, allerlei nicht ganz gewöhnliche Menschen kennen gelernt. Für mich hatte ein ganz besonderes Interesse das, was sie über den einstigen Hofprediger, Emil Frommel, diesen einzigartigen Menschen, aus persönlicher Kenntnis zu erzählen wusste.

Einzigartig war er gewesen als Prediger und Seelsorger, wie auch als Schriftsteller, welcher den Weg zum Volke und zur Jugend zu finden wusste. Mit welcher Spannung waren wir Pfarrhausbuben von Muri seinerzeit dabei gewesen, als unsere Mutter uns die „Bubenreise im alten Stil“ aus Frommels Jugenderinnerungen „Aus dem untersten Stockwerk“ erzählte. Als Frommel dann ins oberste Stockwerk seines Lebens gelangt war, da kam manches Schwere als beharrlicher Gast zu ihm. — Frl. v. G., welche gerade in jenen Zeiten ihn oft von nahem gesehen, konnte bekräftigen, dass auch da, in den gesundheitlich sehr bösen und bangen Tagen, die frohe Glaubenszuversicht und der feine, köstliche Humor seine Begleiter geblieben seien.

Aus der besonnten Welt der Frommel-Erzählungen und meiner Jugend-Erinnerungen, in der ich während der Fahrt im königlichen

Wagen einen Augenblick geweilt, wurde ich dann mit einem Ruck in die ernste, tränen- und blutbesprengte Gegenwart versetzt durch die nachfolgende Unterredung mit Freifrau v. B., der Leiterin des grossen Hilfswerkes für Kriegerfrauen, vor allem für Kriegerwitwen und ihre Kinder. Dieser klugen, verständnisvollen, energischen Frau konnte ich dann auch das grosse Anliegen betreffend jene Frau eines Kriegsgefangenen vorbringen, welche wegen plötzlich eingetretener, wohl krankhafter Stehlsucht, zu längerer Zuchthausstrafe verurteilt worden ist und deren Familienstand nun dem Zusammenbruch entgegengeht.

Unter gefangenen Engländern und Franzosen

Berlin, 22. Oktober 1916.

Im Zivilgefangenenlager in Ruhleben habe ich nun zum erstenmal Engländer in Kriegsgefangenschaft getroffen. Untergebracht sind sie in den Gebäulichkeiten der dortigen Pferderennbahn. Da, wo sonst in Friedenszeiten Rennpferde, Jokey's, Trainier-Personal ihre vorübergehende Unterkunft hatten, hausen nun seit mehr als zwei Jahren unfreiwillig Engländer — im ganzen unter erträglichen Umständen.

Man kann hier wieder merken, wie der Engländer, wohin er auch auf dem Erdenrund kommen mag, oder verschlagen werden mag, überall das Bedürfnis, aber auch die Fähigkeit hat, sich ein Stück englischen Lebens zu schaffen, sich irgendwie nach heimatlichem Brauch einzurichten.

Eine ganze Anzahl dieser Gefangenen haben sich Privat-Kocheinrichtungen beschafft. Und, während ich durch ihre Kantonnemente gehe, finde ich sie eifrig beschäftigt, für ihren Sonntagsmittagstisch diese und jene speziell englischen Gerichte herzustellen, z. B. Fleischpasteten nach englischer Art, wozu ihnen von zu Hause die nötigen Zutaten geschickt werden.

Aber auch für bedeutsamere Dinge halten manche am heimatlich Gewohnten fest: Es wurde heute englischer Gottesdienst von einem gefangenen englischen Geistlichen abgehalten — mit recht auffallender Beteiligung.

Unter diesen Gefangenen sind eine ziemliche Zahl Offiziere und Mannschaften von englischen Handelsschiffen, die vom plötzlichen

Kriegsausbruch in einem deutschen Hafen überrascht wurden und nicht mehr die Möglichkeit fanden, Dampf aufzumachen und das offene Meer zu gewinnen. Gerade ihnen muss die nun schon zwei Jahre dauernde Gebundenheit an den gleichen Ort auf dem Trockenen besonders schwer fallen.

Da sind englische Studenten, die für Studienzwecke in Deutschland weilten und aus den Kollegiensälen und Studentenbuden hierher gebracht wurden.

Nun studieren sie, so gut es geht, auf eigene Rechnung weiter, haben sich dafür chemische und physikalische Laboratorien eingerichtet und sogar gewisse Examen können hier abgelegt werden.

Der darauffolgende Besuch des Gefangenenlagers Dyrotz, das in der Wustermark liegt, verschaffte mir den Genuss eines längern Ganges durch die märkische Landschaft (sandiges Gelände und Kiefernbestände). Das war ein wohltuender Zwischenakt zwischen hinter mir liegenden und vor mir stehenden angespannten Verhandlungen mit hohen, vor allem militärischen Behörden, wo fast jedes Wort zuerst auf die Goldwage gelegt werden muss.

In Dyrotz sind gefangene Franzosen. Es war mir vor allem an einem unter ihnen gelegen, dem ich wichtige Nachrichten von zu Hause zu bringen hatte. Um seinen Angehörigen einen Begriff geben zu können, unter welchen Umständen er lebe, machte ich eine Innenaufnahme der Baracke mit ihren Insassen. Bei dem geringen Quantum von noch vorhandenem natürlichem Licht (es ging schon gegen Abend, und die Baracke hatte nur kleine Fenster), war so langes Exponieren nötig, wie es in einem Photographenatelier kaum je einem Kunden zugemutet werden muss und kann. Aber diese Soldaten brachten es zustande, etwa 20 Sekunden unbeweglich zu sitzen oder zu stehen. Hatten sie wohl im Schützengraben gelernt, ihre Nerven und Muskeln so in Gewalt zu bekommen?

Beim Oberhofprediger

Zum Abendessen war ich Gast des Oberhofpredigers. Kaum sassen wir am Tisch, da sagte er schmunzelnd: „Ich will Ihnen als Vorspeise eine Sie angehende Ueberraschung vorsetzen. — Erraten Sie, was es sein könnte!“ Da in Kriegszeiten so viele un-

gewöhnliche Dinge möglich sind, wagte ich gar keinen aussichtslosen Versuch des Erratens.

Mein Gastgeber rückte nun gleich mit der Mitteilung heraus:

„Seine Majestät möchte Sie übermorgen im Neuen Palais in Potsdam empfangen und begrüssen.“ Er habe dem Kaiser von meiner Tätigkeit unter den deutschen Kriegsgefangenen gesprochen, ihm auch einiges aus einem meiner Briefe vorgelesen. Nun möchte derselbe noch mehr darüber hören, wie es den Gefangenen äusserlich und innerlich gehe, mir auch persönliche Grüsse an dieselben mitgeben. Es werde dann von Potsdam, wo der Kaiser zur Feier des Geburtstages der Kaiserin sich vorübergehend aufhalte, noch eine direkte, schriftliche Einladung mit genauern Angaben an mich gelangen.

Ich musste gleich allerlei ernste Bedenken anmelden: Mangel an „hochzeitlicher“, hoffähiger Gewandung, Mangel an jeder Kenntnis von Hofbräuchen und der Umgangsformen mit Majestäten.

Er beruhigte. Ich solle in der gleichen Kleidung, wie ich sie jetzt trage, zum Kaiser gehen. Vielleicht möchte ein Zylinderhut noch angezeigt sein und ein Paar Glacé-Handschuhe. — Was die speziellen Formalitäten des Empfangs betreffe, brauche ich darob nicht in Sorge zu sein. „Sie werden vom Bahnhof Wildpark bis zum Schloss und bis vor seine Majestät wie ein Gepäckstück „transportiert“ werden, ohne dass Sie sich um das Geringste zu bekümmern haben.“

Ueber das, was gegenüber dem Kaiser zur Sprache zu bringen sei, solle dann noch vor der Audienz zwischen dem Chef des Geheimen Militärkabinetts, dem Generaloberst von Lynker, und mir eine Besprechung stattfinden. Nützlich wäre es auch, wenn ich zum gleichen Zweck noch mit dem stellvertretenden Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts, seinem Sohn, dem Geheimrat D., in Kontakt käme.

Beim Zurückkommen ins Hospiz, in mein Quartier, fand ich bereits ein Telegramm vor, das die mündliche Botschaft des Oberhofpredigers bestätigte: „Neues Palais, Potsdam. Seine Majestät wünschen Euer Hochwohlgeboren Dienstag, den 24. Oktober, 11.15 Uhr vormittags im Neuen Palais zu empfangen. Wagen zur Abholung steht bereit Bahnhof Wildpark um 10.58 Uhr zum

Zuge ab Berlin Potsdamer Bahnhof 10.15 Uhr. Telephonische Empfangsbestätigung an Flügeladjutant vom Dienst erbeten."

An der Stätte, wo einst Bismarck machtvoll amtete

Berlin, 23. Oktober 1916.

Im kaiserlichen Geheimen Zivilkabinett hat der heutige Tag begonnen, den ich am besten als den „Tag der Exzellenzen und Geheimräte" bezeichnen könnte.

Von dort brachte mich der Geheimrat Dryander ins Herrenhaus zum frühern Staatsminister von Studt, der sich nun mit Kriegsgefangenen-Angelegenheiten befasst.

Dann war das Auswärtige Amt an der Reihe, wo mit dem Abteilungschef für Kriegsgefangenensachen, Geheimrat E., vieles zu besprechen war, u. a. auch der schon erwähnte französische Protest wegen der deutschen Nichteinhaltung des Abkommens über Kriegsgefangenenseelsorge.

Das Auswärtige Amt wäre an seinem Teil zum Einlenken gegenüber den Franzosen bereit, gab der Geheimrat zu verstehen, aber wider das Kriegsministerium und die Oberste Heeresleitung, die anderer Meinung seien, kämen sie in dieser Sache, wie noch in so manch anderer, nicht auf.

Die Herren vom Militär sprächen jetzt die entscheidenden Worte und nach der Meinung des Auswärtigen Amtes werde wenig gefragt. — Auch das Ohr seiner Majestät sei ihnen nicht leicht zugänglich. Vielleicht würde es aber mir, da ich ja zum Kaiser gerufen sei, möglich werden, durch Rücksprache an dieser höchsten Stelle etwas zu erreichen und die Widerstände von der andern Seite zu überwinden.

Beim Weggehen stand mir sehr nahe die Frage: Was würde derjenige, welcher einst in diesen Räumen ein fast allmächtiges Regiment führte, Bismarck, sagen zu solchem Ohnmachtsbekenntnis derer, die nun als seine Nachfolger die Verantwortung für Deutschlands auswärtige Politik haben?!!

Aber hatte er, welcher neben seinem eigenen, allerdings oft genialen Meinen, keine andere Meinung dulden mochte, nicht auch eine gewisse Verantwortung für das Aufkommen dieses Geschlechtes allzu beugsamer, schwachmütiger Staatsmänner?!

Der Schatten dieser gewaltigen Wettertanne war dem Heranwachsen einer neuen, selbständigen Diplomaten- und Staatsmänner-Generation nicht gerade förderlich.

Diese Unterredung auf dem Auswärtigen Amt, auch was dabei zwischen den Zeilen zu lesen war, hat mir mancherlei zu denken gegebèn betreffend die diplomatische Kriegsführung Deutschlands und die Möglichkeiten des Kriegsausgangs.

Beim höchsten militärischen Berater des Kaisers

Am Nachmittag Besprechung mit General-Oberst von Lynker, Chef des Geheimen Militärkabinetts. Da der Weg dorthin etwas weit war, fahndete der Oberhofprediger, mein Begleiter, auf ein Taxi, eine in den Strassen des gegenwärtigen Berlin selten sichtbare Erscheinung. Das — meinte er — um schneller vorwärts zu kommen. Zweitens, „dass Sie etwas vom Humor der Berliner Droschkenführer kennen lernen.“ Schliesslich zeigte sich, wonach wir ausspähten. Der Kriegsersatz für die Gummimäntel, eine Stahlfederkonstruktion, verursacht einen so gewaltigen Lärm, dass man das Fahrzeug schon auf grosse Distanz herannahen hörte. — Punkto Kutscherwitz erfüllten sich aber die Erwartungen meines Begleiters nicht. Jetzt, wo alles rationiert ist, dürfen übrigens auch an den Humor nicht allzugrosse Anforderungen gestellt werden; es darf nicht verwundern, wenn auch der etwas knapp wird.

Der Chef des Militärkabinetts ist der Berater des Kaisers, des obersten Kriegsherrn, für alles Personelle in der Armee, für die Ernennungen, Beförderungen, Dienstentlassungen; damit eine recht wichtige Persönlichkeit — trotz der etwas im Hintergrund sich vollziehenden Tätigkeit. Zur Zeit Wilhelms I hatte General von Albedyll diese bedeutsame Stellung lange Zeit inne und gewann, wie man erzählt, einen ausserordentlichen Einfluss. Wenn nun damals diesem oder jenem Offizier schon zum voraus zu einer möglichen Beförderung gratuliert wurde, konnte man von demselben etwa das, ein ernstes Fragezeichen in sich schliessende Wort hören: „Ja, so Gott will — und Albedyll!“ Ich schreibe das hier nieder, weil in dieser so leidvollen Zeit man vielleicht schon auch bei dem einen Augenblick verweilen darf, was ein harmloses Lächeln hervorrufen kann und eine kleine Erheiterung bringen.

Mit Beförderung und dergleichen Dingen hatte nun mein Besuch beim jetzigen Inhaber dieser hohen militärischen Stellung nichts zu tun. Er galt nur der Verständigung, wie bei der bevorstehenden Audienz beim Kaiser die Dinge etwa vor sich gehen sollten, was meinerseits vorzubringen, eventuell auch zu verschweigen sei. Es wurde nun abgemacht, dass ich den Kaiser in einem etwa Viertelstündigen, kurzen Vortrag über das Wesentlichste betreffend die Lage der deutschen Kriegsgefangenen, besonders über ihre seelische Verfassung, orientieren solle. Dann würde er wohl noch eine Anzahl Fragen an mich richten. „Seine Majestät hat noch gar keine genaue Kenntnis von allem dem, was die Kriegsgefangenen betrifft. Er wird sich sein Urteil über diese Dinge auf Grund Ihrer Mitteilungen bilden, welche deshalb nicht ohne Bedeutung sind. Denken Sie auch daran, dass Seine Majestät über ein sehr gutes Gedächtnis verfügt und dass Ihre Aeusserungen darum ihm lange gegenwärtig sein werden," belehrte mich der General-Oberst.

Das zu wissen, ist in der Tat nützlich.

Nach dieser allgemeinen Wegleitung brachte der General-Oberst das Gespräch auf die unerquickliche Differenz zwischen Frankreich und Deutschland in Sachen der Kriegsgefangenenfürsorge. — Auch er bedaure, wie der Oberhofprediger, dass Frankreich da an Weitherzigkeit und vertrauensvollem Engegenkommen Deutschland über sei, und es sei ihm auch daran gelegen, dass hierin bald eine Aenderung eintrete. — Nur sei ihm noch nicht ganz klar, ob auch über diesen Punkt mit seiner Majestät zu reden und sein Eingreifen anzurufen sei.

Er werde mir dann während der Audienz einen Wink geben, ob ich auch diese etwas unerfreuliche Sache zur Sprache bringen könne und solle.

Da die Möglichkeit vorhanden sei, dass er schon vorher dem Kaiser einige Andeutungen machen könnte, sollte ich ihm in kurzem Diktat gleich die Grundlinien dieses Konfliktes angeben, damit er sichern Boden unter den Füssen habe.

Bevor ich mir auch nur einigermassen hatte überlegen können, wie über diese komplizierte Materie etwas ganz Konzentriertes und doch das Wesentliche Enthaltendes zum Diktat könne formuliert werden, hatte der General-Oberst sich schon an seinen Schreibtisch

gesetzt und die Feder in der Hand, seinerseits die „Gefechtsbereitschaft“ hergestellt.

Das improvisierte Diktat kam dann aufs Papier, ohne dass allzuviele Pausen zum Nachdenken und für Nachbesserungen nötig gewesen wären. Der hochgestellte militärische Gelegenheits-Protokollführer erklärte sich als befriedigt. — Aber im ganzen möchte ich doch lieber, wenn es sich um so heikle Materie handelt, die Rolle des ganz rasch Ueberlegens, Formulierens und Diktierens einem Andern überlassen.

Während unserer Besprechung kam an den General-Oberst ein telephonischer Anruf aus dem Grossen Hauptquartier. Da es sich nicht um ein militärisches Geheimnis handelte, teilte er mir den Inhalt der erhaltenen Nachricht gleich mit: „Entscheidender deutscher Sieg in der im Gange befindlichen Schlacht mit den Rumänen. Einnahme des Brückenkopfes von Czernawoda.“ Ich war etwas verwundert über den ruhigen Gleichmut, mit der diese Siegeskunde aufgenommen und dann an mich weitergegeben wurde. Es kam mir darob der Gedanke: Entweder ist die allgemeine Kriegslage für Deutschland so günstig, dass dieser spezielle Erfolg in Rumänien gar nicht so sehr wichtig ist. Oder, es stehen die Dinge im allgemeinen zur Zeit so wenig hoffnungsvoll, dass auch diese günstige Wendung im Osten, auf einem Separat-Kriegsschauplatz, nicht recht aus allen andern vorhandenen Sorgen und Schwierigkeiten heraushelfen kann.

Nun ist sorgfältig zu überlegen, was morgen in der verhältnismässig kurzen Zeit, die mir im Neuen Palais in Potsdam zugemessen sein wird, gesagt werden soll, dass das Notwendigste und Wichtigste an den Mann kommt und die Angelegenheiten der Kriegsgefangenen durch diese unerwartete Unterredung mit dem Kaiser möglichst gefördert werden.

Der Kaiser und die Kaiserin

Potsdam, 24. Oktober 1916.

Auf dem Wege zum Bahnhof Richtung Potsdam bin ich am Morgen dem Professor D. begegnet, welcher dem Kriegsministerium zugeteilt ist und sich dort als Vertreter der schärfsten Richtung in Kriegsgefangenen-Angelegenheiten gezeigt hat. Mein Zylinder-

hut muss ihm aufgefallen sein und so frug er bald nach dem Wohin. Auf meinen Bescheid: „Zu einem Empfang bei Seiner Majestät, dem Kaiser," sah er mich mit einer Mischung von Verwunderung und Verlegenheit an — und meinte: „Sie haben uns im Kriegsministerium aber gar nichts von einem solchen Empfang gesagt. Werden Sie wohl die zwischen uns streitige Angelegenheit gegenüber Seiner Majestät zur Sprache bringen? — Wir wären bereit, auf die Sache zurückzukommen und eine entgegenkommende Lösung in Betracht zu ziehen."

Worauf ich bemerkte, die Einladung nach Potsdam sei mir erst vor kurzem zugekommen und sie sei, ohne irgendwelches Zutun von meiner Seite, mir selber unerwartet, erfolgt. — Ob gegenüber dem Kaiser die bewusste Sache berührt werden würde, das werde von den Umständen der bevorstehenden Unterredung abhängen.

Auf der kurzen Bahnfahrt nach Potsdam war mir etwas ähnlich zu Mut, wie einst vor etwa 27 Jahren, als ich mit meinen Klassengenossen nach Burgdorf fuhr, um vor der hohen Maturitäts-Examenkommission über meine Kenntnisse in Mathematik und Physik Rechenschaft abzulegen. Nur, dass ich jetzt anstatt der mathematischen Lehrsätze und physikalischen Formeln sorgfältig meine Notizen über das Wesentliche der Kriegsgefangenen-Probleme überlas.

Durch ungenügende, ungeschickte Berichterstattung an den Kaiser konnte ja allerlei Schaden für viele Beteiligte entstehen. — Darum konnte ich mir während dieser Fahrt wohl mancherlei sorgliche Gedanken machen.

Vom Bahnhof Wildpark, der ausschliesslich den Bedürfnissen des kaiserlichen Hofes dient, ging es mit dem Weiterkommen genau so vor sich, wie es der Oberhofprediger in seinem Wort von der Gepäckstück-Spedition vorausgesagt hatte: Die kaiserliche Kutsche stand schon bereit, daneben ein Hofkutscher, welcher mich, den allein Ausgestiegenen, mit den Worten anredete: „Der Herr ist wohl der Herr Hofprediger aus der Schweiz!" Eine von mir an diesem Titel gleich angebrachte Korrektur wurde nicht beachtet, und für den kaiserlichen Kutscher blieb ich an diesem Tage (auch dann auf der Rückfahrt) der „Herr Hofprediger".

Nach kurzer Fahrt hielt der Wagen vor der Freitreppe des „Neuen Palais", der gewöhnlichen Wohnstätte der kaiserlichen

Familie. Unten an der Treppe stand ein Lakai, oben ein Hofdiener, im Vorsaal des Palastes ein Leibjäger. Einer übergab mich dem andern. Der Letzte dann dem Flügeladjutanten vom Tagesdienst, welcher mich in einen Salon führte, wo der General-Oberst mich erwartete.

Dieser hatte gerade noch Zeit, mich darauf hinzuweisen, dass dieser Raum das Sterbezimmer des als Totkranker nur wenige Monate regierenden Kaisers Friedrich III. gewesen, da trat der Flügeladjutant wieder ein mit der Meldung: „Seine Majestät ist bereit, den Herrn Pastor zu empfangen."

Es war 11.14 Uhr — und, als die Schlossuhr den Viertel schlug, trat ich mit dem General-Oberst durch die eine Türe, der Kaiser durch eine andere in den Empfangssaal. — Ich schreibe diese Zeitangaben nieder, weil ich ob derselben an das Wort denken musste: „Pünktlichkeit ist die Höflichkeitsform der Könige". Pünktlichkeit also auch in bewegter, unruhvoller Kriegszeit!

Ohne das, ohne genaues Einteilen und Einhalten der Zeit, könnte eine so viel beschäftigte Persönlichkeit, wie ein Landesregierer, jedenfalls nicht durchkommen. Einer der lieben Menschen, welcher mit sicherer Regelmässigkeit zu jedem Anlass, bei dem sie erwartet sind, vielleicht zu amtieren haben, zu spät kommen, könnte also nicht gut für ein Königsamt sich melden oder müsste aus demselben in Bälde wieder entlassen werden.

In den riesenhaften Saal, in welchem der Empfang stattfand, hätte ein einstöckiges Wohnhaus gut Platz gefunden.

Nach der Begrüssung sagte ich etwas davon, dass ich dankbar sei für diese, trotz so grosser Inanspruchnahme des Kaisers, von ihm gebotene Gelegenheit, mancherlei Anliegen der deutschen Kriegsgefangenen an massgebender Stelle vorzubringen. Es sei vor allem an ihm zu danken, meinte der Kaiser, und der Dank gelte auch meinem Lande und nicht zuletzt meiner Gemeinde, welche um des Dienstes an den deutschen Kriegsgefangenen so lange auf die Tätigkeit ihres Pfarrers verzichten müsse.

Nun hätte ein kurzer zusammenhängender Bericht über die Lage der deutschen Kriegsgefangenen folgen sollen. Da trat aber — unerwartet für mich, vielleicht auch für den Kaiser selber — die Kaiserin in den Saal. Auch in weissem Haar noch eine anmutige Gestalt, mit etwas Wohltuendem in ihren Gesichtszügen und in ihrer ganzen Art. Ihr Erscheinen gab nun dem Zusammensein

eine andere Wendung. Von beiden kaiserlichen Persönlichkeiten wurden gleich eine Anzahl Fragen gestellt, und ich musste versuchen, mich dieser Programmänderung rasch anzupassen und in meinen Antworten und Erläuterungen das Wichtigste von dem, was ich in meinem Referat hatte sagen wollen und sollen, anzubringen. Manche Fragen und Aeusserungen des Kaisers zeugten von seiner wirklich auffallend schnellen Auffassungsgabe, von seiner ausgesprochenen Fähigkeit, sich in allerlei Situationen und Menschen rasch hineinzudenken. Ich hatte darauf hingewiesen, dass viele der gefangenen Offiziere noch mehr, als unter den äussern Beschwerden der Gefangenschaft, unter dem Gefühl litten, nun nichts mehr für die Heimat tun zu können, dort jetzt vielleicht sogar als minderwertig betrachtet zu werden, am Ende gerade in den Augen des obersten Kriegsherrn, des Kaisers, als Feiglinge zu gelten.

Dazu äusserte der Kaiser: „Diese Befürchtungen sind unbegründet. Sagen Sie, bitte, unsern Kriegsgefangenen, vor allem meinen Offizieren, dass ich wohl weiss, wie oft gerade die Tapfersten unter ihnen, die, welche am unerschrockensten bei Erkundungen vorangingen, auch die, welche am längsten in einer bedrohten Stellung standgehalten haben, in Kriegsgefangenschaft geraten sind. Sagen Sie unsern Gefangenen auch, dass, wenn sie auch jetzt nichts für die Heimat tun können, doch nach Kriegsabschluss zu Hause manche wichtige Aufgabe auf sie warten wird, dass ich dann jeden nötig habe und auf jeden zählen werde!“

Das war wirklich aus feinem Verstehen der Geistesverfassung mancher deutscher Kriegsgefangenen gesprochen, und es wird, wenn ich es weitersage, für viele eine wohltuende, entlastende, ermutigende Botschaft sein.

Als ich im Laufe des Gespräches des um die Kriegsgefangenenfürsorge so verdienten Bundesrats Hofmann Erwähnung tat, hiess es beim Kaiser: „Ein in der Tat sehr tüchtiger Mann“, und dann zur Kaiserin gewendet: „Das ist der frühere schweizerische Kriegsminister (er war zur Zeit des Kaiserbesuches Vorsteher des Militärdepartements). Du erinnerst dich vielleicht, Auguste, dass ich nach der Reise dir von ihm erzählt habe und vom Eindruck, den er mir gemacht hat.“

Die Kaiserin schien — trotz ihrer Uebelhörigkeit — dem Gespräch recht ordentlich folgen zu können.

Auch ihre Aeusserungen bewiesen ein weitgehendes Verständnis für die so vielfältige Not des Krieges, gerade auch für die Not der Kriegsgefangenschaft.

Nur einmal kam von ihr ein Ausspruch, welcher, wohl vom nicht ganz richtigen Hören herrührend, nicht eigentlich seinen Platz hatte in dieser Besprechung. Es war davon die Rede gewesen, dass es vielleicht noch einiger Geduld bedürfe, bis die und jene Verbesserung in der Kriegsgefangenen-Behandlung verwirklicht sei.

Da hiess es bei ihr: „Ja wohl, auch bei den gegenwärtigen, recht langwierigen Unterhandlungen mit Russland sind wir recht auf die Geduld angewiesen.“ Das konnte sich nicht wohl auf russische Kriegsgefangenen-Angelegenheiten beziehen, über die ja die Kaiserin nicht unterrichtet sein konnte. Diese ihre Bemerkung ging unzweifelhaft auf ganz geheime Separatfriedens-Unterhandlungen mit Russland, Unterhandlungen, welche aber von den amtlichen deutschen Instanzen und von den deutschen Zeitungen abgeleugnet werden. Es ist nun also doch etwas an dieser Sache; mit ihrer Andeutung hat die hohe Frau ein nicht unwichtiges Staatsgeheimnis enthüllt, das aber jedenfalls durch mich, solange der Krieg dauert, nicht irgendwie an die Oeffentlichkeit gebracht werden wird.

Als der Kaiser noch zu wissen wünschte, wie sich die französischen militärischen und andern Behörden zu meiner Tätigkeit für die deutschen Gefangenen stellten, musste und durfte ich feststellen, dass meinem Kollegen, P. de Courten und mir die Arbeit in Frankreich von oben her wirklich durch viel Entgegenkommen erleichtert werde, dass die von der französischen Regierung bei unserer Zulassung gemachten Zusicherungen bisdahin alle gehalten worden seien.

In diesem Augenblick griff nun zum erstenmal mein Begleiter, der Chef des Militärkabinetts, in die Unterredung ein, mit den Worten: „Sagen Sie nun Seiner Majestät ganz offen, aus welchen bei uns liegenden bedauerlichen Gründen Ihre von den Franzosen bisdahin sehr erleichterte, für unsere Kriegsgefangenen segensreiche Tätigkeit nun doch stark gefördert werden könnte.“

Der Kaiser nickte mir, zum Reden auffordernd, zu, und ich berichtete nun über den Sachverhalt, dabei mich freilich bemühend, das preussische Kriegsministerium, meinen „Widerpart“ in dieser

speziellen Sache nicht mehr, als durchaus notwendig, blosszustellen.

Ohne irgendwelche Unterbrechung liess mich der Kaiser zu Ende reden; er stellte auch keine weitern Fragen betreffend diese etwas unerquickliche Sache. Er wandte sich gleich zum Chef des Militärkabinetts mit den in ziemlich bestimmtem Befehlston gesprochenen Worten: „Exzellenz wollen ohne Verzug gegenüber dem Kriegsministerium das Nötige vorkehren, dass die Dinge entsprechend den Darlegungen des Herrn Pastors geordnet werden und unsererseits alles getan wird, was die Fortführung seiner Aufgabe an den Kriegsgefangenen erleichtern kann.“

Nach dieser Phase der Audienz musste ich an zwei den Kaiser betreffende Töne denken, welche man gelegentlich in kleinen, geschlossenen Kreisen halblaut kann klingen hören: Erstens, der Kaiser wünscht nichts Unerfreuliches zu hören. Solche Dinge würden dann auch von seiner Umgebung sorgfältig, fast ängstlich von ihm ferngehalten. Zweitens, er sei nicht im stande, jemanden zu Ende reden zu lassen. Wenn einer zu ihm zur Berichterstattung bestellt sei, ergreife er, der Kaiser, ziemlich bald selber und endgültig das Wort, ohne dass der Referent, oft ein Staatsmann, sein meist recht wichtiges Anliegen hätte gänzlich zur Aussprache bringen können.

Das mag ja wirklich die dem Staatsinteresse nicht gerade förderliche Regel beim Kaiser sein. Aber es scheint ja doch auch hie und da Ausnahmen zu geben, deren eine ich eben in sehr erfreulicher, nutzbringender Weise erlebt habe: Der Chef des Militär-Kabinetts scheute sich in diesem Falle nicht, eine etwas unerquickliche Sache doch vor den Kaiser zu bringen, und dieser liess das ohne Ausweichen geschehen. Im weitern suchte er da keinen Anlass zu eigener Redebetätigung, sondern er hat, ohne irgend welche Unterbrechung, mich bis zum letzten Wort, das gesagt werden musste, allein zum Reden kommen lassen.

Kaum war in dieser Angelegenheit die fast nicht zu erwartende erfreuliche kaiserliche Entscheidung getroffen, trat ein Flügeladjutant ein (mit einer sehr gewichtigen Mappe), dem Kaiser meldend, dass der Feldmarschall von Hindenburg und der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg zur Teilnahme am vorgesehenen Kronrat eben im Palais angelangt seien. (N. B. Es wurde dann

da die Selbständigmachung Polens und die Einführung des Zivildienstes beschlossen.)

Nachdem die Kaiserin hierauf noch einige Minuten die Unterredung allein fortgesetzt hatte, verabschiedete auch sie sich, schritt gegen die eine Türe des grossen Saales, kehrte sich dann plötzlich wieder um, erfasste meine Hände mit den Worten: „Vergessen Sie nicht, Ihre liebe Gemeinde und Ihre liebe Familie von uns beiden herzlich zu grüssen und unsern warmen Dank auszurichten, dass man Sie von dort zu solchem Dienst christlichen Erbarmens und Helfens hat ziehen lassen. Grüssen Sie auch, wenn Sie wieder nach Frankreich kommen, viele Male unsere armen Kriegsgefangenen, die bei uns nicht vergessen sind in ihrer besondern Not. Ach, wie manches überaus Schwere bringt doch dieser Krieg für so viele!“

Bei diesen letzten Worten brachen ihr mit einemmal die Tränen hervor, was wohl bei dieser tapfern Frau, die nichts Wehleidiges in ihrer Art zu haben scheint, gewiss nicht oft geschieht. Ich musste darob an das Wort denken: „Kronen schützen nicht vor Tränen; sie verbergen sie höchstens.“ Manchmal ist aber nicht einmal dieses Verbergen möglich. Diejenigen waren also nicht ganz richtig daran, die mir vor kurzem sagten: „Die Majestäten merken und erleben wohl selber nicht gerade viel von der Kriegsnot.“ Aeusserlich ja wahrscheinlich schon nicht. Aber ihre reichliche Bürde von Kummer und Sorge haben sie doch, gerade, weil ein Teil der Last der andern, ihrer Untertanen, noch auf ihnen liegt. Das in einem kaiserlichen Prunksaal wohl selten gesehene und gehörte Weinen einer hohen, gekrönten Frau offenbarte da manches. — Was den Kaiser betrifft, so lässt sein ganz auffälliges Altern seit seinem Besuche in der Schweiz auch auf manches schliessen. — Die fast unaufhörlichen, zuckenden Bewegungen seines rechten Armes (der linke ist bekanntlich seit der Geburt teilweise gelähmt und ziemlich verkürzt) lassen auch den Nichtmediziner annehmen, dass seine Nervenkraft stark verbraucht ist durch all das, was diese 2¼ Kriegsjahre ohne Unterbruch von Aufregendem, Angreifendem an ihn heranbrachten. — Das von ihm schliesslich ausgesprochene Jawort zur Entfachung des Krieges hat ihm sicher schon viel zu denken gegeben.

Sein Ahnherr, Friedrich der Grosse, hat zwar, sogar mehrmals, solche Verantwortung ebenfalls auf sich genommen, auch zum Schwert

gegriffen. Aber solche Kriegsansage reichte damals doch weniger weit in ihren Folgen. Und dann hatte der grosse Ahne doch wohl noch mehr das Zeug in sich, durch alles hindurch das Schwert und das Szepter in kräftiger, zielbewusster Hand zu behalten, und auch dem bösen Tag in innerlicher Ungebrochenheit stand zu halten!

Beim Verlassen des Thronsaales äusserte der General-Oberst zu mir: „Majestät ist heute recht gnädig gewesen.“ — Lag darin wohl eine zarte Andeutung: das könne unter Umständen auch nicht ganz der Fall sein?! Wie das auch sich verhalten mag, ich bin dankbar, dass ich mit einem Gewinn für die Sache der Kriegsgefangenen von den Stufen des Thrones heruntersteigen kann, auf den etwas weniger glatten gewöhnlichen Boden, auf dem man sich doch im ganzen eher sicherer fühlt.

Einige Persönlichkeiten des Hofstaates brachten dann noch Anliegen vor betreffend Kriegsgefangene, die ihnen nahe stehen und zugleich übergaben sie mir gerne Grüsse an einen ihnen wohlbekannten und von ihnen sehr geschätzten Berner, den feingebildeten Dr. v. M., einst in preussischen Diensten, als Kammerherr der Kaiserin. —

In manchen Gemächern, durch die ich geführt wurde, schmückten wertvolle Gemälde die Wände, auch solche französischer Künstler des XVIII. Jahrhunderts. Aber für ihre genauere Betrachtung mangelte es jetzt an Zeit. Ich hätte mich auch sonst jetzt nicht ohne weiteres auf Kunstgenuss umstellen können. — Ich war eher zum Examen mit mir selber disponiert, ob ich eigentlich alles Nötige und Wichtige und nichts Ungeeignetes gesagt, in der richtigen Weise geredet und auch am rechten Ort geschwiegen habe?

Auf der Rückfahrt zum Bahnhof Wildpark fiel mir der wenig gepflegte Zustand der Gartenanlage um den Kaiserpalast auf. Das ist aber nicht verwunderlich. Der grösste Teil des Hofgärtnereipersonals steht jetzt an der Front, hat dort teilweise auch die Schaufel in der Hand, aber nicht zu Gartenkulturarbeiten, sondern um Schützengräben zu erstellen.

N. B. Als ich gegen Ende des Krieges vernahm, der deutsche Kaiser habe den General-Oberst v. Lynker, der wohl zu den Aufrechtesten und Selbständigsten unter den hohen, wichtigen Beratern des Monarchen gehörte, aus seiner bedeutsamen Vertrauens-

stellung entlassen, da überkam mich ein eigentümliches Gefühl. Diese Kunde hatte den unheimlichen Ton eines Signals, welches Unheil bedeutete für den Kaiser und die Fortdauer seiner Regierung!

Berlin, 25. Oktober 1916.

Als ich heute auf dem Kriegsministerium gegenüber Oberst H. (mit dem von Anfang an sehr leicht zu verkehren war) äusserte, ich möchte meine Heimreise in die Schweiz etwas beschleunigen, weil mich mein Magengeschwürleiden wieder ziemlich plage, da bot er gleich an, zu jeder möglichen Reiseerleichterung verhelfen zu wollen. Für den Nachtschnellzug nach Kassel, wo noch ein Franzosenlager zu besuchen ist, liess er in einem Salonwagen ein Schlafabteil reservieren, und er wollte auch für meine Verpflegung fast über das Kriegsübliche hinaus sorgen. Das einzige, was mir nötig und dienlich sein würde, sei etwas Milch, was ich mir dann unterwegs wohl selbst beschaffen könne, bemerkte ich dankend. Da liess er sich aber dienstliche, telephonische Schnellverbindung mit dem stellvertretenden Armeekorpskommando in Kassel geben und als sich von Kassel her ein Offizier des Stabes gemeldet hatte, war folgendes etwas ungewöhnliche militärische Gespräch zu hören: „Hier Kriegsministerium. Der Vertreter der Schweizer Regierung, Feldprediger de Q., kommt morgen mit dem Frühzug nach Kassel zur Besichtigung des Gefangenenlagers. Es soll ein Adjutant ihn auf dem Bahnhof empfangen — und da er momentan leidend ist, soll durch das Kommando dafür gesorgt werden, dass ein Liter warme Milch bei der Ankunft im Lager für ihn bereit steht. Der Herr Feldprediger ist gestern von seiner Majestät empfangen worden; es ist deshalb jede denkbare Rücksicht auf ihn zu nehmen."

Diese Milchangelegenheit kommt nur deshalb aufs Papier, weil sie bezeichnend ist für die gegenwärtige Verpflegungslage in Deutschland. Es schien dem mir wohlgesinnten Oberst auf dem Kriegsministerium der Hinweis auf Seine Majestät wünschbar, um für mich die Verabreichung dieses Milchquantums ganz bestimmt zu sichern.

Bei uns zu Hause ist solche Milchmenge gottlob, zum Glück für Kinder und Kranke, noch zu haben, ohne dass die höchsten Landesbehörden dafür ins Spiel gezogen werden müssen.

Beim Mittagessen bei unserm Gesandten war ihm über die Au-

dienz im Neuen Palais zu rapportieren. Seit Kriegsbeginn, berichtet der Letztere, sei der Kaiser schwer erreichbar geworden. Er selber habe ihn seit dem Sommer 1914 nicht mehr gesehen.

Auf dem Auswärtigen Amt, wo man sich noch einmal mit mir besprechen wollte, erfahre ich, dass ich Gelegenheitsbotschafter sein sollte. Man wünscht, dass ich mündlich und persönlich offizielle, deutsche Vorschläge betreffend ein Abkommen über die Behandlung der französischen Zivilbevölkerung in den von den Deutschen okkupierten Gebieten Nordfrankreichs an das französische Auswärtige Amt am Quai d'Orsay in Paris, übermittle und, wenn möglich, eine Antwort entgegennehme.

Da wohl auf diese Weise der mitten im Kriegsgebiet ihr Leben in Gefahr und Entbehrungen fristenden Bevölkerung einige Erleichterung geschaffen werden kann, ist es ein Auftrag, der wohl übernommen werden darf, — wenn er auch nicht ganz exakt in meine spezielle Aufgabe hineingehört.

Unter französischen und russischen Gefangenen

Kassel, 26. Oktober 1916.

Das ist eine eigentliche Barackenortschaft, dieses Gefangenenlager von Kassel-Niederzwehren, wohl eines der grössten in ganz Deutschland. Es steht denn auch unter dem Kommando eines Generals, der sich gern von mir über die Verhältnisse in den Lagern von Frankreich unterrichten liess, da einer seiner Söhne dort in Kriegsgefangenschaft ist. Er hofft, dass ein Abkommen getroffen werde, wonach alle seit mehr denn zwei Jahren Gefangenen zur Internierung oder zur Heimbeförderung gelangen.

Für die Aussprache mit mehreren französischen Gefangenen, denen ich von ihren Angehörigen Aufträge überbringen möchte, ist von ihm alles Notwendige angeordnet worden. Es schien für dieselben wohltuend zu sein, den ersten direkten, mündlichen Bericht vom Ergehen von Frau und Kindern zu bekommen und manches von ihren Anliegen mit mir besprechen zu können.

Während meiner Anwesenheit im Lager findet gerade eine grössere dramatische Vorstellung statt.

Wenn manche deutsche Kriegsgefangenen in Frankreich ihre Erholung und Ablenkung vor allem in Gesang und Instrumental-

musik suchen, ist es bei den Franzosen in Gefangenschaft vor allem das Theaterspiel, dem sie ihre freie Zeit widmen und das ihnen etwas Abwechslung und Entspannung bringen soll.

Nach bisherigen Eindrücken würde ich annehmen, dass die Franzosen die Gefangenschaft im ganzen seelisch fast etwas leichter durchstreiten können als die Deutschen. Das hängt vielleicht mit der grössern seelischen Elastizität der Franzosen zusammen. Vielleicht auch mit der grössern Fähigkeit und Willigkeit zu kameradschaftlichem sich Zusammenschliessen und Zusammenhalten.

Wenn die französischen Gefangenen klagen, so ist es vor allem über die Verpflegung; weniger über die Quantität, als über die Qualität. Diese Klage ist nicht unverständlich. Aber ich habe doch einige nicht recht Zufriedene daran erinnert, dass jetzt auch grosse Teile der deutschen Bevölkerung selber nicht besser dran sind und ein Kriegsbrot zu essen bekommen, welches weit hinter dem Brot zurücksteht, das jetzt in Frankreich noch auf jeden Tisch kommt.

Ueber die Unterkunftsverhältnisse, über die vorhandenen Schlaf- und Wohnräumlichkeiten, über die sanitären Einrichtungen (Wasch- und Bademöglichkeiten usw.) hörte ich gar keine Klage. Da kommt den in Deutschland Gefangenen die deutsche Organisationsfähigkeit, das ausgesprochene deutsche Bedürfnis nach Ordnung und Sauberkeit, recht zustatten.

Das Zusammenleben von so vielen Menschen ist gleichwohl dem Entstehen von ansteckenden Krankheiten förderlich. Das Gefangenenlager hat einen eigenen Friedhof, dessen hohe Gräberzahl mir gleich zu denken gab. Da wurde mir anvertraut, die Erklärung liege in einer Flecktyphus-Epidemie, welche allem nach Hunderte von Opfern verlangte. Auch einige deutsche Militärärzte, welche bei der Pflege dieser Kranken sich betätigten, haben den Tod gefunden.

Eingeschleppt wurde diese schreckliche Seuche durch russische Gefangene. Die Aussenwelt hatte damals — vor etwa einem Jahre — keine Ahnung davon, dass wir diese unheimliche Krankheit, die man sonst nur im wenig zivilisierten Osten kannte, mitten unter uns in Zentraleuropa hatten.

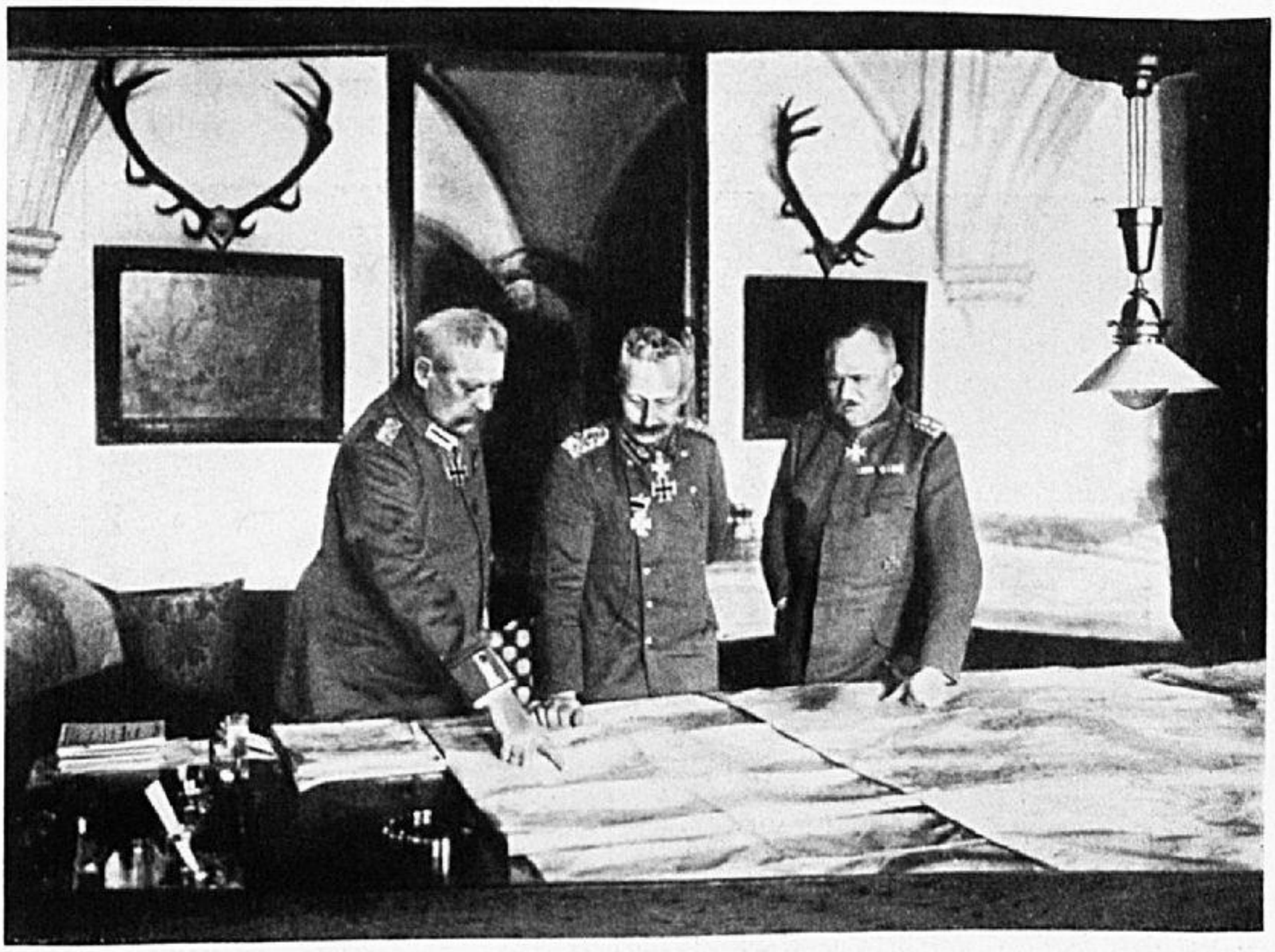


Kaiser Wilhelm II

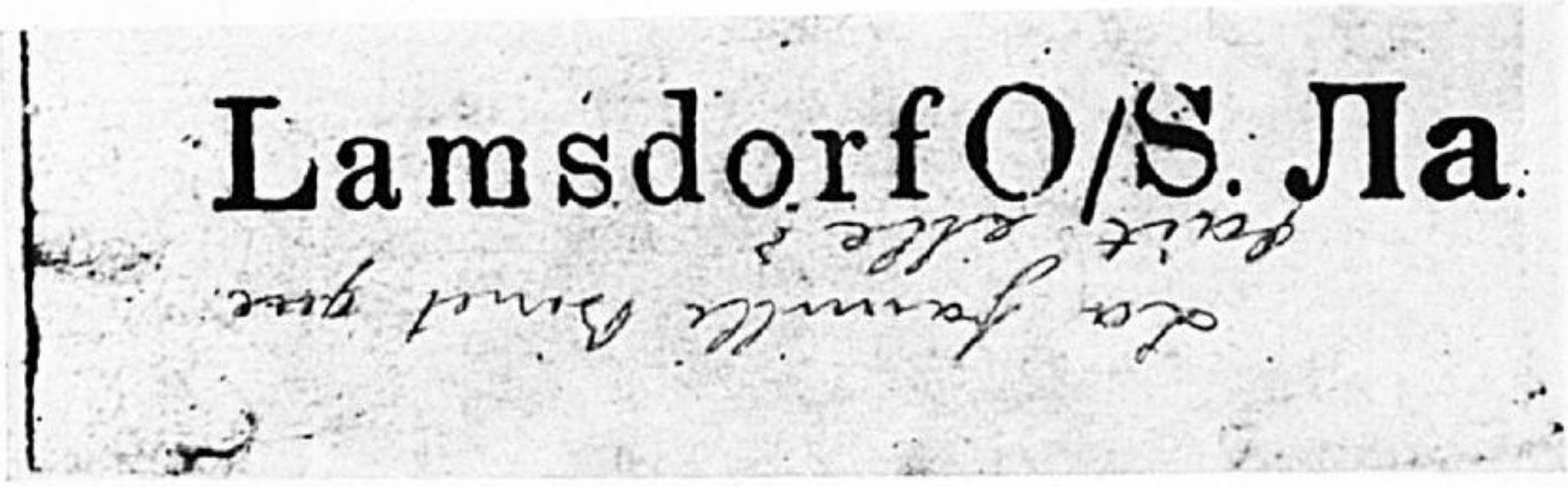


Die deutsche Kaiserin

(Seite 102)



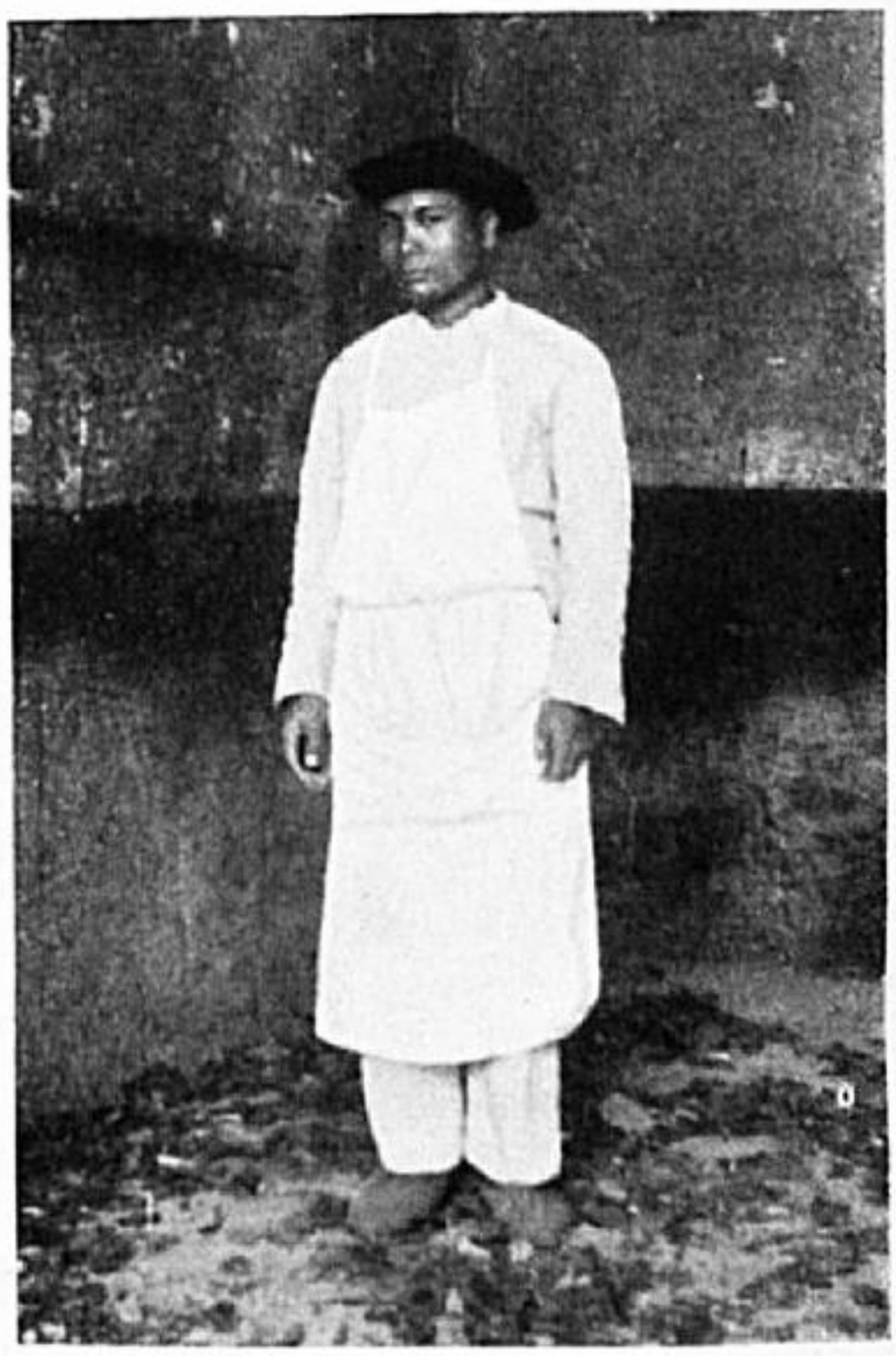
Hindenburg Der deutsche Kaiser Ludendorff
im grossen Hauptquartier



Das merkwürdige Lebenszeichen des vermissten Sergeant G. (stark vergrössert)
(Seite 206)



Sehr jugendlicher korsikanischer Hotelportier (Seite 151)



Photoscheuer anamitischer Sanitätssoldat (Seite 72)



Schlafstätte im guteingerichteten deutschen Gefangenenlager Kassel
(Seite 112)

Dritte Frankreich-Reise

Die fast allwissende Grenzpolizei

Pontarlier, 18. November 1916.

Der Grenzübertritt ist für mich ohne Schwierigkeiten vorbeigegangen. — Nicht ganz so gut sind einige der Mitreisenden weggekommen. Von zweien weiss ich es ganz bestimmt. Der eine wurde ganz bald nach seiner Ankunft von einem Kommissär der Grenzpolizei beiseite genommen, der ihm ohne Umschweife erklärte: „Je dois vous signaler pour avoir tenu dans le train entre Neuchâtel et Pontarlier des propos hostiles à la France.“ Eine weitere Mitteilung lautete, dass ihm eine Fortsetzung der Reise untersagt sei.

Der Betreffende, ein Landsmann, hatte, allerdings zwar noch auf Schweizerboden, sich unterwegs in seiner Unterhaltung mit Unbekannten nicht gerade der Zurückhaltung beflissen, die einem ansteht, der in ein Kriegsland reisen will. Mit einer fast hirtenknabenmässigen Offenheit hatte er von dem geredet, was er gegenüber Frankreich und seine Kriegsführung Kritisches auf dem Herzen hatte.

Es waren im Bahnwagen auch französische Damen gewesen, vielleicht der guten Gesellschaft angehörend, vielleicht auch dem Ausland-Spionagedienst angegliedert. Von ihnen mag ganz wohl die Anzeige gegen den redefreudigen Schweizerreisenden gekommen sein, sobald der Zug in Pontarlier auf französischem Boden hielt.

Das andere Opfer war ein anderer schweizerischer Reisender, wahrscheinlich ein Geschäftsmann in irgend welchen viel abträglichen Kriegsartikeln.

Ihm wurde vorgehalten: „Nicht wahr, Sie sind vor so und so viel Monaten in der deutschen Stadt X. gewesen.“ Nach einigem Zögern bejahte er es. „Nun, in dem und dem Hotel (der Name ist mir entfallen) haben Sie sich während der Mahlzeit gegenüber Tischgenossen in sehr abfälliger, feindseliger Weise gegen die Alliierten (Frankreich, England, Russland usw.) ausgesprochen. Sie erinnern sich vielleicht noch dessen!? — Ihre Gegenwart auf französischem Boden ist unerwünscht. Sie haben mit dem nächsten Zuge wieder zurückzureisen.“

Der also Angeredete liess keinen Widerspruch vernehmen, sei es, dass sich die Dinge so verhielten, wie ihm vorgehalten wurde, sei es, dass er jede Gegenrede für nutzlos ansah.

Die Arme und Augen der geheimen Polizei der Kriegsländer reichen wirklich weit, und ihre Vielwissenheit kann schon etwas in Verwunderung versetzen.

Wenn jetzt einer eine Beschreibung seines Lebens verfassen möchte, aber nicht mehr ganz alles in Erinnerung hat, so soll er sich nur an die Uebergangsstation zu einem der Kriegsländer begeben, da hat er gute Aussicht, dass ihm von der fremden Grenzpolizei bereitwillig und unentgeltlich Auskunft erteilt wird über so manches, was er in den letzten Monaten, aber auch in frühern Jahren, geredet, geschrieben, getan, vielleicht auch nur gedacht hat, wohin seine Reisen ihn geführt haben und mit wem er da etwa zusammengetroffen ist.

Paris, 19. November 1916 (Sonntag).

Am Vormittag bot der Gottesdienst in der amerikanisch-episkopalen Kirche etwas Wohltuendes. Während des Nachmittags ein Gang durch den grossen Friedhof Père Lachaise gemacht, auf dem so viele bekannte Franzosen ihre letzte Ruhestätte haben.

Ein äusserlich ziemlich grossartiges Grabmal am andern, aber man sieht und liest da eigentlich nur ganz weniges, das dem Auge und Herz wohl täte, was religiös, oder künstlerisch befriedigend und bedeutsam wäre. Nur beim „Monument des Morts“ von Bartholomé bin ich wieder, wie schon früher, gerne längere Zeit stehen geblieben und habe Gestalten und Worte zu mir reden lassen, vor allem das Prophetenwort ob der Hauptpartie: „Dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir.“

Türen, welche immer weiter aufgehen

Paris, 20. November 1916.

Nachdem ich zuerst unsern Gesandten über den mir gewordenen Auftrag des deutschen Auswärtigen Amtes an die entsprechende Instanz in Paris unterrichtet, bin ich an den Quai d'Orsay ins Ministerium des Auswärtigen gegangen. Empfang dort durch einen mir noch unbekannten Diplomaten, der, als er hörte, ich komme von Berlin, zuerst eine recht zurückhaltende, ja ernste Mine machte: „Vous vous trouvez dans une situation très délicate et bien particulière. Hier encore à Berlin auprès de nos ennemis, aujourd'hui chez nous en France. C'est presque un peu étrange."

Ich gab das ohne weiteres zu, dass dieser Verkehr in zwei einander feindlich gegenüberstehenden Ländern etwas eigenartig anmuten müsse und etwas ungewöhnliches sei, aber das ergäbe sich aus meiner Aufgabe an den Kriegsgefangenen und daraus, dass ich eben den Gefangenen beider Länder dienlich sein möchte. Nach Deutschland und zu den massgebenden deutschen Behörden sei ich eben aus diesem Grunde — und in völligem Einverständnis mit dem französischen Kriegsministerium — gegangen. Ich hätte diese Gelegenheit dann auch dazu benützt, um dort das Gute und Erfreuliche hervorzuheben, das ich, neben einigem noch Unvollkommenen, in der französischen Kriegsgefangenenbehandlung wahrgenommen. Und hier in Frankreich befolge ich gerne den gleichen Grundsatz durch gelegentlichen Hinweis auf das, was trotz alledem in der deutschen Kriegsgefangenenbehandlung durchaus anerkennenswert sei.

Leichter wäre es freilich, in jedem Lande so zu reden, wie man es zunächst wohl gerne hörte, nämlich die Verfehlungen des Gegners deutlich zu unterstreichen. Aber, damit befassten sich jetzt schon so viele, dass meine Mithilfe beim immer wieder neuen Anfachen des Kriegshasses wohl eigentlich nicht nötig und im tiefsten Grunde auch nicht dienlich sei.

Dazu meinte der hochgestellte Herr, diese Auffassung und Praxis entspreche allerdings nicht ganz dem in gegenwärtiger Zeit in Kriegsländern Ueblichen, aber sie könne doch auch einiges für sich haben. Er wolle sie mir gelten lassen, obschon er, als entschiedener Freidenker, sonst nicht gerade viel Sympathie für Vertreter des geistlichen Standes und

ihre Betätigung übrig habe. In Zukunft dürfe ich auf sein Vertrauen und auf seinen guten Willen, mir die Aufgabe zu erleichtern, zählen. Alle unsere weitern Begegnungen würden im Guten vor sich gehen.

Den von La Rochelle wieder zu seiner Pariser Anwaltstätigkeit zurückgekehrten Herrn B. habe ich aufgesucht, um ihm Bescheid zu geben über die Nachforschungen betreffend seinen an der Front spurlos verschwundenen Sekretär, den Leutnant D. — Völlig Klarheit konnte bis jetzt noch nicht geschaffen werden. Aber nach Auffassung der verschiedenen Instanzen, die da zuständig sind, auch der deutschen, scheint es höchst wahrscheinlich, dass dieser Offizier, welcher gegen Ende des Kampfes noch lebend gesehen worden war, dann schliesslich doch noch den Tod gefunden hat und darauf wahrscheinlich von den Trümmern eines Unterstandes so zugedeckt wurde, dass er nicht gefunden werden konnte. Mit aller Schonung soll das der jungen Frau mitgeteilt werden. — Sie wollte ihn bis jetzt noch immer für lebend halten, betrachtete sich nicht als Witwe (trotzdem er schon seit etwa zwei Jahren vermisst wird) und trug, wie ich beim letzten Zusammentreffen mit ihr sah, nicht Trauerkleider. — Wird es für sie dann doch noch irgendwie später ein Bruchstück eines neuen Familienglückes geben?!

Im letzten Augenblick dem Hinrichtungstod entrissen

Paris, 21. November 1916.

Mündlich und schriftlich berichterstattet an eine Anzahl von französischen Familien, deren gefangene Angehörige ich in Franzosenlagern in Deutschland besucht habe.

Dann Mittagsgast in unserer Gesandtschaft. — Der Gesandte hatte mich vor allem hergebeten, weil er mir Gutes mitteilen könne betreffend die deutlich zunehmende Gewogenheit der französischen Behörden gegenüber meiner Mission hier in Frankreich.

„Il a été créé par vous — sagte er — une atmosphère sensiblement plus favorable auprès des milieux officiels français."

Ich bin froh über diesen guten Bescheid, gebe aber dem freundlichen Ueberbringer desselben zu verstehen, dass solches zuneh-

mende Wohlwollen für meine Mission und für mich doch nicht allein auf meinen Verdienstkonto zu setzen sei, dass mancherlei gnädige Fügungen, die ich nicht selber herbeigeführt, zu dieser erfreulichen Wandlung manches beigetragen hätten.

Als wir nach dem Essen noch ungestört, zu zweien, zusammen sind, vertraut er mir an, eine ernste Angelegenheit beschäftige ihn in diesen Stunden in ganz besonderer Weise. Im Laufe des Vormittags sei an ihn der flehentliche Hilferuf eines Deutschschweizers gelangt, der gestern hier in Paris von einem Kriegsgericht wegen Spionage zum Tode verurteilt worden sei. Diesen Nachmittag um 5 Uhr solle das Urteil im Fort von Vincennes durch Erschiessen vollzogen werden. — Aus den vorliegenden Akten habe er den Eindruck erhalten, es könne sich da um einen Justizirrtum handeln und wahrscheinlich werde ein Unschuldiger vor das Erschiessungspeloton gestellt werden. Es sollte eine Verschiebung der Hinrichtung und eine Revision des Verfahrens erreicht werden. Und er berichtete kurz, was er zu diesem Zweck schon unternommen habe und noch unternehmen wolle. Wir sahen beide auf die Uhr. Es blieben noch drei Stunden bis zum Augenblick, da im Festungsgraben von Vincennes das Todeskommando „Feuer“ ertönen musste. Ich erhob mich, um dem Gesandten keine Minute der Zeit wegzunehmen, von deren Verwendung jetzt für einen Andern Leben oder Tod abhing.

N. B. Wie mir der Gesandte dann später mitteilte, kam er mit seinem Einspruch und seiner Fürsprache gerade früh genug, um den Verurteilten noch von dem schon für ihn gegrabenen Grabe zurückzuziehen.

Das Gerichtsverfahren wurde gegen ihn wieder aufgenommen und ergab seine Unschuld. Er war im übrigen nicht gerade eine interessante Persönlichkeit, vielleicht etwas wie ein „Tunichtgut“, aber das schwere Vergehen, für das er hätte sterben sollen und fast gar gestorben wäre, das hatte er nicht begangen, — wie sich dann deutlich herausstellte.

Es ist eine Zeit, da die Gewehre schnell losgehen, nicht nur bei den Soldaten an der Front, sondern auch bei den Hinrichtungs-Pelotons, die wirklichen oder vermuteten Landesverrat und Spionage sühnen sollen.

Indochinesische Volksmedizin und Kriegsbrandwunden

Einen interessanten Einblick in mir wenig bekannte Methoden der Wundbehandlung bekam ich diesen Nachmittag im Hôpital 101, wo schwere, mühsam heilende Kriegswunden elektrischer Bestrahlung ausgesetzt werden, wie mir gesagt wird und wie bei einer Anzahl von Verwundeten zu sehen ist, mit recht erfreulichem Erfolg.

Etwas für mich völlig neues war die im gleichen Lazarett durchgeführte Behandlung schwerer Verbrennungen mit Ambrine, einem wachsähnlichen Präparat, welches in flüssigem Zustande mit einem speziellen Apparat auf die Brandwunden geträufelt wird. Das Verfahren wurde gerade an einem Patienten durchgeführt, bei dem eine Gasgranate einen grossen Teil des Oberschenkels in eine schlimm aussehende Brandfläche umgewandelt hatte.

Ein französischer Kolonialarzt hatte in Indo-China bei den Eingebornen solche Behandlung in ihrem Grundprinzip mit Erfolg angewendet gesehen. Er hat dann dieselbe vervollkommnet und das neue Heilmittel in die Heimat gebracht, wo der Krieg die Möglichkeit reichlicher Anwendung bietet. Es bedarf zur Durchführung dieser Behandlung besonders sorgfältigen, intelligenten Pflegepersonals; meistens sind es freiwillige Pflegerinnen; ich traf unter ihnen zwei Töchter aus einer mir wohlbekannten schweizerisch-elsässischen Familie.

Auf den Abend hatte ein Grossindustrieller mich in ein Restaurant erster Güte zum Diner eingeladen, um Rat und Hilfe zu erlangen für seinen in Deutschland gefangenen Schwiegersohn. —

Das Besondere an diesem Essen war nicht etwa die Quantität, die Zahl der aufgetragenen Gerichte, sondern die Qualität. Die Auswahl der vorzüglich zubereiteten Speisen war Gegenstand ernster Beratung zwischen dem einladenden Herrn und dem Maître d'hôtel, dem ersten Oberkellner, gewesen.

Weitere Einladungen, die in freundliche Aussicht gestellt wurden, lehnte ich aber in schonender Form ab, weniger aus Rücksicht auf meinen Magen, der diese feine Kost wohl schon ertragen würde, als im Blick auf die für mich durchaus notwendige Unabhängigkeit von Menschen und die Notwendigkeit ungehinderter Bewegungsfreiheit.

Paris, 22. November 1916.

Heute fand ich auf den Ministerien, in denen ich zu tun hatte, einen recht günstigen Barometerstand.

Beim Abteilungschef im Ministerium des Innern war von der anfänglich (beim Beginn meiner Tätigkeit) vorhandenen Zurückhaltung nichts mehr zu merken.

Auf dem Kriegsministerium war eine geradezu warme Temperatur spürbar. Beim General J., dem militärischen Chef der Kriegsgefangenenabteilung, hiess es: „Charmé de vous revoir et de vous serrer la main.“

Und der bürgerliche Leiter der Abteilung, der sehr kluge, eher reservierte Conseiller d'Etat, C., äussert: „Nous avons pleine confiance en vous.“

Diese immer deutlicher spürbare, wohlwollende Einstellung der massgebenden Persönlichkeiten und Behörden wird stets wieder eine wertvolle Erleichterung und Förderung der Aufgabe bedeuten. Darum bin ich dankbar dafür, ohne freilich diese Gunst als etwas Unwandelbares anzusehen.

Nun will ich gleich eine Sache anfassen, welche für das Wohl der Kriegsgefangenen ziemliche Wichtigkeit hat. Es ist mir immer wieder aufgefallen, dass in vielen Lagern eine Räumlichkeit fehlt, in welcher die Gefangenen in ihrer freien Zeit sich aufhalten könnten zum Lesen, Schreiben usw., wo sie sich auch in grösserer Zahl zusammenfinden könnten zu allerlei Veranstaltungen, zum Gottesdienst, zu Konzerten, Aufführungen.

Wo Menschen jahrelang zusammensein müssen, von der Aussenwelt fast ganz abgeschlossen, genügen Schlaf- und Essräume oft sehr primitiver Art zum seelischen Durchkommen nicht mehr. Es sollte überall, wo Gefangene in grösserer Zahl beieinander sind, eine besondere Gebäulichkeit, wenn auch einfachster Art, da sein, wo sie sich etwas heimisch fühlen können, eine Art Kriegsgefangenen-Heim.

Von den kriegführenden Ländern ist die Bereitstellung solcher Räume im ganzen nicht zu erwarten, schon aus finanziellen Gründen nicht.

Aber die Kriegsgefangenenhilfe der nordamerikanischen Christlichen Vereine junger Männer, die in grosszügiger, verständnisvoller Weise schon so vieles für das leibliche und geistige Wohl

der Kriegsgefangenen aller Länder getan, würde vielleicht auch hier eintreten.

Ein teures und doch sehr einträgliches Kabeltelegramm

Um das zu besprechen, haben der Vertreter dieser Organisation in Paris, Mr. J., welcher amerikanische Tatkraft und Entschlussfähigkeit mit feiner Bildung vereinigt, und ich uns zum schwarzen Kaffee getroffen. In kaum einer Stunde war man einig, dass in dieser Sache etwas geschehen müsse, dass es rasch geschehen müsse und wie ungefähr die Geldmittel aufzubringen wären; es handelt sich eben doch um zirka 250 000 Franken. Hier war jedenfalls das amerikanische System, das auf lange Komiteesitzungen mit vielen Hin- und Herreden nicht viel gibt, eher dienlich.

Auf Wunsch des Amerikaners, der gerne eine Darbietung in klassischem Französisch gehört hätte, gingen wir noch in die Comédie française, wo der „Misanthrope" von Molière und „Bajazet" von Racine geboten wurden. Eine längere Pause wurde dazu ausgenützt, um ein Kabel-Telegramm aufzusetzen, welches dem Leiter des Kriegsgefangenen-Hilfsdienstes, John Mott in New York, unser Ansuchen übermittelte, für 10 Gefangenenheime à 25 000 Franken den Betrag von 250 000 Franken telegraphisch nach Paris überweisen lassen zu wollen.

Als ich dann das überseeische Telegramm, für das ich fast 50 Franken auf den Laden legte, spediert hatte, ist mir doch die Frage gekommen, was man wohl drüben — trotz der Gewöhnung an grosse Zahlen — zu dieser angeforderten sechsstelligen Zahl sagen werde?!

Aber unsere Unbescheidenheit gilt ja einer guten Sache und wir selber werden, wenn die Forderung bewilligt wird, nichts davon haben, als viel neue Mühe, die uns allerdings nicht reuen soll.

N. B. Es sei beigefügt, dass, wenn auch nicht die ganze Viertelsmillion herüber kam, es doch eine schöne Summe war, die bewilligt wurde, welche dann gleich in mehrere grosse, freundliche Gefangenenheime umgewandelt wurde.

Nevers, Hôtel de la Paix, 25. November 1916.

Wieder auf der Reise durch die Gefangenenlager und die Kriegsgefangenen-Lazarette.

Im Hôpital 25 finde ich etwa 120 deutsche Verwundete, welche fast alle von den Kämpfen um Verdun herkommen, speziell noch von dem unerhörten Ringen um das Fort Douaumont, von jenen Kampfesstunden des 24. Oktober, deren Abschluss eine Wiedereroberung der Befestigung durch die Franzosen war.

Es gibt wohl auf der Erde wenige Stätten, an denen so viel Tapferkeit auf beiden Seiten kund wurde, aber auch so viel kostbares Blut verströmte, wie in der kleinen Feste Douaumont und in ihrer Umgebung.

Ein junger Bayer, der hier im Lazarett ist, ist von dort als ein Erblindeter hierher gebracht worden, nachdem er von einer französischen Handgranate ins Angesicht getroffen worden war.

Nevers, Sonntag, 26. November 1916.

Im Kriegsgefangenenlager vor einer grossen Zuhörerschaft gepredigt. Dann Einzelbesprechungen, darunter eine mit einem in St. G. niedergelassenen deutschen Soldaten, der mir mit schwerstem Herzen davon sprach, wie — nach ihm zugekommenem Bericht — während seiner Abwesenheit sein Familien- und Eheglück in die Brüche gegangen ist. Gerade gegenüber solcher, leider nicht seltenen Not steht man, so gerne man etwas abnehmen möchte, so ohnmächtig da!

Am Nachmittag Gottesdienst im Spital 25. Dort hatte ich ein Zusammentreffen mit dem katholischen französischen Spitalpfarrer, welches deshalb erwähnenswert ist, weil ich bei ihm — im Gegensatz zur Mehrzahl der katholischen französischen Geistlichen — einen auffallend engen Horizont betreffend die Zeitereignisse fand. Er ist ausgesprochener Nationalist und seine Einstellung gegenüber den Kriegsgefangenen, auch den verwundeten Gefangenen in diesem Spital, ist völlig bestimmt durch die Zeitungsstimmen seines Landes, welche bekanntlich jetzt in allen Kriegsländern nicht immer Gottes Stimme, nicht immer Stimmen der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit sind.

Unterwegs in der Umgebung von Nevers,
mittags, 27. November 1916.

Verschiedene sogenannte Arbeitskommandos, das heisst kleinere Gefangenengruppen, die meist in landwirtschaftlichen Betrieben untergebracht sind, wurden während dieses Vormittags besucht.

Das ist jedenfalls die erträglichste Form der Kriegsgefangenen-Existenz. Mancher kann da in seinem bürgerlichen Berufe sich wieder betätigen; das gilt vor allem von den Landwirten. Es ist eine gewisse Bewegungsfreiheit vorhanden; es fehlt das Bedrückende der Massenhaft, des Lebens hinter Stacheldrahtzäunen.

Man findet denn auch diese Gefangenen meist in besserer seelischer Verfassung und in besserer Gesundheit, als ihre Kameraden in den grossen, abgeschlossenen Lagern. Ich hörte zwar auch da etwas von Klagen. Einer meint, sie hätten zu Hause, wie ihm geschrieben worden sei, mehr Fleisch, als er auf diesem französischen Gutshofe bekomme. Da musste ich ihm aber doch zu verstehen geben, das treffe wohl kaum zu. In jenem Briefe mag das wohl stehen, aber es war wohl mehr für die Franzosen berechnet, um sie glauben zu machen, es stehe in Deutschland punkto Ernährung besser, als das leider tatsächlich der Fall ist.

Moulins, Hôtel de Paris, 27. November 1916.

Hier ist ein Mannschaftsgefangenenlager besonderer Art. Es sind darin ausschliesslich Leute aus Preussisch-Polen untergebracht, und es fällt sofort auf, dass da eine Spezialbehandlung vorhanden ist mit allerlei Erleichterungen, die dem gewöhnlichen Kriegsgefangenen nicht gewährt werden. Es ist ganz deutlich, dass da bereits vorgebaut wird für jene erhoffte Zeit, wo diese Gebietsteile wieder zu Polen gehören sollen, also zu einem Frankreich wohlgesinnten Lande. Diese Polenlager sind ein Parallelstück zu den auch vorhandenen Elsässerlagern, in denen auch Vorarbeit getan wird für kommende Zeiten.

Unter gefangenen deutschen Offizieren

Moulins, 28. November 1916.

Ein grosser Teil des Tages galt dem Besuch eines grossen Offiziersgefangenenlagers, das in einem frühern Priesterseminar untergebracht ist.

Die Insassen haben ihre Unterkunft in zwei ganz getrennten Abteilungen. Zuerst hielt ich Gottesdienst in Abteilung 1. Ansprache über 2. Korinther 4, 16 und 17 (vom Nichtmüdewerden) und über Psalm 23, 3 (Du führest mich auf rechter Strasse).

Grundgedanke: Auch diejenige Strasse, auf welcher man leicht müde und matt wird, kann doch in irgend einer Weise zur rechten Strasse werden. Ich war aber nicht so recht befriedigt von meinem Reden, das mir etwas schwach und matt vorkam — und nach meinem Gefühl war das wohltuendste am Gottesdienst der Chorgesang der Offiziere: „Der Herr ist mein Hirte“ gewesen.

Nebenbemerkung: Es war ein glücklicher Gedanke, die gesangsfähigen und gesangswilligen Offiziere zu einem Chor zu vereinigen, der nicht zuletzt auch kirchliche, religiöse Lieder singt und den andern bietet. — Es gibt Armeen, in denen das kaum denkbar und durchführbar wäre.

In der Abteilung 2 fiel während des Gottesdienstes, der auch dort gehalten wurde, mein Blick gleich auf einige bekannte Gesichter, welche ich im Schloss Fougères in der Bretagne vor einigen Monaten gesehen hatte. Da war unter andern der Dragoner-Major K. v. H., der mich nach dem Gottesdienst auch gleich, wie einen alten Freund, begrüsste und freundlich sagte: „Sie haben in Ihrer Ansprache gerade den rechten Ton gefunden, der unsern Bedürfnissen und innern Nöten entsprach. Es war wie ein speziell uns geltender Gruss von Gott her. Auch die Grüsse der Majestäten aus der irdischen Heimat haben uns wohlgetan. Es ist mir viel leichter zumute, da ich nun die Versicherung habe, dass man beim Kaiser und in der Heimat nicht verächtlich von uns denkt, weil wir in Gefangenschaft geraten sind.“ Aehnlich klang es bei andern.

Etwas länger habe ich mich bei meinem Rundgang im kleinen Wohnabteil verweilt, in welchem der Fliegerleutnant von Bissing und sein Kamerad und Freund Leutnant von Arnim sich recht nett eingerichtet haben. Dem erstern hatte ich Grüsse von seiner Mutter aus Berlin zu bringen. Beiden merkt man die „gute Kinderstube“ an.

Das aber auch einem andern deutschen Offizier, welcher aus viel bescheideneren Verhältnissen stammt. Der sprach in so warmem Ton von seiner Mutter, dass die gewiss eine wackere Frau sein muss.

Von tapfern Gattinnen, deren Briefe nicht Klage, sondern immer wieder neue Ermutigungen bringen, berichteten in besonderer Weise die Hauptleute H. und B. Der eine Gymnasialprofessor für Religionsunterricht, der andere höherer Beamter im Zolldienst.

Die Zahl der vorn an der Front zur Verwendung kommenden Reserveoffiziere scheint stark zuzunehmen.

Einen wohltuenden Eindruck machte es mir, als einige unter den Berufsoffizieren in diesem Lager sagten: „Wir selber kommen schon noch durch, aber wir möchten Sie um Ihr Eintreten für unsere Ordonnanzen und Mannschaften bitten, die in einem nahen Lager untergebracht und der Fürsorge in gar mancher Beziehung sehr bedürftig sind.“

Am Nachmittag die Lazarette 20 und 30 besucht. Auf meinem Gang durch die Räume mit den Verwundeten und Kranken wurde ich von der Infirmière-Major, der Gattin eines französischen Militärarztes, begleitet, welche im schlimmsten Elsässer-Französisch, das ich je gehört habe, ihrer Antipathie gegenüber Deutschland schärfsten Ausdruck gab. Aber gleichzeitig ist sie dafür besorgt, dass den deutschen Verwundeten und Kranken nichts an der ihnen nötigen Pflege mangelt. — Als etwas eigentümliche Begleitung hatten wir beständig eine französische Schildwache mit aufgepflanztem Bajonett mit uns; es war mir nicht ganz klar, wer da beschützt, oder auch bewacht werden sollte?

9 Tage lebendig begraben

In einem der Betten lag ein deutscher Soldat, welcher auffallend hergenommen aussah, sowohl körperlich, als seelisch, obgleich die Art seiner Verwundung das nicht gerade mit sich zu bringen schien.

Ich begriff dann sein Aussehen, als er erzählte, er sei in einem zusammengeschossenen und eingestürzten Unterstand bei Douaumont neun Tage unter den Trümmern lebendig begraben gewesen, mit gerade so viel Luftzufuhr, dass er nicht direkt ersticken musste. Die Durstqualen des Verwundeten und Fiebernden seien schliesslich fast unerträglich geworden.

So ist der gegenwärtige Krieg von nahem gesehen: von einem Minimum des poetischen Schimmers umgeben, mit dem etwa frühere Dichter den Kampf früherer Zeiten umkleideten.

Am Abend wurde ich im Hotel in etwas eigentümlicher Weise vom Besitzer empfangen: „Nous n’oublierons jamais, qu’en Suisse vous n’avez pas protesté contre la violation de la Belgique, comme vous auriez dû le faire comme cosignataires du traîté de la Haye.“

— Waren die Mitunterzeichner wirklich staatsrechtlich zum Protest gegen diese Neutralitätsverletzung direkt verpflichtet? — Doch wohl kaum. Ob ein Protest aus moralischen Gründen damals beim Bundesrat erwogen wurde, weiss ich nicht. Wir waren damals selber in einer sehr bedrohten Lage, so nahe dem mächtigen Nachbar im Norden. Da mochte dem Bundesrat bei aller persönlichen Verurteilung des Belgien angetanen Unrechtes, das Hemd näher erscheinen als der Rock.

Es war nicht ganz leicht, in der Vorhalle eines Hotels en passant da Red' und Antwort zu stehen. Im übrigen liess der Hotelier das, was er der Schweiz vorzuwerfen hatte, den Hotelgast nicht entgelten; ich bekam alles, was mir nötig war, zu anständigem Preis.

Wie eine französische Gräfin dem Feind Böses wünscht und ihm zugleich Gutes tut

Moulins, 29. November 1916.

Nachdem ich eine mir etwas lang vorkommende Zeit ohne Nachrichten von zu Hause gewesen war, sind heute gleichzeitig drei Sendungen miteinander eingetroffen; zwei davon waren irgendwo unterwegs einige Zeit stecken geblieben. Solch persönliches, etwas beunruhigendes auf Bericht warten-müssen hilft meinem Verständnis nach für die längern und bangen Wartefristen, welche die Kriegsgefangenen so oft hinsichtlich der so ersehnten Nachrichten aus ihrer Heimat durchmachen müssen.

Beim Abendessen im Hotel sassen in meiner Nähe ein alter Herr von wirklich vornehmer Art, eine Gräfin, deren Heimatort sich in der Schweiz befindet, die aber durch Heirat Französin geworden ist, und ein Artillerieoffizier, der auf Urlaub hier ist.

Die Dame hatte hauptsächlich das Wort, und zwar ein ziemlich kriegerisches. Sie äusserte unter anderem: „Tout devra être permis, quand nos soldats entreront en Allemagne, incendies, mauvais traitements vis à vis des femmes. Quant à l'empereur je l'étranglerais volontiers de mes propres mains." (Wenn unsere Soldaten in Deutschland einmarschieren, so soll ihnen alles erlaubt sein, Brandstiftung, Misshandlung der Frauen. Den deutschen Kaiser würde ich am liebsten eigenhändig erwürgen.) Dabei sah

sie den Artilleriehauptmann an, als erwartete sie dessen rasche, ungeteilte Zustimmung. Aber der gab den Bescheid: „Madame, ces choses que vous voudriez voir faire par nous, ne font pas partie de notre tâche. Nous sommes des soldats, mais pas des bourreaux ou des incendiaires.“ (Die Dinge, die Sie uns da zumuten, gehören nicht zu unserer Kriegsaufgabe. Wir sind Soldaten, aber nicht Henkersknechte oder Brandstifter.)

Dann erzählte sie — und das bewies eine sehr interessante und erfreuliche Inkonsequenz — dass sie nicht nur bei den Verwundeten des eigenen Landes freiwillige Pflegerinnendienste leistete, sondern ohne weiteres auch sich der deutschen verwundeten Gefangenen hilfreich annahm. Das gleiche täten übrigens auch einfache Fabrikarbeiterinnen, die öfters auf ihre Nachtruhe verzichteten, um dem gewöhnlichen Pflegepersonal Ablösung möglich zu machen.

Montluçon, 30. November 1916.

Während der Fahrt nach dem auf einem ziemlich hochragenden Hügel gelegenen altertümlichen Städtchen Montluçon, dessen mächtiges Schloss von Kriegsgefangenen bewohnt ist, kam es mir fast vor, ich sei im Greyerzerland unterwegs. Nur ist es hier mit dem Tannenwald und den grünen Matten etwas knapp bestellt — und die Aehnlichkeit bezieht sich weniger auf die eigentliche Landschaft, als auf das von Menschen schon vor Jahrhunderten Geschaffene. Hier und dort ein die Gegend weithin beherrschendes Bergstädtchen, das schon auf grosse Distanz das Auge des Wanderers auf sich zieht.

Unermüdliches Suchen einer tapfern Frau

Moulins, 30. November 1916, abends.

Ein hiesiger Optiker, welchem ich etwas zum Reparieren gegeben hatte, bat mich um Rat für eine ihm verwandte Dame, welche mich dann aufsuchte.

Das Anliegen der jungen Frau war Mithilfe bei den Nachforschungen nach ihrem an der Front verschwundenen Mann.

Solche Anliegen waren nun schon mehrmals an mich herangekommen. Aber hier lag doch noch ein besonderer Fall vor. Das

um dessen willen, was diese junge Frau selber schon alles unternommen, um zu erfahren, was aus ihrem Mann geworden sei. Das ist Aussergewöhnliches. Mit grosser Mühe hat sie den Zutritt in die Kriegszone, in welcher ihr Mann zuletzt im Kampfe gestanden hatte, erlangt. Dort hat sie durch mitgebrachtes Personal ungezählte Soldatengräber aufgraben lassen, um sich selbst zu überzeugen, ob in einem derselben der Gesuchte unerkannterweise beigesetzt worden sei. Diese Möglichkeit war ja schon vorhanden; manche der Gefallenen waren ja so schrecklich zugerichtet worden, dass die Erkennungsmarke sich nicht mehr vorfand. Es muss ein grauenhaftes Nachschauen für die Frau gewesen sein; denn seit der Beerdigung der meisten dieser Gefallenen waren Monate vergangen!! Es war aber eine vergebliche Nachschau!

Dann vernahm sie, ein aus der Gefangenschaft in Deutschland zurückgekehrter französischer Sanitätssoldat habe geäussert, unter den von ihm in Deutschland gesehenen dort zurückgebliebenen französischen Gefangenen sei einer gewesen, der möglicherweise der Vermisste sein konnte.

Auf das hin hat sie sich schriftlich, oder persönlich mit 600 in den letzten Monaten über die Schweiz zurückgekehrten Sanitätssoldaten in Verbindung gesetzt, um zu erfahren, was an diesem Gerücht sei. Auch da, nach zum Teil sehr mühseligen Nachforschungen, ergab sich ein ganz negatives Resultat.

Als sie mir zu meiner Orientierung von allem dem, was von ihr nun schon seit Jahresfrist versucht worden war, in ganz schlichter Weise, ohne irgend welche Gefühlsausbrüche, erzählt hatte, und ich darauf antwortete: „Mais ce sont des choses presque impossibles, que vous avez entreprises.“ (Sie haben auf der Suche nach Ihrem Manne wirklich fast Unmögliches unternommen.), da hiess es bei ihr mit starkem, aber doch schlichtem Nachdruck: „Cher Monsieur, pour une femme, qui aime son mari, presque rien n'est impossible“ (Für eine Frau, die ihren Mann lieb hat, gibt es fast nichts, das unmöglich wäre.)

Leider konnte ich ihr wenig Hoffnung machen, dass meine Nachforschungen das erreichen würden, was den Ihrigen nicht gelungen war.

Es ist zu fürchten, dass der Ausdruck schmerzvoller, quälender Ungewissheit, der ihren schönen Gesichtszügen so deutlich auf-

geprägt ist, dort noch lange nicht, oder überhaupt nie verschwinden wird.

Mancher kommt jetzt von der Front nach Hause und findet seinen Platz im Hause, oder doch im Herzen seiner Frau, von einem andern besetzt, was ihn vielleicht fast verwünschen lässt, dass der Tod ihn verschont hat.

Hier hingegen war einer, der zu Hause so sehnlich erwartet wurde, der dort so viel Liebe gefunden, auch selber aufs neue Liebe mitgebracht hätte, aber er kehrt nie wieder zurück, um seinen Platz einzunehmen, ja, nicht einmal der Gang zu seinem Grabe wird der Zurückgebliebenen zu kleiner Tröstung beschieden sein.

Unerwartete Aussprache über die Möglichkeit religiöser Ueberzeugung

Roanne, 1. Dezember 1916.

Auf der Reise wurden mir interessante Reisegefährten zuteil. In den Eisenbahnwagen erster Klasse (die französische Regierung lässt mich unentgeltlich erste Klasse reisen, was bei den vielenlangen Fahrten eine Erleichterung bedeutet) stiegen drei Soldaten ein, die anderswo nicht mehr Platz gefunden. Sie hatten eine noch viel längere Reise vor sich. Sie müssen, als Kämpfer gegen die Türken, an die Saloniki-Front, und da ist es ihnen zu gönnen, dass es vor dem harten Lager im Schützengraben noch eine Rast auf den weichen Polstern der ersten Klasse für sie gibt. Der Aelteste von ihnen, Soldat der Reserve, im bürgerlichen Leben Fabrikarbeiter, führte vor allem das Wort. Das mit der Unbefangenheit, Natürlichkeit und Ungescheutheit, die man oft beim einfachen Manne findet und die den Verkehr mit ihm erfreulich und nutzbringend macht.

Er hat den Krieg von Anfang an mitgemacht. Längere Zeit sei er an der Westfront gewesen, etliche Monate in der gleichen Stellung und Ortschaft, wo beim raschen Siegesmarsch im August 1914, zuerst die Deutschen durchgekommen waren. Die hätten sich, nach den Aussagen der Dorfbewohner, gar nicht so übel benommen. Die Ortschaft hätte sich dabei vielleicht fast besser befunden, als nachher bei der Besetzung durch die eigenen

Landsleute, — durch die den Menschen und Gebäuden allerlei Unerfreuliches, vielleicht auch Unnötiges angetan worden sei. Aber, durch die französischen Zeitungen sei das alles dann auf Rechnung der Deutschen gesetzt worden, was nicht gerecht sei.

Dann brachte er das Gespräch auf religiöse Fragen. Er gehöre der sozialistischen Partei an und die kirchlichen und religiösen Belange existierten für ihn nicht.

Würde er sich darum bekümmern, so würde er sich am ehesten noch der protestantischen Kirche anschliessen. „Ils ne disent pas de mal des autres et ils ne blessent pas la dignité des petites gens.“ Es war mir nicht ganz klar, worauf er seine besondere da angedeutete Abneigung gegen die katholische Kirche eigentlich gründete. Aus einigen persönlichen Erlebnissen muss er Schlüsse gezogen haben, welche doch nicht einfach allgemein zutreffend sind.

Er wollte dann gern etwas wissen von meiner persönlichen Einstellung, wie es mir möglich sei, in dieser Welt der Ungerechtigkeiten und Unbegreiflichkeiten bedrückendster Art an der christlichen Weltauffassung festzuhalten? Mein Bescheid war ungefähr der: Das Erringen und Festhalten einer religiösen Ueberzeugung sei, wie auch mir wohl bewusst sei, wirklich nicht für alle gleich leicht, besonders nicht in gegenwärtiger schwerer, rätselhafter Zeit, wo manches am Glauben rütteln wolle. Das Wort vom oft „verborgenen Gott‘ sei nicht ohne Grund einst von einem Mann der Bibel ausgesprochen worden.

Aber ich wüsste doch wiederum von manchem, aus vergangenen Zeiten herrührend, aber auch aus gegenwärtigem Erleben, gerade auch aus meinem persönlichen, das mich nötige, jedenfalls mir möglich mache, den Grund christlichen Glaubens unter den Füssen zu behalten. Aber ein Richter sein gegenüber denen, für die solche Ueberzeugung zunächst nicht erringbar sei, das liege mir ferne.

Er schien nicht ohne Interesse zuzuhören, gerade da, wo ich von auf religiösem Gebiet persönlich Erlebtem sprach.

Als ich dann den Zug verliess, während er seinem Kriegsgeschick im Osten weiter entgegenfahren sollte, begleitete er mich noch aus dem Eisenbahnwagen, schüttelte mir dann fest die Hand mit den Worten: „Je suis content de vous avoir rencontré et entendu; je veux de nouveau réflêchir à toutes c[illegible]es questions importantes; cela en vaut la peine.“ (Ich bin froh, dass wir uns da

getroffen haben und über diese wichtigen Dinge reden konnten; ich glaube, es lohnt sich, in Zukunft noch etwas mehr darüber nachzudenken, und ich werde es tun.“) — Auch ich war erfreut und zugleich nicht ohne Verwunderung. Mein Versuch der Glaubensverteidigung und -Bezeugung war ja wohl nicht nach allen Regeln theologischer Wissenschaft vor sich gegangen und möchte mir von einem theologischen Examinator nur eine mittelmässige Note eingetragen haben. Aber auch ein in einiger Beziehung mangelhaftes Bezeugen kann hie und da einem andern dienen.

Alles, was ich dann in Roanne sowohl im Gefangenenlager als bei den Verwundeten Gefangenen von Kriegsgefangenenbehandlung sah, hat nur einen guten Eindruck auf mich gemacht. Im Spital wollte ich einen jungen Mecklenburger auf seinen Wunsch für seine Angehörigen photographieren, während er noch auf dem Verbandtisch lag; da äusserte die freiwillige französische Pflegerin das Anliegen, mit auf das kleine Bild zu kommen. Wenn einer so schrecklich übel dran sei, wie dieser arme, junge Mann, so gelte der nicht mehr als „Feind“, und sie dürften es auch zu Hause bei ihm sehen, dass kein Widerwille da sei, mit ihm auf dem gleichen Bilde sich zu befinden. Er ist in der Tat übel dran: Beide Beine fehlen ihm. Sie wurden zerschmettert und zwar nicht etwa durch ein Artilleriegeschoss, wie ich zuerst annahm, sondern durch eine Gewehrkugel, einen sogenannten Querschläger, der eine so gewaltige Durchschlags- und Zerstörungskraft gehabt hat.

Da fast nichts mehr von Beinstümpfen zurückgeblieben ist, kann ihm leider wohl kaum mit künstlichen Beinen nachgeholfen werden, und wenn er, der Bauernsohn, dann einmal auf den elterlichen Bauernhof im Mecklenburgischen zurückkommt, wird es eine schwere Zukunft für ihn geben; denn jegliche Bauernarbeit wird ihm ja unmöglich sein. Vielleicht kann dann eine Umstellung auf einen andern Beruf, wie Korbflechterei, stattfinden. — Er hat aber noch eine lange Erholung nötig. Denn er sieht wie ein ganz Ausgebluteter aus.

Einspruch gegen den Kasernenhofton

Rouen, 3. Dezember 1916.

Das eine der Gefangenenlager in der Nähe von Rouen, das war Rouen-le Croisset, hat die besondere Bedeutung, dass es ein soge-

nanntes Durchgangslager ist (camp de triage). Hierher kommen die Gefangenen vorerst nach ihrer Gefangennahme, um dann nach kürzerem oder längerem Aufenthalt dem endgültigen Lager zugewiesen zu werden. Es ist also für sie eine Art Gefangenschaftslernzeit, welche von ihnen in verschiedener Weise, je nach Charakter und Anpassungsfähigkeit, bestanden wird. Ich fand da solche, die es als eine Verbesserung ihres Loses zu empfinden schienen, dass nun der Schützengraben, in dem der Tod oder doch schwere Körperverletzung immer auf sie lauerte, endlich und endgültig hinter ihnen lag — und die Gefangenschaft kam ihnen zunächst als das kleinere Uebel vor. Andern waren bereits die Schattenseiten des Gefangenseins stark zum Bewusstsein gekommen und sie hatten über manches zu klagen, auch darüber, dass sie nach der Gefangennahme gelegentlich etwas scharf von den Franzosen angefasst worden waren.

Was mir selber aber in diesem Lager mehr auffiel, das waren Unfreundlichkeiten, welche von einer andern Seite kamen. Bei meinen Unterredungen mit den einzelnen gefangenen Soldaten war der sogenannte deutsche „Lagerführer", ein höherer Unteroffizier (wahrscheinlich Feldwebel) anwesend. Und, wenn er nun zu einem dieser Soldaten etwas sagte, so geschah das stets in einer so unfreundlichen, unkameradschaftlichen, fast brutalen Art, so sehr in der schlimmsten Nuance des „Kasernenhoftones", dass ich, als wir einen Augenblick allein waren, nicht anders konnte, als ihm darüber ein Wort zu sagen.

Diese Behandlungsweise von Landsleuten und frühern Untergebenen sei nicht nur bedauerlich im Blick auf seine Kameraden, unter denen etliche schon an den gewöhnlichen Gefangenschaftsnöten genug hätten, sondern auch im Blick auf die Franzosen, die leicht daraus nicht ganz begründete Allgemeinschlüsse ziehen könnten über die Verkehrsformen zwischen deutschen Vorgesetzten und Untergebenen.

Man konnte da fast nicht anders, als an das denken, was Moses ansehen und anhören musste, als er zu den Israeliten in der Knechtschaft Egyptens kam, nämlich, dass sie noch untereinander zankten und sich selber noch gegenseitig das Leben sauer machten (2. Mose 2, 13).

Im Lager Rouen-Levasseur haben wir Gottesdienst gehabt, ob-

wohl es mit der Räumlichkeit dafür recht ungenügend bestellt war. Gerade hier wäre ein Kriegsgefangenenheim dringend nötig.

Mit grosser Hingebung und viel Verständnis betätigt sich in diesem Lager, zunächst an den Katholiken, dann aber auch an den Protestanten, der Abbé Mério, welchen seine gute Kenntnis des deutschen für diese Aufgabe sehr nützlich ist.

Ausserhalb des Seinehafens liegt ein griechischer Dampfer vor Anker (erkennbar an dem langarmigen blauen Kreuz auf weissem Grund auf der Flagge), dem wohl wegen der unsichern Einstellung Griechenlands zu den Alliierten bisdahin die Einfahrt verweigert wurde.

Scharfgeschliffene geistige Waffen

Paris, 7. Dezember 1916.

Die drei letzten Tage sind ausgefüllt gewesen mit viel Schreibereien, zum Teil auch an französische Behörden, die nun grundsätzlich die Errichtung der Gefangenenheime gestatten wollen.

Der Tag wurde beschlossen durch eine Einladung bei Herrn B., der dazu noch zwei nicht gewöhnliche Persönlichkeiten, den seinerzeit schon in La Rochelle getroffenen grossen katholischen Theologen, Mgr. Batiffol und den frühern Kolonialminister A. Lebon, gebeten hat. Was wir gegessen haben, weiss ich schon nicht mehr ganz genau, aber, was an geistiger Kost geboten wurde, das ist mir noch sehr gegenwärtig. Um zwei interessante Gegenstände ging vor allem die Unterhaltung, zu der die beiden genannten Mitgeladenen das meiste beitrugen. Zunächst: Wie kann der Kriegsabschluss erreicht werden? Auf materieller Basis, das heisst mit äussern Mitteln, vor allem mit Gewaltmitteln? Oder auf ideeller, geistiger Grundlage, auf dem Wege der Verständigung, der innern Annäherung? Der Staatsmann (ein offener Bekenner einer materialistischen, nichtreligiösen Weltanschauung), erwartet nur von der Gewalt das Kriegsende, die Lösung aller Streitfragen. Der Theologe ist überzeugt, dass auf diesem Wege die grossen Fragen des Krieges und Friedens, dauernden Auskommens, nicht gelöst werden können, dass nur eine sich innerlich verändernde Menschheit auf die Länge wirklich miteinander wird auskommen können. Die Unterhaltung hierüber mündete schliesslich aus in ein ernstes, tiefgehendes Zwiegespräch über die beiden grossen Welt-

anschauungen, deren Vertreter und Bekenner der Staatsmann und der Kirchenmann sind. Es kam mir vor, ich habe noch nie einem ähnlichen, so interessanten Waffengang mit geistigen Waffen beigewohnt. — Wundern musste ich mich besonders über die Sicherheit und Ueberlegenheit, mit welcher der Theologe jeden scharfen, oft sehr geschickten Hieb des Ministers parierte. Er schien nie um eine Antwort verlegen zu sein. — Da die Angriffe nicht eigentlich speziell der katholischen Kirche galten, sondern christlicher Lebensauffassung im allgemeinen, so führte Mgr. B. die Verteidigung und den Gegenangriff nicht so sehr als spezifisch katholischer, sondern einfach als christlicher Theologe, so weit es überhaupt möglich ist, solchen überkonfessionellen Standpunkt einzunehmen. Der Vertreter des Nicht-Christentums sah wohl in seinem Gegenpart einen sehr weit rechts stehenden Vertreter der Kirche und des christlichen Glaubens. Aber es geht das Gerücht, dass Mgr. B. bei der höchsten Leitung seiner Kirche einst im leisen Verdacht des Modernismus, d. h. einer etwas freiern Richtung, gestanden habe und dass seine Versetzung von einer Theologieprofessur in der Provinz in eine andere Stellung in Paris nicht ohne Zusammenhang damit sei.

Mgr. B. schätzt sehr, wie er mir sagte, die dogmengeschichtlichen wissenschaftlichen Arbeiten des deutschen Theologen Ad. Harnack, ohne zwar ihm überall folgen zu wollen; er hat mir auch Grüsse an ihn mitgegeben, falls ich einmal mit ihm zusammentreffen sollte.

Vielleicht hatte solche unbefangene Stellungnahme gegenüber einem protestantischen in manchem etwas kritischen Forscher etwas dazu beigetragen, dass etliche seine kirchliche Rechtgläubigkeit leicht beschattet sahen.

Hintergründe der Dreyfus-Affäre

Auf einem kleinen Umwege kam dann das Gespräch auf die Dreyfus-Affäre. Das war nicht ohne Interesse, weil Herr Lebon, welcher dem Gespräch diese Wendung gab, seinerzeit der französischen Regierung angehörte, unter welcher Dreyfus verurteilt wurde. — Als damaliger Kolonialminister hatte er sogar den unglücklichen wegen Hochverrats verurteilten Offizier unter seiner

Obhut während dessen Verbannungsaufenthalts auf der sogenannten „Teufelsinsel“.

Damals wurde dem Minister von den Verfechtern der Unschuld des Hauptmanns der Uebername: „Lebon, le tortionnaire“, (Lebon, der Marterknecht) zuteil, obwohl kaum ganz alles, was Dreyfus übles angetan wurde in jenen schrecklichen Jahren auf seine persönliche Rechnung kommt.

Was nun Lebon heute zu dieser Sache indirekt und schliesslich auch direkt sagte, war ungefähr das: Bei Kriegsausbruch sei er froh gewesen, dass er seinerzeit, noch kurz vor dem Beginn der sogenannten Dreyfus-Affäre, die Rüstungsverstärkung habe beschliessen helfen, vor allem Anschaffung von Schnellfeuergeschützen für den Betrag von 200 Millionen Franken.

Während der Erledigung der Dreyfus-Angelegenheit und noch längere Zeit nachher habe, im Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen, für die militärische Sicherung Frankreichs gar nichts mehr geschehen können. Es sei denen, welche für Dreyfus eingetreten seien, im Grunde gar nicht so viel an Dreyfus und an dessen Rehabilitierung gelegen gewesen, sondern daran, die Regierung zu treffen, welche für die militärische Bereitschaft eintreten wollte. Der Kampf für Dreyfus sei für viele nur der Aushängeschild gewesen für Bestrebungen ganz anderer Art, Bestrebungen, welche für die Landessicherheit eine direkte Gefährdung gebildet hätten. Gegen diese Bedrohungen des Vaterlandes habe sich der damals von ihm und von vielen andern Vaterlandsfreunden geführte Kampf vor allem gerichtet. Die Persönlichkeit von Dreyfus, die Frage nach Schuld oder Unschuld habe — im Vergleich zu den grossen Landesinteressen — als etwas mehr Sekundäres angeschaut werden müssen.

So ungefähr erklärte Minister Lebon seinen einstigen Widerstand gegen die schliesslich so gewaltige Bewegung zugunsten des verurteilten Hauptmanns Dreyfus und seiner Rehabilitierung.

Er schien sich da an das einst von den Obern Israels im Blick auf Jesus gesprochene Wort: „Es ist besser, dass ein Mensch sterbe, denn dass das ganze Volk verderbe“ halten zuwollen. Freilich ein zu allen Zeiten gefährlicher Grundsatz, der zu schwerstem Unrecht, zu den unerhörtesten Geschehnissen führen kann.

Während über diese Sache geredet wurde, kam mir plötzlich eine Begegnung in Erinnerung, die ich vor kurzem gehabt: An

der Avenue des Champs Elysées, nicht weit vom Munitions-Ministerium, kreuzte mein Weg den eines Artillerie-Oberstleutnants, bei dessen Anblick mir ohne weiteres der Gedanke kam: Dieses Gesicht hast du schon einmal in frühern Zeiten gesehen.

Und mit einemmal ist die Frage da: Ist das nicht der einstige Capitaine Dreyfus, dessen Bild vor etwa 20 Jahren, als die Wogen der Affäre hoch gingen, in jeder illustrierten Zeitung zu sehen war?

Bei der Erwähnung dieser Begegnung und meiner Vermutung wurde mir nun diesen Abend gesagt, das stimme wohl. Dreyfus sei ,nach langer militärischer Inaktivität ,während des Krieges mit dem Kommando eines der kleinen Forts in der Nähe von Paris betraut und zum Oberstleutnant befördert worden — und die Bedürfnisse seines Dienstes mögen ihn wohl öfters auf das Munitionsministerium führen. So ist dem schon weisshaarigen, rasch gealterten Manne noch eine gewisse Genugtuung zuteil geworden, die ihm wohl zu gönnen war. Die ihm wohl auch solche gönnten, welche zwar an seine Schuldlosigkeit glaubten und Gerechtigkeit für ihn verlangten, aber doch eine gewisse Mühe hatten, eigentliche warme Sympathie für ihn aufzubringen. Zu diesem scheinen auch eigentümlicherweise seine Verteidiger vor dem Kassations-Kriegsgericht in Rennes gehört zu haben. Bei den fast weltbewegenden Verhandlungen von dazumal sei die Verteidigung nahe daran gegewesen, ihr Amt niederzulegen wegen Zusammenstössen mit dem Angeklagten und den Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten seines Charakters!

Me Labori, der eine von ihnen, ist nicht mehr unter den Lebenden. Dem andern, dem Me Demange, bin ich vor nicht so langer Zeit in den Wandelgängen des Palais de Justice begegnet, als er angetan mit „Robe noire et rabats“, fast einem Pfarrer ähnlich, sich zur Amtswaltung vor den obersten Gerichtshof begab.

So sind unerwartet mehrere der Gestalten, welche in dieser bedeutsamsten Justizaffäre des letzten Jahrhunderts einen Hauptplatz einnahmen, in meinen Gesichtskreis getreten. Ich musste darob jenes Sonntagmorgens gedenken in meiner Neuenstadter Zeit, da ich gerade vor dem Gang in die Kirche die Kunde von der erneuten Verurteilung von Dreyfus erhielt und darob nur mit Mühe den „Rank“ in die doch wohl vorbereitete Predigt und durch dieselbe hindurch fand.

Unterwegs nach Marseille, 9. Dezember 1916.

Auf dem Wege zur Gare de Lyon berichteten einfache Frauen davon, was ihre Männer, Soldaten der fernen Saloniki-Armee, nach Hause geschrieben hätten und eine derselben schloss mit den Worten: „Ils en ont tous assez. Souvent ils ne sont pas même bien ravitaillés. Il leur estarrivé une fois de n'avoir presque rien à manger pendant 5 jours." (Sie haben alle genug vom Krieg. Einmal hatten sie während fünf Tagen fast nichts zu essen; so ungenügend war der Verpflegungsnachschub.)

Ein Ton des Kriegsüberdrusses, wie ich ihn hier in Frankreich noch nicht so oft gehört habe, jedenfalls nicht unter Umständen, wo jedermann, auch ein Fremder, diesen Ton vernehmen konnte.

Mein Schlafabteilgefährte ist ein Angloindischer Genie-Hauptmann, gegenwärtig der egyptisch-palästinenischen Front zugeteilt. Auf der Urlaubsreise nach England war er Passagier auf dem grossen Dampfer Arabic, welcher von einem deutschen Unterseeboot im Mittelmeer, ohne irgend welche Warnung, torpediert und versenkt wurde. — Er befand sich dann unter der nicht sehr grossen Zahl der schliesslich noch Geretteten.

Sein Bericht interessierte mich, auch wegen den eigenen Reiseplänen.

Indien und Afrika im europäischen Kriegslande

Marseille, 10. Dezember 1916.

Im Hotel Splendide lange Unterredung mit Herrn D. von der Amerikanischen Kriegsgefangenenhilfe des Christlichen Vereins junger Männer.

Man merkt, dass Marseille grosser Landungsplatz ist für den fernen Osten und für den Süden, für Ostindien und für Afrika.

In der Stadt und vor der Stadt ist das Strassenbild stark bestimmt und gefärbt durch indische und afrikanische Soldaten in allen Farbenschattierungen ihres Angesichts.

Viele von ihnen werden wohl die ferne Heimat nicht wieder sehen. — Sie sind nicht nur bedroht durch die Gefahren des Schlachtfeldes, sondern auch durch das Klima und nicht zuletzt durch den Alkohol Europas. Von dieser letzten Gefährdung und ihren Wirkungen ist hier in Marseille bereits etwas zu merken.

Der Schmutz und die Unordnung in den meisten Strassen und Gässlein erinnert auch etwas an fremde, ferne, südliche Länder.

Aber, diese Eigentümlichkeit war dem Strassenbild von Marseille schon vor dem Kriege eigen — und ohne dieselbe wäre es vielleicht nicht ganz die Stadt von eigenartigem Reiz, welche in Europa nicht ihresgleichen hat.

Unter englischen Kriegsschiffoffizieren

Hier im Hotel Splendide, das seinem wohlklingenden Namen wirklich Ehre macht, bin ich fast der einzige nichtkriegerische Gast. Fast das ganze Hotel ist besetzt vom Admiralstab und andern Offizieren eines englischen Geschwaders und auch von Offizieren des englischen Landheeres, darunter ein Divisionsstab. Mein Tischnachbar ist Kommandant eines Panzerkreuzers und hat zum Brauch, nach der Mahlzeit, oder auch schon während derselben, den wesentlichen Inhalt seines englischen Leibblattes mit ziemlich vernehmlicher Stimme sich selber laut vorzulesen, so dass ich da jeweilen ungesucht und unbezahlt eine Art Englischunterricht geniesse, so weit es meine Zeit erlaubt.

Im übrigen ist es eine eher stille, wenig Worte machende Tischgesellschaft, besonders dort, wo die hohen Herren sitzen. Ueber Kriegsgeheimnisse wird hier natürlich nicht gesprochen; auch über anderes nicht sehr viel.

Das nächste Reiseziel ist die im mittelländischen Meer gelegene grosse Insel Korsika, wo eine Anzahl Kriegsgefangene, gerade auch Zivilgefangene, untergebracht sind. Auf unserem Konsulat hat man von diesem Unternehmen abgeraten, es sei das jetzt ein etwas riskiertes Unterfangen, nicht so sehr wegen den Gefahren auf dem Wasser, als wegen denjenigen unter dem Wasser.

Auch auf den Bureaus der Schiffahrtsgesellschaft Frayssinet, welche den Dampferverkehr mit Korsika besorgt, wollte man die gegenwärtige Verkehrssicherheit nicht gerade rühmen. Der letzte Dampfer Korsika-Marseille sei überfällig und die ziemlich grosse, bereits vorhandene Verspätung gebe zu ernstlichen Besorgnissen Anlass. Man könne auch nicht sagen, wann der nächste Dampfer in der Richtung Korsika abgehe. Alles hänge von den Kriegsverhältnissen ab, die jeden Tag änderten. Allem nach ist der Ge-

sellschaft in solchen Zeiten an Passagieren und an der Verantwortung für dieselben nicht gerade viel gelegen. Ich bestellte aber doch meinen Schiffsplatz. Schliesslich stehen jetzt Millionen von Menschen alltäglich unter ganz anderer Bedrohung, als diejenige, welche mit dieser Mittelmeerfahrt für mich verbunden sein mag.

Ein rätselhafter Doppelgänger

Marseille, 12. Dezember 1916.

Beim Besuch des etwas landeinwärts gelegenen Gefangenenlagers Miramas habe ich ein merkwürdiges Erlebnis gehabt:

Vom französischen Kommandanten wurde ich als einer empfangen, dessen Besuch vom französischen Kriegsministerium speziell angezeigt worden sei und den man erwartet habe.

Das konnte nicht meine Person betreffen; denn von meinen Besuchsabsichten, welche ich erst gestern gefasst, konnte man in Paris nichts wissen. Als der Kommandant dann meine Ausweise gesehen, erklärte er in etwas geheimnisvoller, zugleich verlegener Art, es handle sich um ein Missverständnis, ohne irgend einen Versuch weiterer Aufklärung.

Für die Heimfahrt gab es nur einen Güterzug. Der hatte auf der Station Rognac einen so langen Aufenthalt, dass sich vollkommene Gelegenheit bot zu einem Gang längs des merkwürdigen Gewässers, das man Etang de Berre nennt (Etang gleich Weiher) und welches vom Meer aus mit salzigem Wasser gespiesen wird.

Dieser Weiher ist nun freilich fast vom Umfang des Neuenburgersees und schliesst sich an jene Oedlandgebiete an, welche unter dem Namen Crau und Camargue bekannt sind und fast ausschliesslich von verwilderten Pferden belebt sind.

N. B. Das Rätsel meines Doppelgängers in Miramas wurde dann später teilweise gelöst: Ein in der Schweiz internierter deutscher Offizier gab gegenüber dem Chef des deutschen Kriegsgefangenenabteilung, General F., die Erklärung ab, es habe eine sogenannte neutrale Persönlichkeit, die vom französischen Kommandanten als Geistlicher bezeichnet worden sei, das Lager besucht. Das Merkwürdige[illegible], Beirrende und Entmutigende sei dabei gewesen, dass dieser Besucher erklärt habe, man habe in der Heimat bis zu den höchsten Stellen für das Geschick der deutschen

Gefangenen kein Interesse mehr; sie hätten von dort her gar nichts mehr zu erwarten.

So merkwürdig das geklungen habe, sei es doch von einer Anzahl von Deutschen Gefangenen geglaubt worden und habe nicht geringe Entmutigung, ja Erbitterung zur Folge gehabt.

Dieser merkwürdige „neutrale Geistliche“ sollte wahrscheinlich auch im Lager Miramas vorbeikommen und ich wurde zunächst einen Augenblick für ihn gehalten. Betreffend seine Person wurde die Vermutung laut, es sei ein französisch gesinnter Elsässer gewesen. Zweck seines Kommens, seiner Sendung durch die Franzosen unter „falscher Flagge“ kann nur Entmutigung der deutschen Gefangenen gewesen sein, ein Versuch, sie von ihrer Heimat abwendig zu machen. Eine neue Form von „Kriegslist“, bei der einem aber doch einiges nicht ganz verständlich blieb. Aber im Kriege werden immer wieder Dinge unternommen, die den gewöhnlichen, einigermassen gesunden Menschenverstand zum Staunen bringen können.

Gefährden ob und unter dem Wasser

Ajaccio (Corsika), 14. Dezember 1916.

Gestern abend konnte vom Niederschreiben eines Tagesberichtes nicht wohl die Rede sein. Der Tag war im eigentlichsten Sinn des Wortes zu bewegt gewesen.

Vorgestern abend war von der Dampfergesellschaft Bericht gekommen, dass ein Korsikadampfer gestern vormittag abgehen solle.

Fast während der ganzen darauffolgenden Nacht war an den Fensterläden im Hotel Splendide ein Gerüttel, das eine bedenkliche Luftbewegung anzeigte und Vorahnungen einer recht bewegten Meerfahrt aufkommen liess.

Als ich in den Hafen kam, spritzten die Wellen in einer Weise über die Geleise der Hafenbahn, welche nicht ganz normal sein konnte — und beim Betreten des Dampfers hörte ich einen Matrosen, der auf die auf- und abbewegte Wasserfläche schaute, sagen: „Je n'ai jamais vu quelque chose de pareil.“ (Jch habe wahrhaftig noch nichts der Art gesehen.) Auch die französischen Soldaten, die auf Urlaub oder zur Dienstablösung nach Korsika

fahren wollten, schienen nicht gerade guter Zuversicht betreffend die Fahrtaussichten zu sein. Sie nahmen gleich — ungeheissen —, während das Schiff noch vor Anker lag, in den Rettungsbooten ob dem Verdeck Platz, um für den Notfall sofort einigermassen in Sicherheit zu sein. Der Schiffskapitän komplimentierte sie aber wieder hinaus; er werde schon Weisung erteilen, wenn man zu den Rettungsbooten Zuflucht nehmen müsse. Beim Beginn der von Anfang an sehr schwankenden Fahrt blieb ich auf Oberdeck. Das der bessern Luft wegen. Dann, um im Ernstfall nicht in der Kabine unten eingeschlossen zu sein, ohne Bewegungsfreiheit. Schliesslich, um über den Kurs des Schiffes mir Rechenschaft geben zu können. Während einiger Stunden folgten wir genau der Fahrtrichtung eines kleinen Fischerdampfers, welcher wie ein Spürhund voran ging, um nach allfälligen Unterseebooten Ausschau zu halten,sie zu signalisieren, sie eventuell sogar mit seinen Geschützen anzugreifen.

Diese kleinen Dampfer bieten einem ihnen geltenden Angriff eine sehr geringe Oberfläche, sind auch sehr beweglich — und so für den besondern Zweck, dem sie da dienen, recht geeignet. Sie sind mit zwei Kanonen armiert. Bemannt sind sie mit Mannschaften und Offizieren der Kriegsmarine.

Es kam mir vor, als ob wir ziemlich Zick-Zack-Fahrt machten, bald mehr nach Süd-Ost, bald mehr nach Osten zu hielten, jedenfalls ziemlich abseits von der gewöhnlichen Korsika-Dampferroute.

Aber meine Beobachtungen und Betrachtungen wurden jählings unterbrochen durch einen heftigen Anfall von Seekrankheit, welcher eigentlich recht unvermittelt gekommen war. Das Schiff hatte in einer so weitgehenden Weise alle Bewegungen des immer noch sturmaufgewühlten Meeres mitgemacht, dass schliesslich auch in meinem Magen alles drunter und drüber geraten konnte. Darum der Kajüte zu, wo die Möglichkeit, sich hinzulegen, da war! Bei der ganz schiefen, geneigten Lage des Schiffes war es mehr ein Hinunterrutschen, als ein Gehen zur Zwischendeckstreppe. In der Kabine auf schmalem Bette liegend, brachte ich nach allerlei Versuchen heraus, dass dem Wiederkehren der Brechanfälle am sichersten durch völlige Unbeweglichkeit zu wehren war. Es durfte nicht einmal nach einem Glase Wasser gegriffen werden, sonst war das Unheil schon wieder da.

Es war noch eine junge korsikanische Frau mit ihrem Kindlein da, welche leider von diesem Hilfsmittel der Unbeweglichkeit nicht recht Gebrauch machen konnte, weil sie immer wieder aus ihrem eigenen Elend heraus ihrem schwarzhaarigen Töchterlein Beistand leisten musste. Und ich war zunächst noch ausserstande, ihr irgend welche Samariterdienste leisten zu können.

Bei hereinbrechender Nacht war, wie es scheint, da und dort ein Licht angezündet worden. Da ging vom Kapitän aus der Befehl durchs Schiff: Alle Lichter sind zu löschen, oder doch ganz abzublenden!

Das hatte den Vorteil, dass man vom Feinde weniger leicht gesichtet und angegriffen werden konnte, aber den Nachteil, dass man auch vom Freunde nicht gesehen wird und von ihm, ohne bösen Willen, in den Grund gebohrt werden kann.

Dies ist vor wenigen Nächten in diesen Gewässern einem italienischen Passagierdampfer passiert, welcher mit abgeblendeten Lichtern fuhr und von einem Kriegsschiff des gleichen Landes, das auch abgeblendet hatte, mitten entzwei geschnitten wurde, so dass niemand entkam.

Bei dämmerndem Morgen waren die rötlichen Granitfelsen von Korsika in Sicht und auch die vorgelagerten kleinen Iles Sanguinaires mit ihrem Leuchtturm — und ich hörte einen Matrosen zum andern sagen: „Jetzt sind wir glücklich entronnen."

Der Sturm, welcher etliche Hinderung und Gefährdung der Fahrt mit sich brachte, hatte wohl andererseits unsere Bewahrung vor den deutschen Unterseebooten erleichtern müssen. Bei solchem Wellengang konnte ein aufgetauchtes Unterseeboot wohl nicht leicht zum sichern Torpedoschuss kommen. Auf dem Telegraphen-Bureau von Ajaccio fand sich neben mir auch ein französischer Hauptmann ein, der auf der Meerfahrt mein Reise- und Leidensgenosse gewesen war.

Zufällig las ich auf dem Telegramm, das seiner Frau galt: „Terrible traversée". (Schreckliche Ueberfahrt.) Auch er schien eher für das Leben auf dem festen Lande geschaffen.

Der Préfet, der die Regierungsgewalt auf der ganzen Insel (fast von der Grösse der Schweiz) vertritt, liess mich gleich im Dienstauto zum Militärgefangenenlager Casteluccio führen, das am Berghang in der Nähe des Monte Salario liegt. Einen Anblick von eigen-

artiger Schönheit hat man von dieser Höhe: Im Vordergrund dunkelgrüne Föhren. Unten im Mittelgrund: die tiefblaue Fläche des Golfs von Ajaccio und im Hintergrund das schimmernde Weiss der schneebedeckten Berge des Innern von Korsika. Wenn der Maler mit der Farbe das Blau dieses Wassers und dieses Himmels wiederzugeben sucht, so mag dieser Farbenton dem, welcher nie hier war, leicht als etwas unwirkliches, übertriebenes erscheinen — und doch ist der Maler vielleicht eher hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Die Natur schafft und kennt hier ein Ultramarinblau, wie ich es anderswo noch nie gesehen und nicht für möglich gehalten — ausser in einer nur in der Fantasie existierenden Märchenlandschaft.

Wohl kein Kriegsgefangenenlager auf der ganzen Erde (es gibt deren leider jetzt unerhört viele) befindet sich in so schöner Lage, hat so unvergleichlichen Ausblick, wie das von Casteluccio. Aber, das hindert nicht, dass mehrere der Kriegsgefangenen, die in dieser landschaftlichen Pracht leben, sie alle Tage geniessen könnten, den dringenden Wunsch haben, in ein Lager auf dem französischen Festland verbracht zu werden — mit der Begründung, sie wären dort doch der deutschen Heimat etwas näher als hier und hätten wohl auch etwas bessere Postverbindung, als auf dieser etwas abgelegenen grossen Insel zwischen Frankreich und Afrika.

Auch die schönste, fast paradiesmässige Landschaft der Fremde bietet also nicht Ersatz für das heimatliche Land, auch wenn dasselbe vielleicht fast nur frostige Oede darstellt.

Bei der Rückkehr am Abend ins Hotel berndeutsche Begrüssung durch die Saaltochter, was mich hier in der Umgebung der Palmen zuerst merkwürdig anmutete. Sie ist auf dem Kirchenfeld in Bern zu Hause. Noch überraschter war ich, als dann der einzige Gast im grossen Essaal, ein Engländer nach Namen und Aussehen, auch berndeutsch in die Unterhaltung eingriff. Er hat es seiner bernischen Frau zu lieb zustande gebracht, diese den Engländern sonst recht fremde Sprache nicht nur zu verstehen, sondern auch ganz gut zu reden. — Er ist darin ein seltenes Gegenstück zu seiner Landsmännin, der Frau eines meiner einstigen Schulkameraden, die dann ihrem Mann und ihrer neuen Heimat zu lieb, das gleiche Kunststück auch vollbracht hat.

Am gleichen Vormittag in südlicher und nördlicher Landschaft

Bastia, 15. Dezember 1916.

Es gab am frühen Morgen eine Abreise unter für Dezembermitte etwas ungewöhnlichen Wetterumständen.

Ein Platzregen mit gewaltigen Donnerschlägen begleiteten mich auf dem Wege zum Bahnhof, von welchem mich eine Schmalspurbahn quer durch die Insel nach dem nördlichgelegenen Bastia führen sollte.

Als unser Züglein nach etwa zwei Stunden Fahrzeit sich dem Scheitelpunkt des etwa 1500 m hohen Vizzavona-Passes näherte, gab es eine neue Ueberraschung. Die Gewitterregenschauer verwandelten sich in richtiges Schneegestöber — und ich war beim kurzen Aussteigen auf der Passhöhe-Station über meinen Mantel, den ich schwitzend zum Bahnhof Ajaccio getragen, recht froh.

Das war wirklich ein ungewöhnlich rascher Uebergang: Am Morgen früh unten am Meere sommerliche Witterung und südliche Kulturen. Der Weg zum Bahnhof führte an Orangen- und Zitronen-Bäumen mit reifen Früchten vorbei. Und nach kurzer Fahrt ist man schon mitten im Winter, in fast nordischer Landschaft, von Tannenwald und Weiden umgeben. Solche Gegensätze in Witterung und Landschaft können in so kurzer Zeit wohl nur in Korsika erlebt werden.

Man konnte sich hier auf der Passhöhe mit ihren Tannen und Weiden, auch ohne viel Einbildungskraft, auf irgend eine hochgelegene Egg im Emmental versetzt glauben; nur merkte man bei genauerem Zusehen, dass hier Land und Wald ungepflegter, wilder sind.

Ein mitfahrender französischer Offizier erklärte mir: „Le Corse n'aime pas travailler; il est de préférence gendarme." (Der Korsikaner hält nicht gerade viel auf mühseliger Arbeit. Am liebsten geht er zur Gendarmerie.) Und von einem Korsikaner in hoher Stellung vernahm ich: „Ce sont surtout les vieilles femmes, les grand'mères, qui font le travail chez nous. Les hommes recherchent en hiver le soleil et en été l'ombre, ou alors ils sont à l'auberge du village pour faire de la politique, sans d'ailleurs boire beaucoup." (Bei uns liegt die meiste und anstrengendste Arbeit auf

den ältern Frauen, den Grossmüttern. Die Männer ziehen sich im Winter der Sonne, im Sommer dem Schatten nach, oder sie sitzen im Dorfwirtshaus und politisieren, ohne freilich dabei viel zu trinken.)

So kennzeichnete ein kundiger Landbewohner seine Landsleute, vor allem den männlichen Teil derselben.

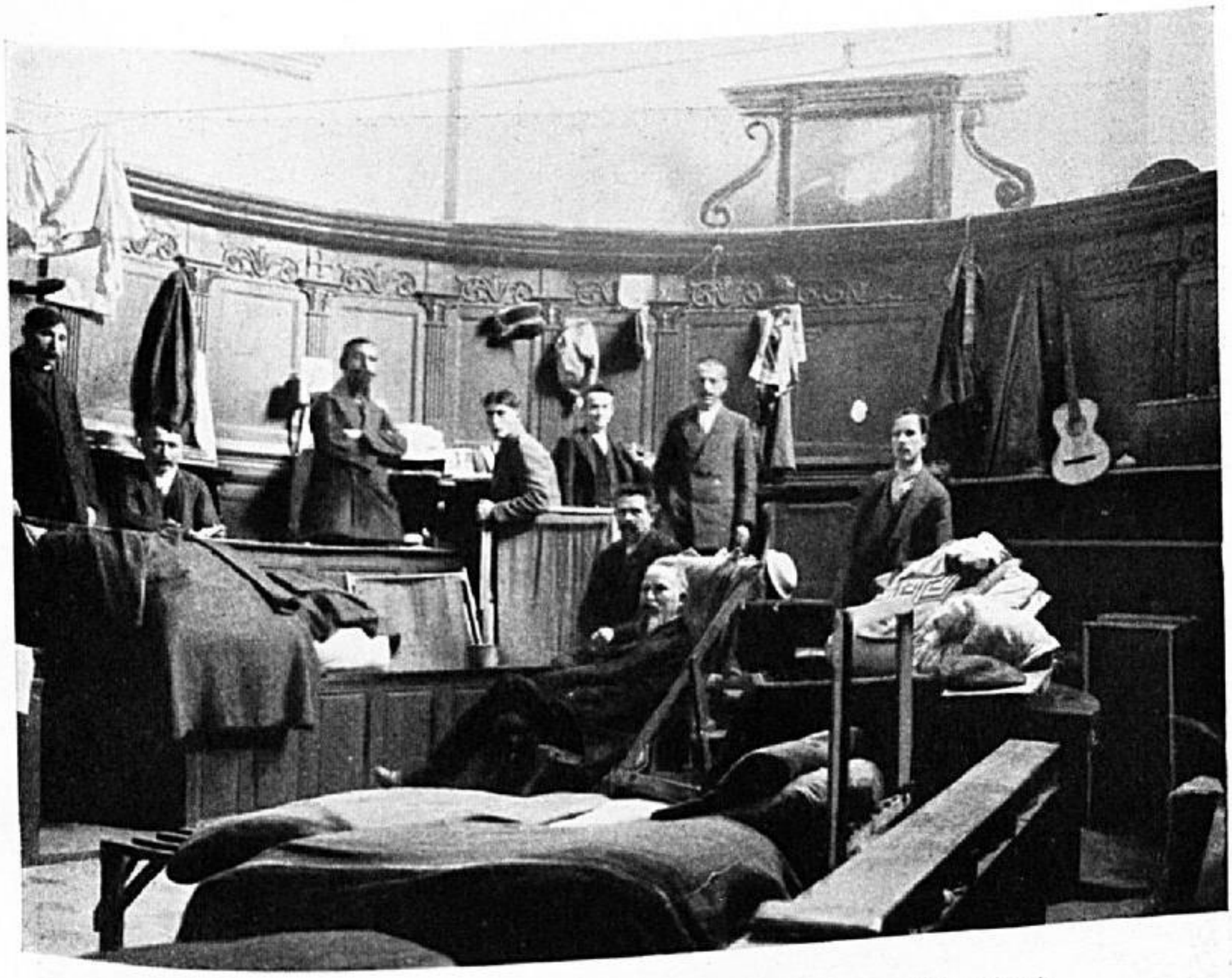
Ist's nicht merkwürdig, dass nun vor etwa 150 Jahren gerade aus diesem Lande und Volksstamme der Mann hervorging, welcher sich dann in seinem Leben als ein Riese an Arbeitsleistung und Unternehmungsfreudigkeit auf fast allen Gebieten erwiesen hat: der die ganze Welt mit zielbewusster, fester Hand umwälzende, nie feiernde, immer tätige Kaiser Napoleon I.!

Hie und da geschieht eben etwas, das die gewöhnlichen Voraussetzungen und Ordnungen gänzlich über den Haufen wirft.

Der Durchschnitts-Korsikaner ist aber kein Napoleon und die ihm eigene Unlust zur Betätigung, gerade auch zur tatkräftigen Bewirtschaftung seines Landbesitzes, bringt es mit sich, dass in diesem Land, welches ein in der Hauptsache günstiges Klima und mancherorts recht fruchtbaren Boden hat (es sind zwei Kartoffelernten im Jahr möglich), doch nicht ganz genügend Nahrungsmittel für die nicht sehr zahlreiche, meist landwirtschaftliche Bevölkerung produziert werden. Jedenfalls lange nicht genug Getreide, das zum grössten Teil vom Festland eingeführt werden muss. Nur ganz wenige Getreideäcker, und die vom bescheidensten Ausmass, sind mir jetzt und bei einer frühern Korsikareise zu Gesicht gekommen.

Zahlreich vertreten ist der zahme Kastanienbaum. Seine Frucht dient den Menschen, aber noch ganz besonders den Schweinen als Nahrung. Die Ziegen und die gehörnten Schafe finden ihr Futter fast das ganze Jahr draussen im unbebauten Land. Sie verschaffen ihren Besitzern Milch, sehr schmackhaften Käse (aus Ziegen und Schafmilch) und Fleisch. Damit findet der Landesbewohner auf dem eigenen Heimwesen, abgesehen eben vom Brotgetreide, vieles von dem, was er zur Nahrung bedarf. Aber das Land könnte, wie schon angedeutet, wenn richtig und fleissig bearbeitet, den ganzen Nahrungsbedarf reichlich decken und dazu noch manches hervorbringen, das in lohnender Weise ausgeführt werden könnte.

An dem, was er hat, lässt der Korsikaner oft übrigens den



Zivilgefangene in der Klosterkirche Corbara (Korsika)
Vorne: Hofprediger K. aus Koburg

(Seite 154)

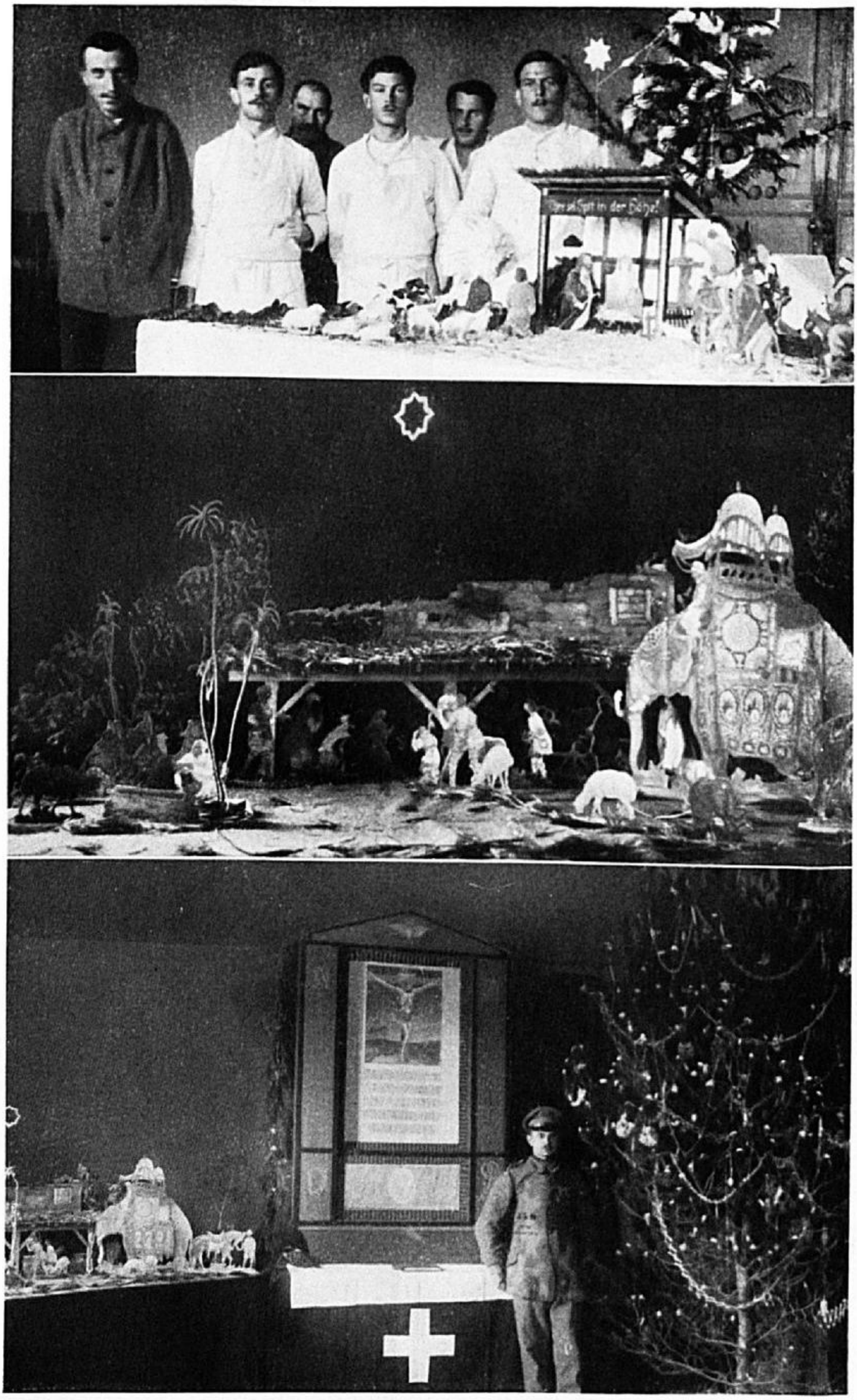


Zivilgefangene, Kloster Luri
Hinten: Der Turm des Seneca



Sarazenenturm an der Westküste
von Korsika

(Seite 146)



Oben: Kleine Weihnachtskrippe im Gefangenenlazarett Marseille (Seite 162)
Mitte: Grosse Weihnachtskrippe im Gefangenenlager Carpiagne (Seite 161)
Unten: Weihnachtsbaum im Lager Carpiagne (Seite 161)

Fremden in gastfreier, uninteressierter Weise Anteil bekommen. Wenn man Gebotenes und Geleistetes mit Bezahlung oder einem Trinkgeld vergüten will, so riskiert man gelegentlich, dass das fast als eine Beleidigung angesehen wird.

Ich habe mir viel Mühe geben müssen, bis ein Knabe, der mir ein weites Stück als Wegweiser gedient hatte, schliesslich ein Zeichen der Erkenntlichkeit dafür annahm.

Von der Hotelkost im Hotel de F. in Bastia, welche ausgesprochen korsikanisch ist, kann ich, weil der Magen wieder seinen Dienst nicht richtig tun will, nicht viel geniessen. Da bin ich recht froh über die kondensierte Milch, welche mir der wohlgesinnte Direktor der Stalden-Siederei als Notproviant gestiftet hat.

Von Gefangenen von heute und solchen in längst vergangener Zeit

Bastia, 16. Dezember 1916.

Umzug ins Hotel Kyrnos, wo ich französische, zuträglichere Kost bekommen kann. Als willkommene Zugabe hat man von hier einen prächtigen Ausblick auf den Hafen von Bastia und auf die dahinter gegen Italien zu sich erstreckende Meeresfläche.

Fahrt per Auto längs der Meeresküste in der Richtung von Kap Corse (Nordspitze von Korsika); dann über einen Bergrücken hinüber zur Westküste, zum alten Kloster Morsiglia und den dort internierten Zivilgefangenen.

Die Unterkunftsverhältnisse in den zum Teil wenig wohnlichen Klosterräumen lassen manches zu wünschen übrig. Aber bedrückender und bedenklicher für diese meist jüngern Männer scheint mir die den Geist, vielleicht auch schliesslich den Leib ertötende Existenz der Untätigkeit zu sein.

Es ist keine Arbeitsnötigung da, und für die, welche doch etwas tun möchten, hier auch keine richtige Arbeitsmöglichkeit.

Im nahen Küstendorf Pino haben wir Mittagsrast gemacht. Da war allerlei Interessantes betreffend Land und Leute und ihre Wohnweise zu sehen und zu erfahren. Es war mir aufgefallen, dass mitten unter den bescheidenen Häusern des Dorfes ein gewaltiger Turm sich erhebt, welcher, nach seiner Bauart zu schliessen, seit dem frühen Mittelalter da stehen muss. Da erfahre ich,

dass man diese Türme, welche auch anderswo an der Küste sich finden, Sarazenen-Türme nennt und dass sie auf die alten Zeiten zurückweisen, wo von auswärts, fast von allen Himmelsrichtungen, mit Schiffen Raubzüge gegen die schöne Insel unternommen wurden von Seeräubern gröberer und feinerer Art. Da sind diese Türme als Wachttürme, als Wehr- und Zufluchtstürme gebaut worden. — Man spähte von ihnen nach den Seeräuberschiffen aus, erblickte man sie beizeiten, so flüchtete die Bewohnerschaft aus dem Küstendorfe mit der wertvollsten Habe nach einem höher am Bergeshange gelegenen Dorfe, das gleichsam eine zweite für Notzeiten berechnete Heimstätte war. — Wurden die Feinde erst spät gesichtet, als sie schon nahe waren, da gings in aller Eile in den schnell erreichbaren, einem Kastell ähnlichen Turm, dem die Seeräuber in jener pulverlosen Zeit nicht leicht etwas anhaben konnten.

Seitdem hat sich gar manches in den Kriegsmitteln und Kampfmethoden geändert, aber sehr weniges in der Gesinnung der Menschen.

Jetzt kommen auch feindlich gesinnte Menschen gegen diese Küste, nur geschieht es mit Motor-Kriegsschiffen, anstatt, wie ehedem, mit etwas primitiven Segelschiffen. So wurde gestern, wie die Dorfbewohner uns erzählen, ganz nahe vom Ufer ein deutsches Unterseeboot gesichtet — und die französischen Torpedoboote, welche wir weiter draussen in fächerförmiger Formation kreuzen sehen, machen wohl Jagd auf diesen unterseeischen Feind, dessen Erscheinen in diesen Küstengewässern etwas auffallendes ist.

Auf der Rückfahrt am jenseitigen Gebirgshang Halt bei dem kleinen Kloster Luri, das auch einigen Zivilgefangenen Unterkunft bietet.

Es sind hier Oesterreicher, welche seit mehr als einem Jahr ohne irgend welche Verbindung mit ihren Angehörigen geblieben sind.

Im Hintergelände des Klosters erhebt sich auf hoher Warte ein Turm, der mir vom vergangenheitskundigen gefangenen katholischen Pfarrer M. als „Turm des Seneca“ bezeichnet wird. Dort hat einst der römische Philosoph einige Jahre der Verbannung zugebracht, nachdem ihm die Gunst seines kaiserlichen Herrn plötzlich entzogen worden war.

Und jetzt, nach fast zwei Jahrtausenden, sind wieder Verbannte, Gefangene, in diese Einsamkeit verbracht worden; eine ständige Wiederholung menschlicher Unvollkommenheit, aus der heraus man sich gegenseitig das Leben schwer macht.

Die Heimfahrt bei einbrechender Nacht hätte kurz vor Bastia, in einem kleinen Dorfe, fast ein schlimmes Ende nehmen können, weil sich in diesem Land kein einheimischer Strassenbenützer, vor allem kein Fuhrmann, irgendwie um Verkehrsregeln bekümmert und so fährt, wie es ihm gerade passt. Aus diesem Grunde hätte es einem Bauernwagen und seinen Insassen und wohl auch uns im Auto in einer ganz engen Gasse recht übel gehen können — hätte der Autoführer nicht noch in der letzten Sekunde unsern Wagen herumreissen können.

Nicht weit von hier ist kurz vor dem Kriege der damals in Bastia stationierte Artillerie-Oberstleutnant Nivelle tatsächlich auf einer Autofahrt zu Schaden gekommen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er nie, als Nachfolger von Joffre, Oberbefehlshaber der französischen Armee geworden.

Adventstage unter Palmen

Bastia, dritter Advents-Sonntag, 17. Dezember 1916.

Mein Plan war heute, da und dort mit den zu treffenden Kriegsgefangenen eine ganz einfache vorweihnachtliche Feier abzuhalten, da ich am richtigen Weihnachtstage ja schon wieder weit weg sein werde. — Das sollte zuerst im Gefangenenlager Folleli an der Ostküste geschehen, aber eine unerwartete Begegnung brachte dann eine gewisse Umstellung des Tagesprogramms. — Das Auto nahm seinen Weg zuerst durch eine Palmenallee. Dann ging es an Baumgärten vorbei, wo man aus dunkelm Laub reife Orangen herausleuchten sah. Vom sattblauen Meere her wehte ein weicher, warmer Wind, dem man es anspürte, dass er von südlichen Ländern her kam. Wie ist das alles so ganz anders als zu Hause, wenn es gegen Weihnacht zugeht! Und doch sieht es hier in gewissem Sinn doch wieder recht weihnachtlich aus, nämlich in manchem gerade so, wie es in der ersten Weihnachtszeit, von der Lukas 2 berichtet, um Bethlehem ausgesehen haben muss.

Als wir, weiter gegen das Innere des Landes zufahrend, gar manche Schafherde erblickten, die da mitten im Christmonat nicht weit vom Wege unter Oelbäumen mit ihren Hirten auf der Weide waren, da musste einem fast ohne weiteres die weihnachtliche Erzählung einfallen: „Es waren Hirten auf dem Felde, die hüteten ihre Herde.“ Und das Dorf, das drüben am Bergeshang sichtbar ist, das mochte Bethlehem in manchem recht ähnlich sein. Weckte nicht auch jene feingesichtige junge Frau, welche in schlichtem, ländlichem Gewand auf einem Esel dieser Ortschaft zuritt, während der Mann nebenher ging, Erinnerungen an einstiges vorweihnachtliches Geschehen!

Nur unser Fuhrwerk, das Auto, passte eigentlich nicht recht in dieses Bild hinein, das an vergangene Zeiten erinnerte. Ich merkte bald, dass jedenfalls der Tierwelt dieses Landes das Automobil, dieses rasche Gefährt, etwas ziemlich fremdes ist

Bei einer starken Krümmung des schmalen Strässchens sahen wir plötzlich vor uns ein Mutterschaf mit seinem Lamme, die sich von der Weide hierher verlaufen hatten. Sie liessen sich von dem sofort warnenden Ton der Hupe nicht wegscheuchen, und wir mussten das Schlimmste für sie fürchten, da der Wagen kaum mehr rechtzeitig zu stellen war. Da springt im letzten Augenblick der jugendliche Hirte unerschrocken vom Strassenbord herunter, nimmt das Lamm in seine Arme; ein zweiter Sprung bringt ihn samt dem Lamm in Sicherheit, und das Mutterschaf war, damit hatte er wohl gerechnet, gleich dem Lamme nachgesprungen.

So war alles für alle Beteiligten gnädig abgelaufen, und es war an diesem strahlenden Sonntagmorgen zum Glück nicht zu ungewolltem Blutvergiessen gekommen.

Bald darauf sehen wir einen Mann im Kriegsgefangenengewand vor uns auf dem einsamen Weg dahingehen. „Ein gefangener Türke,“ meint mein Begleiter und Autoführer. Mir kommt er in seiner Blondheit aber viel eher wie ein Deutscher vor, trotzdem der Korsikaner erklärt, in dieser Gegend gebe es keine gefangenen Deutschen.

Als das Auto ihn erreicht hat, wage ich die Anrede „Grüss Gott.“ Mit verwundertem und erfreuten Blick sich umschauend, bietet er in richtiger Württemberger-Sprachweise den deutschen Gegengruss. Ich fordere ihn auf, aufzusteigen und mitzufahren; denn es kommt mir vor, dieses unerwartete Zusammentreffen sei

nicht von ungefähr, sondern könne noch zu diesem und jenem dienlich sein.

Er berichtete mir nun, er gehöre einem kleinen Gefangenen-Arbeitskommando an, das vor wenigen Tagen vom Süden her in ein nahes Dorf verlegt worden sei. Es seien fast alles Landwehrmänner aus süddeutschen Truppeneinheiten (Württemberger, Badenser) und ich würde sie, da es Ruhetag sei, alle beieinander in einem korsikanischen Bauernhaus finden. Bald sind wir dort, und da sitzen die Leute, meistens Familienväter zwischen 30 und 40, in einem einfachen Raum in der Nähe der Feuerplatte, auf der nach altem, bei uns nicht mehr vorhandenem Brauch das einfache Mittagessen im Hängekessel gekocht wird.

Mein Vorschlag, wir wollten diese stille Sonntagsstunde zu einem kurzen, ganz einfachen Gottesdienst benützen, ist allen recht. — Wir setzen uns um das Herdfeuer und ich lese ihnen die weihnachtliche Verheissung vom „Aufgang aus der Höhe, der erscheinen soll denen, welche in Finsternis sitzen."

Dann sage ich ein Wort von ihrer irdischen Heimat, die ich vor kurzem gesehen, wie man dort der Gefangenen gedenkt, richte im besondern die Grüsse des Kaisers und der Kaiserin aus, bei denen viel Verständnis für Kriegsgefangenennot da sei. Ich hätte aber noch trostvollere und wertvollere Botschaft für sie: dass sie nicht vergessen und verlassen seien vom Herrn und Herrscher droben, dessen Arme über das Meer hinüber bis nach Korsika walteten. Dass jetzt auch zu ihnen in ihre Heimatferne, in vielfaches Dunkel hinein, die Aufforderung komme: „Fürchtet euch nicht!"

Es war keine wohlgesetzte Rede, die da gehalten wurde; es fehlte diesem vorweihnachtlichen Gottesdienst alles äusserlich Feierliche, Festliche, jeder äussere Glanz. Und doch schien dieses unerwartete Zusammenkommen und Zusammensein diesen Menschen etwas zu bedeuten.

Nachdem ich geschlossen, ergriff der deutsche Gruppenführer, ein Unteroffizier aus dem katholischen Teil Badens, das Wort: „Wir danken Gott und Ihnen, dass Sie gekommen sind. Wir danken auch Ihrer heimatlichen Kirche und Gemeinde, dass man Sie dort hat ziehen lassen. Wir haben bisher so viele dunkle, schwere Stunden in unserer Gefangenschaft gehabt. Nun hat uns aber Gott ganz unerwartet eine helle Stunde der Stärkung und Erquickung

geschenkt, eine Stunde, wo es für uns keine Verschiedenheit der Konfession gab, wo wir uns einfach als Brüder in Christus fühlten, der gleichen Hilfe bedürftig und auch teilhaftig. Gott vergelt's Ihnen, dass Sie uns zu dieser Stunde verholfen haben. — Er wolle Sie recht behüten auf Ihrer weitern Reise."

Es war mir aufgefallen, dass einer der Kriegsgefangenen während unserer kleinen Feier etwas abseits geblieben war, auf der Türschwelle sitzend, das Gesicht sich mit den Händen bedeckend. Als ich vor dem Weggehen es einrichten konnte, einen Augenblick mit ihm allein zu sein und da ihn frug, ob ihn etwas besonderes bedrücke, erzählte er, er habe eben einen Brief aus seinem schwäbischen Heimatdorfe erhalten mit dem traurigen Inhalt, dass sein ältestes Kind hoffnungslos erkrankt sei, dass sein Vieh mangels geeigneter Pflege zum Teil schon eingegangen sei — und zwischen den Zeilen sei zu lesen, dass seine Frau ob aller zu schweren Arbeit und den vielfachen Sorgen am Zusammenbrechen sei. Darob mochte dem fernen Vater, welcher nichts zur Erleichterung und Abhilfe tun konnte, das Herz schon schwer werden.

Im Lager Folleli, dem eigentlich meine Fahrt galt, ist nur ein kleiner Bestand von Gefangenen da. Das hat für dieselben den grossen Vorteil, dass sie ein fast familienähnliches Leben führen können. Jedenfalls punkto Verpflegung, für die man ihnen die Rohmaterialien liefert! Es fehlt hier auch der Stacheldraht ums Lager herum. Wohin wollten sie auch flüchten? Zwischen Korsika und dem nächsten Freundesland, Oesterreich, liegt ja das Meer, das allen Fluchtversuchen Halt gebietet.

Hier in der Nähe, an der Ostküste, gibts eine Schmalspurbahn. Aber sie hört plötzlich in ziemlich unbegreiflicher Weise auf, ohne einen eigentlichen Endpunkt erreicht zu haben. Ein Landesbewohner, der sein Land und seine Landsleute gut kennt, hat mir den Grund genannt: Die seinerzeit am Ruder sitzende Partei hat bei der Ausrichtung der Landentschädigungen an die Bahnanstösser dafür gesorgt, dass ihre Parteifreunde bei den nötigen Expropriationen ausserordentlich reichlich entschädigt wurden, für oft fast wertloses Land. Als diese Sache „unter Brüdern" geregelt war, zeigte es sich, dass das für den Bahnbau zur Verfügung stehende Geld nun nur noch für etwa die Hälfte der zu erstellenden Bahnlinie lange. — So verläuft die Linie einigermassen im Sand.

Das Parteiwesen scheint überhaupt in diesem schönen Lande

ein ziemlich übel wucherndes Krebsübel im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben zu sein. Bei Gemeindewahlen ist es geschehen, dass in Ortschaften, wo die Parteien ungefähr gleich stark sind, die eine oder andere Partei (oder beide) einen Parteigänger auf Parteikosten von ganz weit her (sogar von Ostasien her) an die Stimmurne kommen liess, um den Wahlsieg zu erlangen. Als ich nach der Rentabilität solchen Verfahrens frug, hiess es: Die siegreiche, nun in der Gemeinde regierende Partei mache dann die Bürger von der Gegenpartei während der Amtsperiode (ich glaube 6 Jahre) den Hauptbestand der Steuern bezahlen. So rentierten sich sogar ziemlich hohe Wahlausgaben schon. Wenn man mit dem Stimmzettel nicht recht obenauf kommen kann, so wird nicht selten zu den Waffen gegriffen. Bei einer früher ganz kurzen Reise nach Korsika (vor zirka 8 Jahren) hatte ich auf dem Schiffe von Frankreich her als Mitreisende eine Anzahl korsikanische Wähler, die, in Frankreich oder gar in England niedergelassen, sich an den heimatlichen Gemeindewahlen beteiligen wollten. Bei der Ausschiffung in Ajaccio fiel mir damals auf, wie viele von ihnen Träger von Gewehren waren. Der Jagd wegen, die man nach den Wahlen ausüben wolle, hiess es. Vielleicht aber auch, wie einer leise andeutete, um am Wahltage nicht unbewehrt zur Urne zu gehen; vielleicht nicht ohne weiteres zum Angriff, aber doch, um, im Notfall, zur Verteidigung gerüstet zu sein.

In einem Dorfe nahe bei Ajaccio wurde denn damals auch von beiden Seiten, nach dem Wahltage, die ganze Nacht gepülvert, bis berittene Gendarmerie aus der Hauptstadt anrückte. — Es ist schade, dass dieser Schatten ob einem Lande schwebt, dem eine fast paradisische Natur beschert ist und dessen Bewohnern so mancher wohltuend berührende Charakterzug eigen ist.

Für den Nachmittag hatte ich den drei in der Hotelküche beschäftigten Kriegsgefangenen ein Zusammensein in meinem Zimmer vorgeschlagen. Nach kurzer Andacht sass man bei einer Tasse Tee noch längere Zeit zusammen und jeder erzählte etwas von seinen heimatlichen Verhältnissen, besonders, wie es da noch zu Friedenszeiten gewesen war.

Dann kam der Portier und Zimmerkellner, welcher eine freie Stunde hatte. Dieses Doppelamt wird von einem etwa 13jährigen korsikanischen Buben versehen, der mir erzählte, wie er, der Aelteste einer ziemlich kinderreichen Familie, bald nach Einberufung

des Vaters zur Armee, der Mutter angeboten habe, er wolle auswärts das Brot für die Familie verdienen helfen.

Da das eine und andere Gepäckstück von Hotelgästen fast das gleiche Gewicht haben mag, wie er selber, ist es dienlich, wenn der Gast beim Transport noch etwas dem guten Willen des so jugendlichen Portiers nachhilft.

Im weitern Verlauf des Nachmittags hat sich der Hafen von Bastia plötzlich belebt. Ein grosser Truppen-Transportdampfer ist auf dem Wege nach Saloniki, begleitet durch französische Torpedoboote, angekommen und auf der äussern Rede vor Anker gegangen. Die Torpedoboote haben zu einer dienstlichen Verrichtung im innern Hafen angelegt — und unterdessen hat ein kleiner Fischerdampfer die Hut über den grossen Transporter übernommen, und man sieht ihn seine Kreise um denselben ziehen, fast wie ein Schäferhund hütend die Schafherde umkreist. Da es ein Tag von grosser Klarheit ist, ist auch in grosser Ferne, am östlichen Horizont, etwas, was mich interessiert, zu erblicken, nämlich der Umriss der Insel Elba und der Insel Monte Christo. Die Erstere war bekanntlich vor 100 Jahren einige Zeit die Verbannungsstätte Napoleons, des bedeutsamsten Kriegsgefangenen des letzten Jahrhunderts.

Einen guten Teil des Abends habe ich mit einer Anzahl von Zivilgefangenen aus Morsiglia verbracht, welche aus Ueberdruss am Nichtstun um Versetzung in ein grosses Sägewerk bei Bastia gebeten haben.

Es sind auch Ingenieure und Techniker dabei. Ich durfte ihnen wohl gratulieren zu dem tapfern und klugen Entschluss, lieber in diesem Betrieb Handlangerdienste tun zu wollen, als in Jahre langer, völliger Untätigkeit weitgehende, bedenkliche Versimpelung zu riskieren.

Bastia, 18. Dezember 1916.

In Nebel und Regen über den Col de Téghime nach dem ganz abgelegenen Kloster Oletta, das mit Zivilgefangenen besetzt ist, gefahren. — Hier ist unter andern ein Führer der österreichischen Sozialdemokratie interniert, welcher allerlei Anliegen zuhanden des bekannten zürcherischen Parteigenossen, Pfarrer Pf. durch mich vermitteln lassen möchte; es handelt sich vor allem um

Erleichterungen, die er für seine Mitgefangenen und sich zu erlangen hofft.

Auf dem Rückweg finden wir eine starke Verdichtung des Nebels vor — und oft übersieht man auf der schmalen, kurvenreichen Passtrasse nicht viel mehr als eine Strecke von 10—15 Meter. Zum Glück für die Fahrsicherheit weiss diese einsame, öde Berggegend von ganz wenig Verkehr von Fuhrwerken.

Von Lebewesen gibt es hier nicht viel anderes als Hasen. Lärm und Licht unseres Autos scheinen bei einigen von ihnen eine Art vorübergehender Geistesverwirrung angerichtet zu haben. Sie rennen eine Zeitlang im Lichtkegel der Scheinwerfer vor uns her auf der Strasse und es brauchte vorsichtige Fahrt, dass doch keinem von ihnen ein Leid geschah. Im Gegensatz zu unsern Hasen scheinen sie von weisser Farbe zu sein, was mich wunderte; ich hatte angenommen, dass der weisse Hase nur im hohen Norden, wo er dieser Schutzfarbe sehr bedarf, zu Hause sei.

In der Abgeschiedenheit eines Klosters und auf der Jagd nach einem Festlanddampfer

Calvi, 19. Dezember 1916.

Eigentlich sollte ich in dieser nächtlichen Stunde schon nicht mehr auf korsikanischem Boden sein, sondern auf meinem Frankreich-Dampfer ziemlich weit im Meere draussen. Mein Tagesprogramm sah vor, einen Teil der Insel per Auto zu durchqueren bis zum grossen Kloster Corbara, wo ein starker Bestand von Zivilgefangenen untergebracht ist. Dann war das Hafenstädtchen Calvi an der Westküste zu erreichen und Einschiffung dort 7 Uhr abends auf einem nach Nizza fahrenden Dampfer.

Die erste Etappe der Fahrt ging nach Plan vor sich und führte durch eine ganz unbewohnte Gegend, welche zum grössten Teil mit jenem schwer durchdringlichen Gebüsch bewachsen ist, das man „Mâquis“ nennt.

Hier verkehren fast nur Hirten, Jäger und gelegentlich wohl auch Briganten, eine Räubersorte, die aber — im Gegensatz zu unsern festländischen Räubern — dem Wanderer meist nicht gefährlich ist. Es sind das Menschen, welche nach irgend einer gesetzwidrigen Handlung, meistens nach einem Totschlag, sich in die

Wildnis geflüchtet haben und manchmal Jahre lang hier in irgend einer primitiven Hütte, oder in einer Höhle hausen, im geheimen von ihren Angehörigen, oder politischen Freunden mit Nahrung versorgt.

Es ist uns während unserer Fahrt keiner ~~der~~ dieser ausserhalb der menschlichen Ordnung stehenden Menschen begegnet, obwohl sehr wahrscheinlich einer der bekanntesten und berüchtigsten von ihnen, dem das Gewehr sehr schnell losgeht, wenn es sich um Blutrache handelt, oder um Widerstand gegen die Polizei, gegenwärtig hier in dieser Einöde verborgen ist.

Bis zum Kloster Corbara kamen wir auf stundenlanger Fahrt nur durch eine einzige grössere Ortschaft, durch St. Florent.

Das Kloster hat fast den Umfang eines kleinen Städtchens. Es beherbergt nicht weniger als 700 Zivilgefangene. Zu ihrer Unterbringung sind allerdings alle irgendwie verfügbaren Räumlichkeiten in Anspruch genommen und zu Schlafstätten und Wohnräumen gemacht worden — und von der Stille und einer gewissen Geruhsamkeit frühern mönchischen Lebens ist hier wenig mehr zu merken.

Sogar die stattliche Klosterkirche hat ihre Einquartierung erhalten. Im Schiff, um die Kanzel herum, sind Schlafgelegenheiten und der Chor dient als Ess- und Wohnsaal und enthält dies und jenes, das einige Bequemlichkeit verschafft. Von der Kanzel aus habe ich den zusammengerufenen Gefangenen eine kurze, religiöse Ansprache gehalten. Es geschah vor Protestanten, römischen Katholiken, griechischen Katholiken und Mohammedanern, vor Deutschen, Oesterreichern, Bulgaren und Türken.

Als ich geschlossen hatte, kam aus dieser eigenartigen Zuhörerschaft ein unerwartetes Echo. Der Redner der Gefangenen war kein Geringerer, als der Hofprediger von Koburg-Gotha, Ober-Pfarrer K. — Auf einer Ferienreise war er im Juli 1914 nach Korsika gekommen, wo für ihn, den Freund der Botanik, manches Interessante zu sehen und zu pflücken war. Drei Wochen sollte sein Aufenthalt hier dauern. — Nun hat es etwa 2½ Jahre unfreiwillige Aufenthaltszeit für ihn gegeben, ein nicht ganz leichtes Erleben für den etwa 55 jährigen Mann, der zu Hause jetzt nötiger wäre denn je. Was er in kurzen Worten sagte, war ungefähr das: „Man hat es Ihren Worten und Ihrem Verkehr mit uns angespürt, dass Sie sich, mehr als manche andere Besucher und Gesandte

aus neutralen Ländern, wirklich an unsern Platz versetzen können, dass Sie tatsächlich an der Last der Gefangenen mittragen und in solchem Mittragen liegt für uns schon eine grosse innere Hilfe und Erquickung — und es wird leichter, die äussere Hilfe und Erlösung, die in Gottes Hand ist, abzuwarten. Nehmen Sie von mir persönlich und von jedem von uns herzlichen Dank mit auf Ihren Weg zu andern Gefangenen und dann in Ihre Heimat."

Weil ich gewiss auch manchmal neben vorbei rede und weil mir mein Helfenwollen durch Wort und Tat oft gar mangelhaft vorkommt, bin ich froh, dann und wann merken zu dürfen, dass mein Vorbeikommen an einer Gefangenschaftsstätte doch irgendwie dienlich war.

Sogar noch Gastgeschenke hat's gegeben. Mehrere malerische Darstellungen des Innern und Aeussern des Klosters. Ich musste staunen, als ich hörte, dass der Künstler von Beruf Hotelangestellter ist und erst hier in der Gefangenschaft seine Fähigkeiten zur zeichnerischen und malerischen Darstellung von Geschautem ganz richtig entdeckt und dann auch weiter entwickelt hat. — Zum Glück gibt es doch hie und da einen unter den Kriegsgefangenen, welchem die Gefangenschaft zu irgend einer Förderung in seinem Können oder auch in seinem innern Wesen verhilft. Ich denke da auch an jenen jungen französischen Grafensohn. Der war als Kriegsgefangener in Deutschland zur Aushilfe auf einen Bauernhof in Schleswig-Holstein abkommandiert worden — zur grossen Beunruhigung seiner Mutter, welche ihn wohl seinerzeit verwöhnt hatte und die geradezu erschrak, als er vom Gülleführen und ähnlichen Arbeiten, die er ausführe, schrieb. Sie benützte nun hohe, einflussreiche Beziehungen, um ihn, wenn möglich, in „menschenwürdige" Lebensverhältnisse zu bringen. Er aber widersetzte sich einer Versetzung. Hier habe er bei braven Leuten richtig arbeiten gelernt, auch manches von rationeller Bewirtschaftung gelernt, was ihm zu Hause beim Betrieb des grossen ländlichen Herrensitzes sehr nützlich sein werde.

Doch wieder zurück nach Korsika und nach Corbara. — Da erschienen noch, gerade vor der Abfahrt, zwei deutsche Zuckerbäcker mit zwei grossen Düten, in der einen waren noch warme Berliner-Pfannkuchen, in der andern Weihnachts-„Gutzi" verschiedenster Art, alles gerade aus dem Backofen kommend. „Wir wollten Ihnen zum Dank eine kleine Vorweihnachtsfreude bereiten, da Sie

ja unsertwegen an Weihnacht von zu Hause fern sein müssen," sagten sie. Pfannkuchen sind eine von mir sehr geschätzte Sache, aber noch mehr lebte ich wohl an der freundlichen Gesinnung, die da kund wurde.

Die folgende Fahrtstrecke Corbara-Calvi erinnerte in ihrem ersten Teil stark an die „Route de la Corniche" oberhalb des Genfersees zwischen Lausanne und Chexbres. — Am einen und andern Orte eine Strasse am Felsenhang mit Blick auf das oft so satte Blau einer weiten Wasserfläche. Mein Naturgenuss war aber jetzt etwas behindert, weil wir mit der Zeit etwas knapp dran waren, und von Zeit zu Zeit überblickte ich die Meeresfläche in der Tiefe mit der Befürchtung, eine auftauchende Rauchfahne bedeute, dass ich den Frankreich-Dampfer verpasst habe und dass er sich schon von Korsika weg dem europäischen Festland zuwende. — So hörte ich auch nur halb zu, als ein französischer Kaufmann, den wir ins Auto genommen, die vor kurzem stattgefundene Entfernung von Joffre aus dem Oberkommando in eine ziemlich kritische Beleuchtung stellte und glaubte von diesem radikalen Vorgehen gegen den Sieger der Marneschlacht sei nicht viel Gutes für den Erfolg der französischen Waffen zu erwarten.

Das mittelalterliche Hafenstädtchen Calvi erreichen wir dann noch vor dem Dampfer, ja sogar lange vor ihm. Nun, da er kommen durfte, kam er nicht. Stunde um Stunde verging; er kam nicht, aber gegen 11 Uhr nachts kam schliesslich die Nachricht, er sei zu Schaden gekommen, als er unterwegs in einem ganz kleinen, gefährlich anzugehenden Hafenort anhalten musste. Es sei noch ungewiss, wann er von dort weiterfahren werde, ob er nicht vielleicht zu stark beschädigt sei für baldige Fortsetzung der Fahrt. Jedenfalls vor morgen vormittag sei er in hiesiger Gegend nicht zu erwarten.

Nun hiess es Nachtquartier zu suchen. Den einzigen, übrigens ganz primitiven Gasthof fand ich voll besetzt. Sogar die Gaststube war mit Matratzen und Schlafenden belegt. Schliesslich gab es Unterkommen bei einer Fischerfamilie, welche mir den besten Raum des Häusleins zur Verfügung stellte. — Ein Teil der Familie scheint sich in der Küche einquartiert zu haben. Man hörte von dort während längerer Zeit Stimmengewirr, auch etwa das Klirren von Messern. Das Letztere galt aber kaum den Menschen, sondern wohl den Fischen, welche zum Verkauf zugerüstet wurden.

Ich überlege, wie lange wohl meine „Verbannung“ auf dieser Insel dauern mag, wenn für den beschädigten Dampfer ein Ersatzschiff von Frankreich hergesandt werden muss.

Corsika ist auch im Winter noch ein bewohnenswertes Land und Arbeit hätte ich auch noch für einige Zeit. Aber andererseits wär ich auf Neujahr doch lieber unter den Tannen des Emmentals, als unter den hiesigen Palmen. Und dann ist vorher auf dem französischen Festland für die Kriegsgefangenen noch manches zu tun.

Ein Rätsel auf der Meeresoberfläche

An Bord des Dampfers Iberia, 20. Dezember 1916.

Nun ist es schliesslich doch mit der Abfahrt und Heimfahrt geglückt. — Am Morgen ist Bescheid gekommen, der Dampfer sei wieder flott geworden und werde gegen Mittag, zwar nicht in Calvi, aber bei der nicht so weit entfernten, der Küste ganz nahen Ile Rousse, Passagiere aufnehmen.

Auf der Fahrt mit einem Schmalspurbähnlein längs des Meeresufers zum Einschiffungsort bekam ich aber Ungewohntes zu sehen.

In einer kleinen, ganz einsamen Bucht war, einige hundert Meter vom Ufer entfernt, ein merkwürdiger Gegenstand etwas oberbald der Wasserfläche sichtbar. Er hatte fast das Aussehen einer aus dem Wasser ragenden Zeigerkelle an langem Stiel; die obere Partie aber nicht kreisrund, sondern eher oval. Schiffahrtszeichen sehen nicht so aus; sie hätten in dieser wenig befahrenen kleinen Bucht auch wenig Sinn. Sah das aber nicht vielleicht dem Periskop (Oberflächen-Sehvorrichtung) eines untergetauchten Unterseebootes ähnlich? Ich musste an jenes deutsche Unterseeboot denken, das vor wenigen Tagen etwas weiter nördlich, bei Pino, an die Küste gekommen war. Das könnte nun hierher gelangt sein. Aber was wollte es hier so nahe am Ufer? Es konnte, obwohl jedenfalls wenig Menschen hier vorbeikommen, entdeckt werden.

Lauerte es etwa einem vorüberfahrenden französischen Dampfer auf? Aber dann hätte es eher weiter draussen Posto nehmen sollen.

Was sollte ich mit dieser Beobachtung anstellen, sollte ich sie für mich behalten, oder an die Franzosen weitergeben?

Der mittags fällige französische Dampfer, den ich bei der Ile Rousse besteigen wollte, musste dann auf der Weiterfahrt hier in der Nähe vorbeikommen und, wenn das hier wirklich ein deutsches Unterseeboot war, konnte es dem wehrlosen Dampfer übel gehen.

Bei meiner Einschiffung deutete ich, ohne eine grosse Geschichte zu machen, kurz an, es sei in jener Bucht etwas Ungewöhnliches zu sehen und half meinen Worten mit einer allerdings nicht meisterhaften Skizze des Geschauten nach. Der Kapitän schien aber doch zu verstehen, um was es sich handeln konnte und ihm, der die Verantwortung hatte für das Schiff und die ziemlich zahlreichen Passagiere, konnte ich ruhig das weitere überlassen.

Nizza, 21. Dezember 1916.

Nach sehr stürmischer Ueberfahrt wohlbehalten wieder auf dem Festland. Die meisten Mitreisenden, auch meergewohnte Kolonialtruppen-Offiziere, waren von der Seekrankheit übel geplagt. Meine persönliche Verschonung mag damit zusammenhängen, dass ich — nach gemachten Erfahrungen — mich, so lange der Dampfer noch in ruhigerem Fahrwasser war, niederlegte mit dem bestimmten Vorsatz, so lange als irgend möglich in der Unbeweglichkeit zu verharren. Dabei blieb ich auch, als mitten in der Nacht plötzlich ein gewaltiger Schlag von aussen her an die Schiffswand spürbar und hörbar war. Das konnte ein Torpedoschuss sein, oder von einer schwimmenden Mine herrühren, und es wäre nun wohl angezeigt gewesen, die Hand auszustrecken und nach dem neben mir auf dem Bette liegenden Rettungsgürtel zu greifen und ihn umzulegen. Aber ich konnte mich zu dieser Handbewegung nicht entschliessen; denn die Folge wäre jedenfalls eine Magenrevolution gewesen, und das kam mir in jenen Augenblicken als das grössere Uebel vor, als eventuelles Ertrinken beim jetzt möglichen Untergang des Schiffes. In den paar nächsten Sekunden, während derer die Weiterexistenz des Schiffes und der Passagiere eine etwas ungewisse Sache war, kam mir plötzlich bedrückend der Gedanke, es sei vielleicht in meiner letzten Eintragung in den Taufrodel von Trubschachen der Name des Götti nicht ganz richtig vermerkt worden.

Es erfolgte dann aber, im Zusammenhang mit diesem Anprall — wider Erwarten — nichts Schlimmes. War es eine Mine, so

explodierte sie glücklicherweise nicht. Vielleicht war es auch nur ein schwimmender Balken von einem untergegangenen Schiff, der vom stark bewegten Meer mit Wucht gegen die Wand unseres Dampfers geschleudert worden war.

Es ist schon besser, wenn den Dampfern, welche korsikanische Passagiere mit sich führen, nichts zustösst; das nicht nur um dieser Letztern willen, sondern auch im Blick auf die deutschen Kriegsgefangenen in Korsika. Sollten bei einem deutschen Unterseebootsangriff auf einen französischen Dampfer korsikanische Frauen und Kinder zu Schaden kommen, so würde korsikanische Volksjustiz mit den deutschen Gefangenen auf der Insel kurzen Prozess machen; so wird mir von einer mit der Volksart wohl vertrauten Persönlichkeit versichert.

Bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit will ich einen der deutschen Heeresleitung nahestehenden Diplomaten im Interesse aller Beteiligten auf diese Sachlage aufmerksam machen.

N. B. Einige Tage später bekam ich die Lösung des Rätsels jener einsamen Bucht an der korsikanischen Küste. Eine französische Zeitung berichtet: das am 16. Dezember bei Pino gesichtete deutsche Unterseeboot, welches , bei einem vorausgegangenen Kampfe, schwere Beschädigungen erlitten hatte, sei dann auf der Flucht vor den französischen Torpedobooten dem Ufer zu nahe gekommen und habe sich in grosse Netze verwickelt, die dort zur Sicherung angebracht waren. Es habe sich aus dieser Verstrickung nicht mehr lösen, nicht mehr an die Oberfläche zum Luftschnappen steigen können, und die ganze Bemannung habe, im Unterseeboot drin , in der Wassertiefe den Erstickungstod gefunden.

An jenem Nachmittag, als ich das erblickte, was tatsächlich ein Unterseeboots-Periskop war, kämpften wohl diese Leute schon mit dem langsam herannahenden schrecklichen Tode, vielleicht war er sogar bereits für die einen und andern eingetreten. — Aber das, dass ein so schreckliches Geschehen in Augenreichweite vor sich gehe, das konnte ich natürlich damals nicht ahnen. Ich konnte nicht wissen, dass dieses sonst andern todbringende Schiffsungetüm jetzt selbst den Tod in seinem Innern hatte.

Stiller Alarm bei den Engländern

Marseille, 23. Dezember 1916.

Gestern Arbeitskommandos besucht, die im Hafenquartier und in nahen Steinbrüchen unter Aufsicht von gelben Kolonialsoldaten (Annamiten) tätig sind.

Einige herumlungernde, französische junge Burschen beobachteten meinen Verkehr mit den Gefangenen, sahen, dass ich dem einen und andern bei der Begrüssung die Hand drückte, glaubten, das missbilligen zu müssen — und da kam bald ein Stein von mässiger Grösse gegen mich zu geflogen, welcher aber sein Ziel verfehlte Ich kehrte mich um, sah den Schützen ruhig an, welcher gerade zu einem zweiten Abschuss bereit war. Da warf er, was er in den Händen hatte, weg und entfernte sich, womit dieser Zwischenfall erledigt war.

Im grossen Essaal des Hotels Splendide sassen gestern abend die alten Bekannten, die Offiziere der englischen Infanterie-Division und vom Kriegsschiffgeschwader noch an ihren Plätzen.

Aber in der Nacht waren im Gang, an den mein Zimmer stösst, allerlei Geräusche hörbar, Schleppen von Koffern, halblautes etwas hastiges Reden.

Und heute morgen fand ich den Essaal völlig leer; der ganze englische Offiziersbestand war verschwunden.

Das war also diese Nacht stiller Alarm gewesen und die englischen Truppen sind wohl schon ein Stück weit auf ihrer nicht ungefährlichen Meerfahrt nach dem Dardanellen-Kriegsschauplatz.

Am Vormittag Besuch eines Gefangenenlagers etwas ausserhalb der Stadt.

Unterwegs an der Hafenmauer folgende Kreideinschrift gelesen: „Quand finira la guerre, quand aurons nous la victoire et la paix?“ (Wann geht der Krieg zu Ende und werden wir den Sieg und Frieden haben?) Dazu hatte ein anderer geschrieben: 1916. Ein dritter hatte das durchgestrichen und ersetzt durch: 1917. Das war wieder durchgestrichen und von einem Schwarzseher oder vielleicht Spassmacher ersetzt durch die Jahrzahl 1934!

Am Nachmittag über Camp-Major zu Fuss zu dem ziemlich abgelegenen grossen Kriegsgefangenenlager Carpiagne, das ganz in ländlicher Einsamkeit gelegen ist. — Der nächtliche Heimweg durch die südliche Landschaft war etwas schönes und wohltuendes.

Im Tram war ein indischer Kavalleriemajor, eine interessante Gestalt von fast fürstlichem Ausmass, mein Platznachbar.

Weihnacht und Weihnachtskrippe bei den Gefangenen

Marseille, 24. Dezember 1916.

Zum zweitenmal nach Carpiagne, um an der Weihnachtsfeier der Kriegsgefangenen teilzunehmen.

Für mich gab es nur wenige Worte zu sagen, da einer der Gefangenen, ein junger Theologe, eine Ansprache vorbereitet hatte, die viel Gutes bot. Ein anderer, ein Maler aus Düsseldorf, hatte seine Kunst in den Dienst der Kameraden gestellt zur Verschönerung der Weihnachtsfeier. Schon manche Woche vor dem Fest hatte er sich an die Arbeit gemacht und alles, was etwa von menschlichen Gestalten und von Getier zu einer Weihnachtskrippe gehört, gemalt, ausgeschnitten und auf Karton aufgezogen. Mit dem einfachen Material, das im Gefangenenlager zur Verfügung stand, hat er wirklich Schönes zustande gebracht, das dem unansehnlichen Raume, in dem man zusammen war, ein weihnachtlich-festliches Aussehen gab.

Damit dieses weihnachtliche Kunstwerk, das im Lager nicht auf die Länge aufbewahrt werden kann, nicht zu Grunde geht, soll es, sobald es zum Transport zugerichtet ist, in die Schweiz kommen und im Pfarrhaus Trubschachen Unterkunft finden.

N. B. Einige Wochen später gelangte, als Sendung des französischen Kriegsministeriums, an die Abteilung für Auswärtiges im Bundeshaus eine grosse Kiste, in welcher, sorgfältig verpackt, all die Krippenfiguren, samt dem Stall lagen. Eine Sendung, welche weil ungewöhnlich, auf dem Departement zunächst grosses Staunen weckte, bis es sich dann herausstellte, dass sie dem Abgeordneten für Kriegsgefangenenseelsorge galt.

Das Alter kommt wieder zu Ehren

Marseille, 25. Dezember 1916.

In ziemlich komplizierter Fahrt die beiden Lager Estaque-Sous-terrain und Estaque-Canal erreicht.

Im einen Lager stellt es sich heraus, dass der französische militärische Dolmetscher in Friedenszeit in Interlaken sein Heim hat und seinen Beruf ausübt und deshalb sich mit Vorliebe in gutem Berndeutsch mit mir unterhält.

Nach dem Gottesdienst singt der Gefangenenchor noch einige Lieder, darunter das mir ganz unbekannte, eigenartige: „Lebe wohl, Germania“, das zwar nicht speziell für heimatfremd gewordene Kriegsgefangene gedichtet und vertont war, aber doch merkwürdig gut ihrer Stimmung angepasst war.

Im Tram, während der Heimfahrt, sagte der schon ziemlich bejahrte „Trämeler“ in südfranzösischer Mitteilungsfreudigkeit: „Das ist eine Zeit, wo wieder das Alter zu Ehren kommt.“ Der Krieg richtet so viel Unheil an und bringt so vielen schwersten Schaden. Da ist es gut, dass doch hie und da einer, der sonst ziemlich bei Seite gestellt war, sagen kann: „Für mich wird es aber jetzt leichter; man hat mich wieder nötig und es ist wieder Arbeit und Brot da für mich.“

Als ich in schon abendlicher und dunkler Stunde dem Hafenquai entlang gehe, ziehen an mir, fast wie Schattenfiguren, mit einem Mindestmass von Geräusch, lange Soldatenreihen vorbei. Es ist ein Hochländerregiment (Schotten) in jener merkwürdigen Uniform mit ganz kurzen Hosen und eigenartigem Waffenrock. Sie werden in der Heimlichkeit der Nacht, die sie Spionenaugen möglichst verstecken soll, auf einen Dardanellentransporter verladen.

Wieder an einer Weihnachtskrippe

Marseille, 26. Dezember 1916.

Am Vormittag allerlei Verhandlungen mit militärischen Behörden.

Am Nachmittag Weihnachtsfeier im Hôpital militaire für die dort gepflegten verwundeten und kranken Kriegsgefangenen. Es steht bei den meisten ordentlich. Aber einem sieht man doch noch am wachsbleichen, abgezehrten Angesicht deutlich die Spuren und Folgen einer schweren Gasvergiftung an.

Auch hier hat Künstlerhand (Maler H. aus Karlsruhe) eine Weihnachtskrippe hergestellt, von zwar kleinerem Ausmass, als diejenige von Carpiagne. Die Gestalten der Maria, der Hirten und der

Weisen aus dem Morgenland zeigen eine sehr feine, originelle Auffassung und Ausführung.

Bei der Ausführung des einen und andern Reittieres merkt man, dass der Künstler eine Zeitlang auf der Insel Korsika, dem Lande der schönen Esel und Maulesel, als Kriegsgefangener geweilt hat und sich diese Tiere mit scharfem Malerblick angeschaut hat.

In der Farbengebung ist er zurückhaltender als sein Kunstkollege vom Lager Carpiagne, welcher mit Freude an den Gewändern und vor allem an der Decke des Elefanten etwas von der Farbenpracht des Orients zum Ausdruck gebracht hat.

Auch diese Krippe wurde mir zur Verfügung gestellt und konnte gleich mitgenommen werden. Natürlich liess ich auch hier, wie in Carpiagne, für den kunstfertigen Hersteller einen Gegenwert zurück.

Eines Knaben eigenartige Frage

Marseille, 27. Dezember 1916.

Im Durchgangslager Ponton-Prison, wo auch Bulgaren und Türken zu finden sind, denen ich leider nicht so viel bieten kann, wie ich gerne möchte.

Nachmittags im Lager Château-Payen.

Unterwegs fragte ich einen jugendlichen Geschäftsausläufer von etwa 14—15 Jahren nach dem Weg, der uns dann ein Stück weit gemeinsam ist. Er erzählte von den Verhältnissen zu Hause, welche schwierige zu sein scheinen; darum hat er sich schon früh ans Mitverdienen gemacht. Heute möchte er mit der Arbeit etwas zeitig fertig sein, denn er hat vor, mit seiner Mutter an einer Weihnachtsfeier teilzunehmen und er will dazu noch einen Kriegsinvaliden, einen Erblindeten abholen. Er stellt die Frage nach meiner Herkunft. Als ich ihm die Schweiz nenne, sagt ihm das gar nichts, er habe noch nie von einem solchen Lande gehört. Ich suchte ihm mit einigen Worten einen Begriff zu geben von Lage und Eigenart dieses Landes. Aber mehr, als diese geographischen Angaben interessierte ihn etwas anderes: „Weiss man in diesem Lande auch etwas von Jesus?“ Diese Frage aus diesem Munde hatte wirklich etwas Ueberraschendes. Bis vor kurzem war ihm selber diese Persönlichkeit etwas ganz Fremdes gewesen. Nun, nach-

dem, unter etwas ungewöhnlichen Umständen, die Persönlichkeit Jesu ihm nahegetreten und für ihn bedeutsam geworden ist, beschäftigte ihn sehr diese Frage, was von Jesus den Bewohnern anderer Länder bekannt sein möge, — eben auch denen in meinem Heimatland? Die Antwort auf diese mit rechtem Nachdruck gestellte Frage gab mir wirklich etwas zu denken. Schliesslich lautete meine Antwort: „Jawohl, man weiss bei uns etwas von Jesus.“ Vielleicht hätte ich aber, um bei der völligen Wirklichkeit zu bleiben, dem deutlichen Ja doch noch eine gewisse Einschränkung hinzufügen sollen. Ich unterliess es aber.

Unsere Wege gingen nun übrigens äusserlich gleich auseinander.

Diese Begegnung mit dem Knaben, bei welchem Kindlichkeit und merkwürdig frühe Reife so eigenartig sich zusammenfanden, ist für mich ein besonderes Erlebnis gewesen, mit einem speziellen zarten weihnachtlichen Beigeschmack.

Nach der Feier im Gefangenenlager hielt mich der an der Saaltüre Wache stehende französische Soldat an, stellte sich in deutscher Sprache als gewesener Fremdenlegionär vor, der aus dem Elsass stamme und er möchte mir doch sagen, ich hätte seinen Landsleuten bei diesem Anlass ganz anders die Leviten lesen und das „Mösch putzen“ sollen; das verdienten sie. Ich gab ihm zu verstehen, dass alles seine Zeit habe, auch das Halten von Straf-Predigten und dass man über heimatfremde Kriegsgefangene, gerade an Weihnacht, nicht vor allem den „Stab Wehe“ schwingen dürfe. Die erste Weihnachtsbotschaft habe ja auch gelautet: „Freude allem Volk“, nicht: Gericht über das Volk!

Toulon, 28. Dezember 1916.

Im Kriegsschiffhafen habe ich einen Gefangenenbestand in einer bis dahin nie angetroffenen Unterkunftsstätte gefunden, nämlich in einem ausrangierten Kriegsschiff, dem frühern Kreuzer Cécile.

Das bringt natürlich eine beschränkte Bewegungsfreiheit mit sich, aber andererseits ist die Unterkunft eher besser, wohnlicher, als in manchem Barackenlager auf dem festen Lande.

Ihre Arbeit haben diese Gefangenen zum grossen Teil im Hafengebiet, vor allem beim Entladen der Kohlenschiffe. Für solche, welche in ihrem bürgerlichen Beruf wenig zum Tragen kamen, ist's eine mühsame Arbeit, und es ist zugleich eine unsaubere Arbeit. Darunter leiden manche in besonderer Weise, dass sie, bei

den ungenügenden Wascheinrichtungen, kaum je den Kohlenstaub aus den Kleidern und vom Leibe weg bringen können. Und die Franzosen scheinen das im ganzen nicht recht verstehen zu können, dass der Deutsche im allgemeinen ein grösseres Bedürfnis für Wasser und Sauberkeit hat, als die Bewohner romanischer Länder, dass dem deutschen Gefangenen der nicht zu entfernende Kohlenstaub sich nach und nach bedrückend auch auf das Gemüt legen kann.

Paris, 29. Dezember 1916.

Auf der Kriegsgefangenenabteilung des Kriegsministeriums beklagt sich der Abteilungschef mit Schärfe und Bitterkeit über die deutschen Regierungsorgane: „On ne tient pas les promesses à Berlin.“ (In Berlin hält man seine Versprechungen nicht.)

Man setze sich immer wieder über die gegenseitigen Abmachungen hinweg, oder halte sich nur ganz kurze Zeit an dieselben. Es wird mir nahegelegt, in baldiger Zeit wieder die Ausgleichs- und Vermittlertätigkeit gegenüber Deutschland aufzunehmen, mit Berlin wieder in direkten Kontakt zu treten.

Paris, 30. Dezember 1916.

Dass übrigens auch die Deutschen glauben, zu ernsten Klagen Anlass zu haben, das erfahre ich auf dem Auswärtigen Amt am Quai d'Orsay, wohin ich zur Entgegennahme einiger Mitteilungen gebeten worden bin. Durch Vermittlung der Botschaft der Vereinigten Staaten hat die deutsche Regierung auf das entschiedenste dagegen protestiert, dass von Frankreich immer wieder deutsche Gefangenenbestände in der Kriegszone zu Schanzarbeiten und Transporten verwendet würden und damit dort im Kampfgebiet, in ständiger Lebensgefahr seien.

Schärfste Vergeltungsmassnahmen werden angedroht, wenn das nicht geändert werde.

Die Franzosen bestreiten, dass eine solche Gefangenenverwendung regelmässig und in irgendwie nennenswerter Weise stattfinde. Im übrigen hätten die Deutschen da nichts zu reklamieren, da auch auf ihrer Seite Gefangene in der Kriegszone untergebracht und in vertragswidriger Weise verwendet würden.

Erfreulicher klingt das andere, was der Abteilungschef, Herr de P., mir mitteilen kann, dass Frankreich nun bereit sei, nicht

nur wie bisher, körperlich Kranke, sondern auch seelisch geschädigte Kriegsgefangene in das Internierungsabkommen einschliessen zu lassen.

Das wird gute Kunde für manche Gefangenen sein.

Auf der Gesandtschaft glaubt man, es wäre dienlich, verschiedenes von dem, was mir am Quai d'Orsay mitgeteilt wurde, rasch per Chiffre-Telegramm dem Bundeshaus zur Kenntnis zu bringen.

Von einer Uebermittlung auf diesem Wege habe ich eher abgeraten. Seit ganz kurzem habe ich besondern Grund, anzunehmen, dass den Franzosen der Code (Schlüssel) zu unserer Telegramm-Geheimschrift wohl bekannt ist und dass der Inhalt der Geheimtelegramme gar kein Geheimnis mehr für sie ist.

Das Entziffern der Geheimtelegramme der andern ist ja übrigens ziemlich allgemeiner, gegenseitig angewendeter Kriegsbrauch.

In ein paar Tagen bin ich in Bern und kann dann mündlich Bericht erstatten, gerade über die von Frankreich angeregte Erweiterung der Internierung.

Dunkelste Schattenseiten des Krieges

Auf Wunsch des Herrn P., welchen ich bei unserem gemeinsamen Freunde B. kennen gelernt hatte, habe ich ihn auf seinem Amtsbureau aufgesucht. Er ist Präsident der Cour des Comptes, des französischen Oberverwaltungsgerichtshofes. — Ein Jugendfreund des Präsidenten Poincaré, war er früher längere Zeit dessen Vertrauensmann und Mitarbeiter in der Regierung.

Wegen seiner ungewöhnlichen Tüchtigkeit als Mann des Rechts und der Verwaltung und um der Zuverlässigkeit seines Charakters willen geniesst er weithin hohes Ansehen.

Der Krieg hat ihm noch eine neue Aufgabe gebracht, diejenigen des Präsidenten der Kommission, welche alle Vergehen des Feindes gegen das Völkerrecht zu untersuchen hat. Eine Aufgabe, welche leider einen sehr grossen Umfang angenommen hat. Es handelt sich vor allem um Vergehen gegenüber der Bevölkerung im von den Deutschen besetzten Gebiet von Nordfrankreich. Man kann nur mit schwerem Herzen einen Blick in die Akten dieser Kommission tun. Auch für den Fall, dass manches von den gemachten Feststellungen und Zeugenaussagen abgezählt werden müsste, dass allerlei

von Irrtum und Missverständnis bei den nachträglichen Untersuchungen mit unterlaufen wäre, bleibt doch genug übrig von unbestreitbar vorgekommener Gewalttat jeder Art, schlimmster Art, deren Opfer die unglückliche Bevölkerung im Kriegsgebiet war. Es ist da zu ersehen, dass sehr vieles geschehen ist, das gar nicht als fast unvermeidliche Folge des Krieges erklärt und einigermassen entschuldigt werden kann. Manches Schreckliche wäre unterblieben, wenn nicht die Menschen manchmal so schrecklicher Art gewesen wären, von unnötiger, unerhörter Grausamkeit.

Das von Schiller betreffend die Revolution gebrauchte Wort: „Und alle Laster walten frei," gilt wohl noch viel mehr vom Kriege. Es findet zwar gewiss nicht auf alle Krieger seine Anwendung. Es gibt gewiss nicht wenige, welche sich auch im Feindesland, gegenüber der Bevölkerung dort, menschlich benehmen, sich selber in der Gewalt behalten; es hat gewiss manche Rücksichtnahme, manche Tat des Erbarmens gegenüber dem Mitmenschen im feindlichen Land gegeben. Aber daneben ist leider so manches geschehen, das zeigt, wie gerade im Kriege wirklich allen Lastern mit unheimlicher Schnelligkeit und Hemmungslosigkeit alle Schleusen aufgetan werden. Für manche Leidenschaft, welche in ruhigem Friedensleben mehr nur „mottet", bringt ein scharfer Luftzug des Krieges ein plötzliches Auflodern in hellen Flammen. Diese Akten-Blätter zeigen, welcher Dinge deutsche Soldaten fähig sind. Aber, wenn Soldaten anderer kriegführender Völker in Feindesland kämen, so gäbe es gewiss auch Blätter, welche von ebenso schlimmen Dingen berichten müssten.

Den Schluss des ausgefüllten Tages machte eine Besprechung mit der Leitung der amerikanischen Kriegsgefangenenhilfe. Die Bemühungen um Errichtung von Soldatenheimen für die deutschen Gefangenen in Frankreich haben merkwürdigerweise zu einigen Unerfreulichkeiten geführt — aber das nicht etwa von Seite der Franzosen, sondern der deutschen Instanzen, welche die Forderung stellen, die Amerikaner oder auch die Franzosen müssten für die deutschen Gefangenen sofort die ganz gleiche Zahl von Heimen zur Verfügung stellen, wie sie in Deutschland von ihnen für die französischen Gefangenen eingerichtet worden seien. Wenn das nicht geschehe, so würden die Heime für die Gefangenen in Deutschland geschlossen werden. Da musste ich schon an das Wort von den „Querelles d'Allemand" denken. Warum gleich mit

der Faust auf den Tisch schlagen und mit Wiedervergeltungs-Drohungen kommen, wo man es vielleicht doch zuerst noch mit einer andern Tonart versuchen könnte?!

Zum Glück wird aber wohl auch diese Suppe nicht ganz so heiss gegessen werden, wie sie gekocht wurde.

Paris, 1. Januar 1917.

Meine Hoffnung, gestern abend zur Heimreise bereit zu sein und dann noch einen Teil des Neujahrstages zu Hause verbringen zu können, hat sich nicht erfüllt. Mit meinen Privatangelegenheiten wäre ich schon fertig gewesen, aber nicht mit dem, was noch für andere zu tun war.

Unser Gesandter, welcher irgendwie von diesem Heimreise-Aufschub gehört hatte, hat mich zum Neujahrmittagessen an seinen gastlichen Tisch geladen, damit ich mich, wie er andeutete, an diesem festlichen Tage nicht allzusehr in der Fremde fühle. Eine Freundlichkeit, welche ich ihm besonders hoch anrechne, weil doch wenigstens an diesem Tage ein Gesandter das Recht hätte, ohne fremden Zuzug allein mit seiner Familie feiern zu dürfen.

Beim schwarzen Kaffee, welchen wir zu zweien einnahmen, hat er dann altes und neues aus dem reichen Schatz seiner Erlebnisse und seiner Erfahrungen hervorgeholt. Schon den frühern Krieg hat er hier miterlebt und gerade während der bewegtesten Zeit, desselben, als die Pariser schliesslich gegeneinander die Waffen brauchten, die Communard's gegen die französischen Regierungstruppen, lag auf ihm, dem ganz jungen Diplomaten, in Abwesenheit des damaligen Gesandten Kern, die schwere Verantwortung der Leitung des Gesandtschaftsdienstes.

Die kommunistische „Regierung", welche überall „Volksfeinde" sah, die man rasch und gründlich unschädlich machen müsse, hatte auch an einen harmlosen, wackern in Paris niedergelassenen schweizerischen Handwerksmann die rasch zugreifenden Hände gelegt, ihn eingesperrt und ihn, unter Todesdrohung, vor das Volkstribunal gestellt. Dort trat dann der junge schweizerische Diplomat unerschrocken für den ganz unschuldigen Mann ein. Er fand schliesslich Gehör und konnte den Landsmann, welchem das Erschossenwerden schon ganz nahe gestanden hatte, mit sich nehmen. Bei der Ausgangstür des Gerichtsgebäudes bleibt der eben mit knapper Not dem Tode Entronnene plötzlich stehen, greift in seine

Gilettasche und erklärt seinem Begleiter und Befreier: „Ich habe meine Sackuhr oben in der Gefängniszelle gelassen; die muss ich doch schnell noch holen."

Herr Lardy hatte die grösste Mühe, ihm verständlich zu machen, es sei wenig sicher, dass er die Uhr oben noch finden und bekommen werde, aber fast ganz sicher sei es, dass die Communard's ihn nicht ein zweitesmal würden laufen lassen, sondern dass sie ihn gleich samt der Uhr oben behalten würden. Ein neuer Rettungsversuch wäre dann bestimmt erfolglos. Das Leben sei doch gewiss mehr wert, als die schönste silberne Sackuhr; was dem braven Handwerksmann schliesslich selber auch einleuchtete.

Dann brachte der Gesandte das Gespräch auf die Gegenwart, auf Gegenwartsaufgaben, Gegenwartsschwierigkeiten, daran es einem neutralen Diplomaten in einem Kriegslande nicht gerade mangelt.

Zweite Deutschland-Reise

Basel, 21. Januar 1917.

Es ist wieder Reisezeit. Aber diesesmal geht es gegen Norden zu, nach Berlin. Die erste Haltstation ist aber noch diesseits der Grenze. Was ich heute in einer Predigt von Pfarrer Benz hörte über das Wort Jakobs auf seiner Wanderschaft ins Ungewisse: „Der Herr ist an diesem Ort und ich wusste es nicht," das war eine gute Parole auf meinen eigenen Weg, auf welchem einige schwierige Situationen und Verhandlungen mich erwarten mögen.

Einige Gedanken aus dieser Predigt habe ich niedergeschrieben:

„Wir können die Welt des Waltens Gottes nicht nur auf die heiligen Kreise beschränken, welche wir Menschen in oft zu kurzsichtiger Weise, manchmal allein anerkennen und gelten lassen wollen. Gott ist zur Erreichung seiner Zwecke nicht an Zion gebunden; er kann auch an andern Orten und auf andern Wegen das zustande bringen, was er schenken und schaffen will.

Man kann Gott auch da finden, wo alles fehlt, was sonst etwa zur Andacht stimmt.

Auch der Ort in der Wüste wird in dieser Begebenheit zum Heiligtum. Man kann über die Bibel gebeugt sein und doch in Wirklichkeit ferne von Gott. Es gibt dunkle Stunden und Stätten, wo man meint, ganz fern von Gott zu sein und doch kommt er oft gerade da uns merkwürdig nahe. Kann Gott aber auch da sein, wo wir selber uns in Schuld und Schmach verstrickt haben und nicht aus noch ein wissen? Ja, auch da kann Gott sein Erbarmen, seine Macht beweisen.

Wir sollen immer wieder auf Gethsemane und Golgatha schauen,

wo es sich erwahrte: Der Herr war auch an diesem Ort, an dem nach den äussern Anschauungen nicht Gutes zu erwarten war."

Während des ganzen Sonntagnachmittags war Kanonendonner vom Elsass her hörbar. Es ist aber doch wahrscheinlicher geworden, dass dort im Sundgau ein Durchbruch nicht möglich sein wird.

Damit ist die Möglichkeit da, dass es der eine oder andere der Gegner schliesslich mit einer Umgehung durch die Schweiz hindurch versuchen könnte.

Die Franzosen schieben diese Absicht den Deutschen zu (das habe ich in Frankreich öfters gehört) und die Deutschen den Franzosen. Und bei uns mag ein gewisses Misstrauen gegen beide Parteien da sein, wie andererseits von beiden Kriegsgegnern scheinbar uns nicht ganzes Vertrauen entgegengebracht wird. Jedenfalls wird von ausländischen Zeitungen auf beiden Seiten die Frage aufgeworfen (wohl auf Weisung von höherer Seite), ob wir wohl die Kraft und den guten Willen haben, unsere Grenzen zu verteidigen, oder ob wir am Ende imstande wären, dem Gegner die Türe nicht recht zu verhalten, sie schliesslich sogar zu Ungunsten des andern direkt aufzutun?

Eine Antwort auf solche Fragezeichen liegt wohl in dem starken, eben in diesen Tagen ergangenen neuen Grenzschutz-Aufgebot bei uns.

Krieg und Mission

Basel, 22. Januar 1917.

Mit dem Komitee-Präsidenten der Basler Mission eine längere Unterredung gehabt in Sachen mancher in Frankreich internierter Basler Missionare deutscher Herkunft. Auch über die provisorische Notverwaltung des Kamerun-Missionsfeldes durch die verständnisvoll zu Hilfe gekommene Mission de Paris wurde gesprochen.

Die Lage der Basler Mission ist ja auf allen überseeischen Arbeitsfeldern so schwierig geworden. Und Pfarrer B. deutet an, diese Zeit 100jährigen Jubiläums, könne immer mehr zu einer Zeit der Ululäen, der Wehklagen ob schmerzlicher Zerstörung, jedenfalls weitgehender Hinderung des Missionswerkes, werden.

Das Wort eines Weisen der alten Zeit: „Der Krieg ist der Vater

aller Dinge," könnte jedenfalls in gegenwärtiger Zeit, die Umgestaltung erhalten: „Der Krieg ist der Zerstörer fast aller Dinge", auch solcher, welche mit dem Kriege an sich nichts zu tun haben und, wie die Mission, nur dem sich Verstehen unter den Menschen dienen wollen.

Es war für mich eine sehr willkommene Sache, noch schnell vor der Abreise mich mit unserm Aeltesten, der hier studiert, als Zuhörer ins Kolleg von Prof. Duhm, diesem grossen, eigenartigen Deuter des Alten Testaments, vor allem der Propheten, setzen zu können.

Unterwegs nach Berlin, 23. Januar 1917.

Für die militärischen Reisenden spielt auch hier, wie in Frankreich, die Frage der verschiedenen Klassen (I., II., III., hier in Deutschland noch IV) keine grosse Rolle mehr. In unsern Wagen I. Klasse (das preussische Kriegsministerium stellt mir einen Offiziers-Freifahrschein dieser Klasse zur Verfügung) steigen immer wieder gewöhnliche Soldaten ein, zum Teil solche, welche aus dem Urlaub wieder an die Ostfront fahren. Da ist auch ein Sanitätsoffizier, welcher telegraphisch aus dem Urlaub an die Westfront, in eine Stellung im Elsass, zurückgerufen wurde, was andeutet, es werde in den Vogesen bald etwas vor sich gehen.

Es werden allerlei Unglücks-Prophezeiungen ausgesprochen betreffend das, was man auf der Strecke Frankfurt-Berlin zu erwarten habe. Man werde wohl im Schnee stecken bleiben, jedenfalls eine sehr kalte Fahrt haben, ohne Heizung. Es traf davon nichts ein. Die Kälte der Winternacht spürten nur diejenigen Reisenden, welche im äussern Gang des Wagens hatten Platz nehmen müssen. Es waren meist Soldaten, welche sich auf den Boden hinlegten und mit viel Gleichmut und Humor sich in ihre etwas harte Lage und Unterlage fügten.

Von Zeit zu Zeit überliess ich meinen Platz an der Wärme dem einen und andern dieser Soldaten. Meiner wartete ja am Reiseziel ein warmes Bett und sie hatten den kalten Schützengraben in Russland vor sich. Wenn man nicht schlief, wurden ziemlich offen von den Mitreisenden die akuten Fragen diskutiert, unter anderm die Friedensvorschläge des Präsidenten Wilson. Die allgemeine Auffassung schien zu sein, Elsass-Lothringen dürfe nicht der Friedenspreis sein, das müsse Deutschland verbleiben.

Viel Kälte, wenig Brot

Berlin, 24. Januar 1917.

Nachdem ich durch die Strassen gegangen bin und dann meine erste Mahlzeit im Hospiz an der Wilhelmstrasse eingenommen habe, ist mein Eindruck, dass es mit der Ernährungsmöglichkeit einen schlimmen Schritt bergab gegangen ist, seit meinem Aufenthalt im Oktober letzten Jahres. An vielen Lebensmittelgeschäften steht geschrieben: „Ausverkauft". Im Hospiz ist nichts mehr da von Eingemachtem, keine Butter, ein Minimum von Milch, und was als Tee und Kaffee eingeschenkt wird, das ist jedenfalls nicht auf einer Kaffee- oder Teepflanzung gewachsen. Für den, welcher ganz ausreichend ernährt aus fremdem Lande für kurze Zeit hierher kommt, hat das nichts zu sagen; dieser Aufenthalt kann zu ganz nützlicher Fastenkur werden und die Anspruchslosigkeit fördern. Aber für die Landesbewohner, für die der Mangel nun schon seit langem das Gewohnte ist, ist's eine schwere Sache.

Als ich einer einfachen Frau, welche für das Hospiz gelegentlich arbeitet, etwas von der kondensierten Staldenmilch, welche ich mitgebracht habe, abtrat, sah ich Tränen der Freude auf die kleine Blechbüchse fallen. „Es ist eine schreckliche Sache für eine Mutter — sagte sie — wenn man Wochen lang für die Kinder nichts anderes auf den Tisch geben kann, als Rüben, natürlich fast ohne Schmalz, Rüben am Morgen, mittags und abends — und man sehen muss, wie sie es schliesslich fast nicht mehr essen können."

Kartoffeln kommen in Berlin fast keine mehr auf den Markt. Es wären noch gewisse Vorräte auf dem Lande vorhanden, aber der grossen Kälte wegen ist der Transport fast nicht möglich.

Ein Ei kostet 75 Pfennig, also nahezu einen Franken und ist auch für diesen Preis oft schwer zu beschaffen. Eine Gans, früher ein ziemlich billiges Nahrungsmittel, 80—100 Mark.

Das einzige, was noch nicht rationiert ist und noch in guter, ja bester Qualität geboten wird, ist die Musik und die dramatische Kunst. Am Abend war philharmonisches Konzert, wo die „Symphonie mit dem Paukenschlag" und anderes meisterhaft gespielt wurde. Darob mochten manche Ausgehungerte etwas vom Elend des Tages vergessen.

Berlin, 25. Januar 1917.

In der Wilhelmsstrasse, wo die wichtigen Ministerien ihren Sitz

haben, einen Bekannten getroffen, den Gesandten v. H., den Neffen des Feldmarschalls. Der sonst eher diplomatisch zurückhaltende Mann kam sofort mit der Frage: „Was bedeutet das gegenwärtige grosse Truppenaufgebot in der Schweiz? Von uns hat man jedenfalls bei Ihnen nichts zu befürchten!“

Er begleitete mich dann aufs Auswärtige Amt. Als wir durch einen Gang gehen, deutet er auf eine Zimmertüre: „Hier hat einst Bismarck seines Amtes gewaltet.“ Ob mein Begleiter wohl dabei ähnliche Gedanken hat, wie sie mir schon letztesmal kamen, als ich in diesem Gebäude zu tun hatte?

Was ich heute dann noch hier erlebte, hier hörte, das konnte mir den frühern Eindruck von den schwachen Händen, welche jetzt hier die Zügel in den Händen haben, nur verstärken.

Beim Abteilungschef, Geheimrat E., kommen zuerst die Angelegenheiten zur Sprache, bei welchen eine Verständigung mit Frankreich endlich erreicht ist, z. B. Herausgabe der elsässischen Geiseln. Es ist aber von vielmehr Dingen zu reden, in denen man noch uneins ist, hinsichtlich derer noch scharfe, drohende Noten hin und her gehen, die ihren Ursprung zwar in Deutschland viel mehr bei der Obersten Heeresleitung haben, als bei den Herren vom Auswärtigen Amt. Hier wäre man manchmal eher zu milderer Tonart, zum Ausgleich bereit. — Aber dem guten Willen steht die Vollmacht nicht genügend zur Seite. Das wird vom Geheimrat selber auch bei dieser Unterredung ziemlich deutlich ausgesprochen und zugegeben. Er bringt das Gespräch auf die Verurteilung und Hinrichtung der englischen Krankenpflegerin Miss Cavell und des englischen Schiffs-Kapitäns Fryatt durch die deutschen Militärinstanzen. Er möchte wissen, welchen Eindruck das auf die öffentliche Meinung bei den Kriegsgegnern, den Franzosen und Engländern, gemacht habe — und was ich selber darüber denke?

Ich zögere ein wenig mit der Antwort. Dann erlaube ich mir zu sagen, die Frage der Schuld sei bei Miss Cavell wohl klar und nicht zu diskutieren. Ein Justizmord sei mit ihrer Erschiessung wohl nicht begangen worden, aber etwas, das man doch als Unbarmherzigkeit und auf alle Fälle als grosse Ungeschicklichkeit bezeichnen müsse. Es sei ausser Zweifel, dass die Schüsse, die auf diese Frau abgefeuert wurden, ein gewaltiges Echo in England gefunden und so wie ich die Engländer kenne, dort zu noch

hartnäckigerer Kriegswilligkeit geführt hätten. Das sei bei Engländern und Franzosen sicher eine Oelzufuhr ins Kriegsfeuer gewesen, und dieses vollzogene Todesurteil möge wohl eine Kriegsverlängerung um einige Monate bedeuten.

Der Geheimrat nickte zustimmend. Auch bei ihnen im Auswärtigen Amt, sei es als eine unglückliche Sache (nicht nur für die Betroffene, sondern auch für Deutschland) angesehen worden, dass man bei der englischen Krankenpflegerin die Dinge bis zum äussersten kommen liess. Man hätte auch versucht, das zu verhindern, aber ohne Erfolg. „Sie wissen ja bereits, wie die Dinge bei uns stehen, wie wenig wir meistens gegenüber den militärischen hohen und höchsten Stellen ausrichten können!“

Scharfe Tonart auf dem Kriegsministerium

Berlin, 27. Januar 1917.

Im Kriegsministerium Besprechungen mit General F., Oberstl. B., Major P. v. O., Professor D. Ich merkte bald, dass hier auf der Kriegsgefangenenabteilung gegenwärtig ein „saurer Luft“ weht, nicht gegen mich persönlich hin, aber gegen Frankreich zu, mit dem man wegen mancher Dinge in der Kriegsgefangenenbehandlung sehr unzufrieden ist. Es fiel bald das Wort: „Wir sind nun für die schärfsten Massregeln“, was auf kriegsdeutsch sagen will: „Neue Repressalien gegen die in Deutschland gefangenen französischen Kriegsgefangenen,“ wobei, wie bei allen solchen Vergeltungsmassregeln, solche die Geschlagenen sind, welche an allem persönlich ganz unschuldig sind. Ob man nicht auf dem Wege der Verständigung, des Entgegenkommens in diesem und jenem Punkte doch noch weiter käme, gebe ich zu bedenken. Da meint aber einer der Herren: „Sie reden eben wie ein Neutraler.“ — Was wohl in deutlicherem Deutsch etwa sagen sollte: „Sie stellen sich in dieser Sache nicht genügend entschieden und ausschliesslich auf die deutsche Seite.“ Worauf ich zart andeute, die Kriegsführenden seien gewiss im tiefsten Grunde froh, dass es noch Neutrale gebe, welche die Dinge noch unter einem andern Winkel als dem des Kriegshasses sehen können. — Wenn es keine neutral sehenden, redenden und handelnden Menschen und Völker mehr gäbe, so würde es wohl ziemlich schlimm um die Kriegs-

gefangenen aller Länder stehen. Das sehen übrigens in ruhigern Zeiten die Herren hier selber auch ein, am schnellsten noch der Höchstgestellte unter ihnen, General F., auch Oberst H., mit dem ich zwar nicht mehr so viel zu verhandeln habe.

Eine Festpredigt in schwerster Zeit

Berlin, 28. Januar 1917.

Besprechung auf unserer Gesandtschaft. Dann in den Dom zur Kaiser-Geburtstagsfeier, wozu ich eine Einladung erhalten. Das war wegen der grossen Distanz nur durch „Kraftdroschke" möglich — und da hatte ich nun Gelegenheit bekommen, ein Muster vom guten, gelegentlich etwas scharfen Mundwerk der Berliner Droschkenführer zu hören. Er wünschte von mir zu wissen, wann es Kriegsschluss geben würde; darüber wisse man wohl in der neutralen Schweiz mehr, als bei ihnen in Berlin. Als ich da mit keinem genauen Bescheid dienen konnte, meint er, da will ich Ihnen sagen, was ich darüber denke: „Der Krieg hört auf, wann der letzte Jude am Krieg seine Million verdient hat." Worauf ich bemerkte, die Kriegsgewinnler hätten in ihren Reihen auch viele Leute mit sehr christlich und arisch klingenden Namen; ich hätte eben eine jüdische Familie besucht, in der alle jüngern, männlichen Angehörigen im Schützengraben wären, wo nur Blei (in Form von Kugeln) zu kriegen sei — und nichts von Silber und Gold. Mein Kutscher gab zu, dass diese Einschränkung seiner etwas einseitigen, zu kategorischen Behauptung sich hören lasse.

Im Dom hatte ich einen Platz nahe beim Staatsministerium und ich konnte mir so den Mann, auf dem jetzt die gewaltigste Verantwortungslast liegt, den Reichskanzler v. Bethman-Hollweg, ziemlich gut betrachten.

Die Predigt des Oberhofpredigers hatte zum Text: „Fürchtet euch nicht. Der Herr wird für euch streiten und ihr werdet stille sein."

Aus dieser Predigt habe ich einiges niedergeschrieben:

„So ernst, wie die heutige Geburtstagsfeier, war noch keine. In unerhörter Frivolität und mit schnödem Hohne wurde die von uns angebotene Hand vom Feinde zurückgewiesen (bezieht sich auf das deutsche Friedensanerbieten vom Dezember letzten Jah-

res). Jetzt ist nur noch eine Sprache möglich, die der Kanonen. Vor uns liegt ein letzter schwerer Entscheidungskampf mit blutigen Opfern. Der Gegner hat unser Volk aufs neue um den Thron geeint, wie bei Kriegsanfang. Es klingt wie ein merkwürdiger Gegensatz und Widerspruch, wenn wir den unendlichen Gott in den Lärm des Krieges hineinrufen und gleichzeitig aus diesem Lärm uns in diese Stille versetzen.

Dem Flieger, der eine grosse Höhe erreicht hat, entschwinden die Dinge dieser Erde, und sie sind für ihn kaum mehr da. Bei Gott in der Höhe ist es nicht so. Er ist in der Schlacht hier unten gegenwärtig und auch zu Hause und tröstet da das traurige und bedrückte Herz. Die Stille hat ihre grosse Bedeutung. Die stillgewordene Seele allein kann Gott wahrnehmen und vernimmt das Rauschen seiner nahenden Füsse. Stillewerden bringt aufgespeicherte Kraft, aus der dann das Aushalten quillt. Ein Zweifaches gehört zum Stillehalten:

1. Das Bewusstsein: Wir haben den Krieg nicht gemacht. Weder der Kaiser noch das friedliebende Volk.

Sind wir aber auch unschuldig vor Gott? Gott hält die Wagschale und richtet. Wer an das denkt, schlägt an seine eigene Brust, beugt sich und bittet: Habe mit mir Geduld! Aus der Beugung, der Busse, erwächst dann auch neue Kraft.

2. Den Demütigen gibt Gott Gnade. Je stiller wir werden, desto reichlicher strömt die Quelle der Kraft.

Es ist Reformations-Jubeljahr. Da denken wir daran: Aus dem Evangelium stammen die drei grossen Dinge: a) das herrliche Gottvertrauen. b) Die unerschütterliche Pflichttreue. c) Die helfende Liebe.

Die Kraft des Gottvertrauens und dessen, was Gott, gnädig aufrichtend, tun kann, hat sich auch in der Not der Kriegsgefangenschaft bewiesen.

Im Stillesein wächst immer gewaltiger die Gewissheit: „Der Herr wird für euch streiten."

Wie das? In alten heroischen Zeiten glaubte man, die Götter kämen manchmal herunter zu den Menschen. Darin ist ein Körnchen Wahrheit. Nach einem unserer Siege hörten wir von einem unserer Heerführer das Wort: „Hier hat eine grössere Macht als wir Menschen eingegriffen und den Weg gebahnt." Nach Leipzig, Sedan und Tannenberg durfte man wohl sagen: „Hier hat der

Herr für uns gestritten.“ Das kann immer wieder gelten. Diese Zusage gilt dem Feldherrn, wie dem einfachen Musketier, welcher auf seinem gefahrvollen Posten steht. In der Gestalt eines gewöhnlichen Soldaten muss einst das wahre Denkmal des Krieges und des Kriegers errichtet werden.

Es ist das 25. Mal, dass ich dem Kaiser den Geburtstagsgruss darbringe. Meist wählte er selbst die Schriftworte, solche, welche einen klar umrissenen Gedanken ausdrückten.

Zwei Gedanken waren da immer wiederkehrend:

1. Tiefes Gefühl der Verantwortlichkeit.
2. Furchtloses Gottvertrauen.

Gerade das letztere muss freilich immer wieder von oben geschenkt werden.

Bei Jesus ist nie ein Anflug von Furcht zu merken, die uns sonst alle von Haus an bändigt. Wer ihm wirklich nachfolgt, wird Meister über die Furcht. Im äusserlichen Untergehen glaubt er doch noch an die Zukunft. Gott will, dass durch dieses unser Volk noch allerlei ausgerichtet werde, darum kann er es gewiss nicht für immer untergehen lassen.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte nicht vor allem der grossen Ideen, sondern der grossen Männer. Gottes Geist kann Totengebein lebendig machen und immer wieder die nötigen grossen Männer schenken.

Wenn wir um die Existenz des Reiches ringen, ringen wir auch um das Reich Gottes und um die Verwirklichung göttlicher Gedanken, dazu wir noch die Werkzeuge sein sollen.“

Es ist das eine natürlich nur unvollkommene Wiedergabe einiger besonders charakteristischer Gedanken dieser Predigt. Aber das genügt vielleicht schon, um zu zeigen, ungefähr in welchem Geist und in welcher Tonart an einem besondern vaterländischen Anlass vom höchsten Vertreter der Kirche geredet wird.

Einiges mag einem vielleicht ziemlich stark deutsch-national, oder gar nationalistisch gedacht vorkommen, aber es ist wohl in Wirklichkeit recht schwierig, diese Klippe bei solchem Anlass und in solcher Zeit ganz zu umgehen. Etliches ist aber doch allgemein christlich (das war in der Gesamtheit der Predigt wohl noch mehr spürbar), ohne übermässigen nationalistischen oder gar byzantinischen, lobrednerischen Beigeschmack.

Jedenfalls war es nicht eine „blutdürstige Rachepredigt“ mit

schärfster Spitze gegen die Kriegsgegner, wie nach mancherlei Behauptungen im Ausland über „die deutsche Predigt während des Krieges“ hätte angenommen werden können.

Wider den Kriegsgegner wurde in den Predigten, die ich während meiner Deutschlandreisen hörte, selten etwas gesagt und geschah es doch einmal, so wurde doch von einer Vergleichung mit dem „Antichrist“ oder dem „Tier aus dem Abgrund“ Umgang genommen, während Prediger auf der Gegenseite dieser Versuchung nicht ganz entgangen sind.

Vom kaiserlichen Hause wohnte in der „Kaiser-Loge“ nur die Kronprinzessin Cäcilia mit den drei ältesten Knaben der Feier bei. Man hatte den Eindruck, dass sie in feiner Weise alles vermied, was die Aufmerksamkeit auf sie hätte lenken können.

Alle männlichen Glieder des kaiserlichen Hauses stehen an der Front. Auch die Kaiserin weilt gegenwärtig im Grossen Hauptquartier, das sich in Kreuznach oder in Spa befinden soll.

Ein fürstlicher General sagt ein recht beherzigenswertes Wort

Am Nachmittag zuerst Besprechung mit dem Prinzen Max von Baden, der dazu mich gebeten hat.

Das von ihm bewohnte Zimmer im Hotel Adlon ist durchaus nicht etwa einer der Luxusräume des feudalen Hotels, sondern es macht eher einen bescheidenen Eindruck — und der, welcher mich da empfängt, passt in seiner schlichten, natürlichen Art ganz gut zu diesem Raum.

Er ist wohl nicht ganz der Mann derjenigen Kreise, welche für sehr weitreichende Kriegsziele und für Kriegsführung schärfster Art eintreten. „Der diplomatische General“, so wird er gelegentlich genannt. Er hat den Rang eines kommandierenden Generals, trägt dessen Uniform, hat aber kein Kommando an der Front, sondern betätigt sich in der Fürsorge für Kriegsgefangene und Kriegsverwundete. Bei seinen Besuchen der deutschen internierten Kriegsgefangenen in den neutralen Ländern mag er gelegentlich auch Bemühungen in der Richtung eines billigen, nicht allzuentfernten Friedens haben mitlaufen lassen durch direkte, oder mehr indirekte Kontaktnahme mit Vertretern der alliierten Mächte.

Von diesen Kriegsfragen allgemeiner Art war jetzt unter uns nicht die Rede, sondern nur von den Kriegsgefangenenangelegenheiten, vor allem von den vorliegenden Streitpunkten. Der fürstliche General hatte über diese Dinge ein so unbefangenes Urteil und so viel Verständnis auch für das, was auf der Gegenseite anerkennenswert sein mochte, dass einer der scharfen deutschen Kriegsmänner, wenn er anwesend gewesen wäre, vielleich auch auf ihn das Wort angewendet hätte: „Sie reden wie ein Neutraler.“ — Vielleicht hätte er es zwar im Blick auf die Generalsabzeichen und noch mehr auf die fürstliche Stellung des zukünftigen Grossherzogs von Baden nicht ganz so deutlich ausgesprochen.

Der Prinz äusserte unter anderem: Eigentlich hätte er mich gerne am Samstag zu einer ziemlich frühen Stunde gesprochen, aber das wäre mir dann wohl zu früh gewesen. Das hätte mir wohl gepasst, bemerkte ich, aber ihm hätte man das doch kaum zumuten können. — „Doch ganz wohl,“ hiess es bei ihm, „ich bin ein Frühaufsteher. Ich kann ohne eine Stunde stiller Sammlung am Anfang des Tages nicht wohl auskommen; das habe ich nötig, bevor ich an die Tagesarbeit und an die Menschen herangehe, ohne das wäre ich ein unerträglicher Mensch und so manchen schwierigen Situationen, welche jetzt jeder Tag bringen kann, nicht gewachsen.“

Eine Aeusserung, die wohl des Festhaltens und auch der persönlichen Nachahmung wert ist.

Im späten Nachmittag die Familie des gefangenen Hauptmann H. besucht. Als ich der jungen Frau etwas sage, wie wohl ihr Mann an ihren tapfern, getrosten Briefen lebt, hiess es bei ihr: „Ich war leider nicht immer so. Anfänglich, als junge Tochter und noch während der ersten Zeit meiner Ehe, war ich ein sehr verwöhntes, viel jammerndes und kaum je zufriedenes Geschöpf — und es war höchste Zeit, dass das anders wurde und es änderte sich vor allem ob den schweren Kriegserlebnissen.“

Auch das ist der Aufzeichnung wert, weil so gründliche und für alle Beteiligten so glückliche Umstellungen wohl in Kriegs- und Friedenszeiten eher eine ziemlich seltene Sache sind. Aber Gottlob kommen sie doch immer wieder vor.

Red und Antwort vor deutschen Stabsoffizieren

Berlin, 29. Januar 1917.

Das waren ziemlich hernehmende Stunden, welche ich eben im Kriegsministerium verbracht. Um den grünen Konferenztisch der Kriegsgefangenenabteilung hatten, unter Vorsitz von General F., alle Offiziere der Abteilung, der rangniedrigste von ihnen ein Major, Platz genommen. Die Blicke fast eines jeden waren über die vor ihm liegenden Akten weg in ernster Gespanntheit und Aufmerksamkeit auf den schweizerischen Feldprediger gerichtet.

Während eines ganz kurzen Augenblickes überflog mich der Gedanke: Haben bei einem Kriegsgericht die Dinge ungefähr dieses Aussehen? Nun, es kam tatsächlich fast auf etwas, wie ein Kriegsgericht, hinaus. Nur, dass doch nicht eigentlich ich, sondern Frankreich, zwar unsichtbar, auf der Anklagebank sass.

Gleich am Anfang meiner Berichterstattung wies ich mit Bestimmtheit darauf hin, dass meine persönliche Rolle und Aufgabe hier nicht einfach die eines Anklägers sein könne. Ich würde und müsse auch von dem reden, was ich Anerkennenswertes in der Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen durch die Franzosen wahrgenommen. Im französischen Kriegsministerium in Paris handelte ich nach dem gleichen Grundsatz und weise je und je auf das hin, was an der Behandlung der französischen Gefangenen durch die Deutschen zu rühmen sei.

Diese Methode habe neben der andern, der ausschliesslichen Betonung der Verfehlungen und der Schattenseiten, wohl auch ihre Berechtigung. Die Gesichtszüge des vorsitzenden Generals sahen bei dieser Einleitung zunächst eher nach Missbilligung aus, aber schliesslich zog dann doch ein Lächeln über dieselben, das vielleicht bedeuten mochte: „Na, also, man kann die Dinge vielleicht auch so anfassen."

Tapfere deutsche Mütter und Frauen

Am Nachmittag kam dann wieder die eher leichtere Seite meiner Aufgabe zur Ausübung und Geltung. Als ich die Mutter eines in M. gefangenen Leutnant besuchte, fand ich sie in einem Geschäftslokal an der Friedrichsstrasse, wie sie sich eben bemühte, eine schwere Kiste weiter zu bewegen, fast ein Ding der Unmöglich-

keit für die über sechzigjährige, hinfällig aussehende Frau. Zu zweien ging es dann schon leichter. Sie erzählte dann, wie es ihr daran gelegen sei, das Familiengeschäft so weit aufrecht zu erhalten, dass es vom Sohn, nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, übernommen und richtig weitergeführt werden könne. Anfänglich habe sie noch die Hilfe ihres Mannes und der einen und andern verheirateten Tochter gehabt. Der Mann sei gestorben, wohl an Ueberarbeitung, die beiden Töchter krank in einem Lungensanatorium. Ich möchte aber ihrem Sohn sagen, es ginge schon; er solle sich keine Sorgen machen, sie käme schon durch bis zu seiner Heimkehr.

Sie selber schreibe ihm auch möglichst wenig von den vorhandenen Schwierigkeiten. Wenn es deren fast zu viel werde, um sie allein tragen zu können, bringe sie dieselben vor Gott und es komme immer wieder innerlich und äusserlich so viel Kraft, dass es durchzukommen sei.

Eine recht kalte, etwas lange Fahrt brachte mich am Abend nach Pankow zur Familie des gefangenen Hauptmanns B. Aber ob dem Zusammensein mit der Grossmutter, der noch sehr jugendlichen Mutter und den drei aufgeweckten netten Kindern erwarmte ich bald innerlich und äusserlich.

Ich fand die Frau merkwürdig bewandert in den beruflichen Problemen ihres Mannes, der in der Zollverwaltung in höherer Stellung tätig war.

Das Rätsel löste sich, als sie von den Vorlesungen über Nationalökonomie erzählte, die sie regelmässig besuche, um mit ihrem Manne in geistigem Zusammenhang zu bleiben und ihm auch noch über andere Angelegenheiten, als über häusliche Vorkommnisse und die Zeitnöte schreiben zu können.

Das war ein wohltuender Nachmittag und Abend — und beim Heimfahren nach Berlin war ich der doch noch zunehmenden Kälte gar nicht mehr sehr bewusst.

Nöte und Sorgen deutscher Mütter

Berlin, 30. Januar 1917.

Da es mir nicht möglich ist, alle in Berlin lebenden Familien von Kriegsgefangenen, mit denen ich in Berührung gekommen

bin, aufzusuchen, habe ich denselben Bescheid gemacht, dass ich an den nächsten Tagen im Hospiz an der Wilhelmsstrasse zu treffen bin.

Heute war ich Mittagsgast im Pfarrhaus des Lazarus-Diakonissenhauses, bei der Pfarrersfamilie Cordt-v. Bismarck. Vom Bruder der Pfarrfrau, dem Leutnant v. Bismarck, hatte ich allerlei zu berichten.

Es wurde, wohl mir zur Ehre und zu spezieller Sättigung, ein gutes, reichliches Mittagessen aufgestellt, wozu gewiss einiges vom Landgut der Familie v. Bismarck beigesteuert worden war. Aber ich konnte doch eigentlich nur mit halbem Appetit dabei sein, weil mir Hunderte von bleichen müden Frauen im Sinn waren, welche ich am Vormittag kettenstehend in der Nähe der Nahrungsmittelgeschäfte gesehen hatte — oft Stunden lang in der scharfen Kälte auf eine bescheidene Zuteilung wartend, manchmal aber gleichwohl mit leerem Korbe zu den Kindern heim kommend.

Beim Abschied überreichte mir die Pfarrfrau ein Päcklein — ein Gastgeschenk besonderer Art. Es enthielt Würfelzucker. Es sei ihr von der Inhaberin einer grossen Kolonialwarenhandlung übergeben worden, damit ich während meines Aufenthaltes in Deutschland Tee und Kaffee nicht mit Sacharin süssen müsse, sondern mit dem zu Hause üblichen Zucker. Es lag darin eine sehr freundliche Fürsorge. Darum durfte ich diese Gabe nicht wohl zurückweisen. so sehr ich diese gegenwärtig hier kostbaren Seltenheiten jemand Anderem gegönnt hätte.

In diesen Tagen werden fast alle bedeutenden Dramen von Shakespeare zur Aufführung gebracht. Es brachte mir Erholung, Entspannung und geistige Erfrischung, „Julius Caesar“ und „Macbeth“ anzuhören und anzusehen.

Ein fatales Professoren-Wort

Berlin, 31. Januar 1917.

In deutschen Zeitungen sind Mitteilungen erschienen über Misshandlungen von deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich — und darauf angstvolle Anfragen von Gefangenen-Angehörigen, welche zu fürchten scheinen, Gefangenenmisshandlungen sei das all-

gemein übliche in Frankreich geworden — und darum in grosser Sorge um ihre gefangenen Familienglieder sind.

Da habe ich den Press-Dezernenten des Kriegsministeriums, Professor D., persönlich angefragt, ob die Zensur eine kurze Mitteilung in den Zeitungen gestatten würde, in der zur Beruhigung von vielen Beunruhigten darauf hingewiesen würde, dass zwar schlechte Behandlung von Gefangenen vorkomme, dass das aber doch eher eine Ausnahme sei und nicht das in allen Lagern übliche. — Die bei vielen zu Hause entstandene Beängstigung sei also zum grossen Teil unbegründet.

Auch im Blick auf die Gegenseite, die Franzosen, wäre das Abblasen punkto doch etwas zu weit gehende Schilderungen vielleicht nicht unratsam.

Es werde ja doch wohl einmal die Zeit kommen, wo man beiderseits zu einer Verständigung und zum Kriegsabschluss zu kommen trachten werde — und im Blick auf diese Zeit könne man ja vielleicht mit Anschuldigungen etwas zurückhalten, dem Gegner nicht mehr Schlimmes ankreiden, als einigermassen berechtigt und begründet sei. Darauf lautete der Bescheid von Prof. D., eine solche Berichtigung in der deutschen Presse könnte er nie zulassen. „Wir wollen in absehbarer Zeit gar keine Verständigung mit den Franzosen und haben gar kein Bedürfnis mit ihnen je wieder in anständiger Weise zu reden. Wir kennen jetzt diese Leute mit ihrem angebornen Hang zur Grausamkeit. Unsere Bevölkerung soll nur von dieser Grausamkeit recht überzeugt werden.“ Ich begnügte mich mit der Bemerkung, mein Vorschlag habe gutes, gerade im Interesse Deutschlands Liegendes, bezweckt, aber ich wolle nicht auf demselben weiter bestehen; die Zeit, die kommenden Ereignisse, würden aber mir vielleicht in dieser Sache doch recht geben.

Warum müssen wohl unter allen Fanatikern, gerade auch unter den Kriegsfanatikern, die akademisch Gebildeten oft die schlimmsten sein; nach meinen Erfahrungen oft schlimmer und kurzsichtiger, als der gewöhnliche Mann aus dem Volk und als die Berufskrieger!

Es haben sich bereits eine Anzahl von Angehörigen von Kriegsgefangenen im Hospiz eingestellt, meistens Frauen und Mütter derselben.

Aus ihren Aeusserungen lässt sich manches schliessen. Zunächst

das, dass bei den sogenannt „kleinen Leuten“ die Durchkommensschwierigkeiten wirklich sehr gross sein müssen. Eine Frau sagte: „Bei uns zu Hause ist nichts mehr, kein Brot, keine Kartoffeln, kein Fett, wirklich gar nichts mehr.“ Und das Aussehen ihres blassen, durchsichtigen Knaben, der sie begleitet, bestätigt das leider nachdrücklich.

Für die Leute, welche die Mittel haben, sich nebenbei, unter Umständen zu zehnfach übersetzten Preisen, noch etwas extra zukaufen, mag die Not im ganzen weniger spürbar sein. Ich muss da zwar doch an den Ausspruch des Prinz M. von Baden denken, er habe seit Monaten kaum mehr je das Gefühl gehabt, richtig satt geworden zu sein. — Vielleicht verzichtet er grundsätzlich auf Nebenverpflegung durch allerlei Hintertürlein, mit nicht ganz erlaubten Mitteln.

Diejenigen, welche vom Hunger noch kaum sehr geplagt werden, haben dafür oft andere Sorgen. Bei den Frauen von Berufs-Offizieren ist es etwa die, dass die lange Gefangenschaft ein schweres Hindernis für das militärische Vorwärtskommen des Mannes werden könnte. Eine Leutnantsfrau, Generalstochter, sagt mir: „Wenn mein Mann doch wenigstens einen Fluchtversuch gemacht hätte, um wieder an die Front zu kommen — und so seinen guten Willen, wieder zu kämpfen, gezeigt hätte!“ Sie lässt sich aber doch begreiflich machen, dass ein solcher Versuch nicht ungefährlich, jedenfalls recht aussichtslos wäre.

Eine ungewöhnlich opferbereite Mutter ist Frau Oberst v. B. Sie hat bereits einen Sohn durch den Krieg verloren, erklärt aber: „Und wenn ich noch 4 Söhne hätte, ich würde alle, wenn's nötig wäre, für das Vaterland hingeben, so lieb mir auch jeder Sohn ist.“ Sie ist nicht nur Mutter von Offizieren, sondern auch Tochter eines einstigen Offiziers und Frau eines jetzt mitkämpfenden Offiziers.

Das mag zur Erklärung ihrer Gesinnungsart beitragen, welcher vielleicht manche andere Mütter, auch schweizerische, trotz aller Vaterlandsliebe, nicht ohne weiteres ganz nachkommen könnten.

Den Abend habe ich in Halensee bei den Eltern des von mir besuchten gefangenen Fliegerleutnants v. A. zugebracht. Major v. A., der Hausvater, ist noch Mitkämpfer von 1870/71 gewesen und hat bei Gravelotte bei Kavalleriekämpfen einen Arm verloren.

Er redet mit auffallender Weitherzigkeit über das Zeitgeschehen

und auch über die Kriegsgegner. Seine Frau scheint ihm ähnlich zu sein, an feiner Bildung des Herzens und des Geistes, an Weite des Blickes.

Von dieser Kategorie von Deutschen weiss man zu wenig im Ausland, auch in der Schweiz. Wenn sie auf der Reise sind, machen sie wenig Wesens und gehen still ihres Weges.

Der Major äusserte sich zu den Friedensvorschlägen von Präsident Wilson: „Er mag darin wohl recht haben, dass er keinen ganz als Sieger und keinen ganz als Besiegten sehen möchte — und darin den für die Gegenwart und die Zukunft vorteilhaften Kriegsabschluss sieht!“

Beim Weggehen sagte Frau v. A.: „Was Sie für uns und für unsern Sohn getan haben (nach meinem Gefühl war es nicht sehr viel), gehört zu dem, was eine Mutter nie vergessen kann. Ich darf Ihnen doch etwas mitgeben, das an sich kaum einen Wert hat, das aber eine persönliche Erinnerung an unsern Sohn und an Ihre freundschaftlichen Bemühungen um ihn sein soll.“ Dabei legte sie in meine Hand ein winziges silbernes Becherchen mit dem von Arnim-Wappen, das einst dem Sohn in einem Doppel-Exemplar von den Eltern geschenkt worden war.

Einen eigentlichen Wertgegenstand hätte ich, wie immer, auch hier ohne weiteres zurückgewiesen. Aber betreffend dieses kleine Andenken hätte ich dieser Mutter nicht nein sagen können, ohne ihr weh zu tun.

Im Tram, während der Heimfahrt, hörte ich eine Frau zu einer andern sagen, das in bitterem, gedrücktem Tone: „Wenn es so weiter geht mit der Lebensmittelverteilung und dem Hungern, so wird es bald eben nicht mehr weiter gehen können und Schluss von allem sein!“

Neue dunkle Wolken am Kriegshorizont

Berlin, 2. Februar 1917.

Das ist eine ernste Nachricht, die heute in den Zeitungen steht: Die deutsche Kriegsleitung hat sich, nach längerem Zögern für die verschärfte, unerbittliche Unterseeboots-Kriegsführung entschlossen und dieselbe sofort in Kraft treten lassen.

Diese Massregel richtet sich vor allem gegen die grosse, bisher

relativ neutral gebliebene Macht, gegen die Vereinigten Staaten. Sie wird nun fast bestimmt dieses Land in den Krieg hineintreiben und ganz an die Seite der alliierten Mächte gegen Deutschland bringen.

Die eine Folge solcher Umstellung dürfte dann sein, dass die amerikanische Kriegsgefangenenhilfe, die bis dahin den Kriegsgefangenen aller Kriegsländer zugute kam, ihre so hilfreiche Tätigkeit zur Hauptsache einstellen müsste. — Eine bedenkliche Aussicht für Hunderttausende von Kriegsgefangenen.

Auf dem Auswärtigen Amt, wo ich zu tun hatte, äusserte man sich nicht über diese Angelegenheit, den nun wohl unvermeidlichen Eintritt dieser überseeischen Grossmacht in den Krieg. Ich kann mir aber schon vorstellen, welche Gedanken und Befürchtungen man da hat.

Ein Grosser im Reich der Wissenschaften

Nun bin ich auch noch zu einem Fürsten der Wissenschaft gekommen, zum grossen theologischen Forscher Adolf Harnack. Ich hatte ihm Grüsse und Anliegen zu übermitteln von kriegsgefangenen Studenten und von Assistenten der Königlichen Bibliothek, deren Generaldirektor er nebenbei ist. Dann war noch ein Gruss von anderer Seite zu überbringen, von seinem französischen Fachkollegen, Mgr. Batiffol. Und dieser Gruss des bedeutenden katholischen Gelehrten aus Feindesland schien für ihn ein ganz besonderes Interesse und besondere Bedeutung zu haben. — Er wünschte gleich manches über ihn, mit dem er vor dem Kriege in regem wissenschaftlichem Verkehr gestanden, zu erfahren. Ich erwähnte da etwas von jener Unterhaltung, in welcher Mgr. B. gegenüber dem französischen freidenkerischen Staatsmann mit Nachdruck die Ueberzeugung vertreten, eine wirkliche, dauerhafte Befriedung unter den Völkern könne nur mit geistigen Mitteln und nicht mit Gewaltanwendung erreicht werden, nur von innen heraus. Dem stimme er durchaus zu, sagte Harnack. Diesem hohen Ziele könne man in der Tat nicht auf Grund der jetzt so viel geltenden machiavellistischen Auffassung von der Bedeutung der Gewalt im Staatsleben wirklich nahe kommen. Allein mit der Schärfe des Schwertes sei nie ein wirklich brauchbarer, andauernder Friede zustande

zu bringen. Kanonenpolitik, Gewaltpolitik führe nur zu zwei bedenklichen Resultaten: Versklavung der einen, äusserlich Unterlegenen, dann schliesslich zur Vernichtung aller nur auf Schwertentscheidungen abstellender Völker.

Im weitern meinte er, dieser unter so ausserordentlichen Umständen begonnene Krieg werde gewiss auch unter ganz ungewöhnlichen Umständen, wie man sie sich jetzt noch gar nicht vorstellen könne, seinen Abschluss finden.

N. B. Das erwies sich dann als eine merkwürdig zutreffende Voraussage!

Es kommt mir vor, die jetzige Einstellung Harnacks zum Kriegsgeschehen habe, bei allem Verständnis für Deutschlands grosse gegenwärtige Bedrängnis, doch eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen von Göthe in der grossen Kriegszeit vor etwa 100 Jahren.

Damals stand bekanntlich der grosse Dichter und Weltweise den Kriegsereignissen in dem durch Napoleon scharf angefassten Europa mit einer nicht wenig auffallenden innern Ruhe und einer gewissen Abstandnahme gegenüber. Er konnte nicht ohne weiteres in Napoleon eine ausschliesslich verabscheuungswürdige, fast teuflische Gestalt sehen, wie das bei vielen seiner Landsleute der Fall war.

Indem ich Harnack, den Denker von heute, über den jetzigen Krieg, über Krieg überhaupt, reden hörte, kam mir diese Erinnerung an Göthe, den Denker vor 100 Jahren, ganz unwillkürlich.

Es ist übrigens eine bekannte Sache, dass Harnack ein grosser Verehrer und auch (was nicht ohne weiteres damit verbunden ist) ein sehr gründlicher Kenner Göthes ist.

„Man kann nicht immer vom Hasse leben!“

Berlin, 3. Februar 1917.

Im Zusammenhang mit dem gegenwärtigen jedenfalls sehr weitreichenden deutschen Vorgehen gegen die Vereinigten Staaten wurde vom Prinzen M. v. Baden eine weitere Unterredung gewünscht.

Ich merkte bei derselben gleich, dass er stark unter dem Eindruck dieser Kriegswandlung ist und dieselbe jedenfalls als in jeder Beziehung bedauerlich betrachtet, die Deutschland nur einen

Feind mehr einträgt, ohne in irgendwie sicherer Weise den Endsieg zu verbürgen und zu beschleunigen. Er hat jedenfalls zu denen gehört, die sich gegen diese Entscheidung eingesetzt haben — aber eben erfolglos. Er hat mir unter anderem in bezug darauf das Wort gesagt: „Man kann doch nicht immer vom Hasse leben." Leider wird durch diese Kriegsverschärfung und bestimmt in Aussicht stehende Kriegsausdehnung nur wieder neuer Hass gepflanzt. Dann gibt er seine Absicht kund, das Mögliche zu tun, dass die in Deutschland tätigen nordamerikanischen Sekretäre der Kriegsgefangenenhilfe, solange sie noch im Lande sein werden, von den deutschen Behörden nicht belästigt werden. Er möchte sie auch noch vor Abschluss ihrer auch für die deutschen Gefangenen so wertvollen Tätigkeit zusammberufen, um ihnen ein Wort des Dankes und warmer Anerkennung zu sagen. Man merkt ganz gut, dass er da dem Drang seiner Ueberzeugung und dem Zug seines Herzens folgen will, auch auf die Gefahr hin, dass ihm seine „Amerikaner-Sympathie" sehr übel vermerkt werden und dass es gerade nach obenhin starken Anstoss erregen wird.

Dass das der Fall sein wird, weiss ich aus Aeusserungen, welche im Kriegsministerum etwas gedämpft mir zu Gehör kamen.

N. B. Etwa 20 Monate später, als die katastrophalen Folgen des Bruches mit Amerika vor aller Augen waren und als der deutsche Zusammenbruch an der Front und im Innern schon in jähen Fortgang geraten war, da wurde der lange Zeit mit etwas Misstrauen und Verdacht angesehene Prinz in aller Eile und Angst als Reichskanzler zur Rettungsaktion hergerufen. — Aber, es war zu spät! Es wäre auch jedem andern staatsmännischen Baumeister (auch von noch grösserem Ausmass, als der Prinz von Baden) nicht mehr gelungen, die nötigen Stützmauern zur Aufrechterhaltung des Reiches aufzurichten.

Zeitgemässes Lied und zeitgemässe Predigt

Berlin, Sonntag, 4. Februar 1917.

In der Dreifaltigkeitskirche sang der Kirchenchor eine musikalische Bearbeitung von Psalm 91: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg..."

Das war sehr den Zeitumständen angepasst und hörte sich ganz

anders an, als etwa an guten und bequemen Tagen der Friedenszeit. Vielsagend war auch der Predigttext: Hebräer 11, 32—40, von den Helden des Glaubens, denen oft ein merkwürdiges, wunderbares durchkommen geschenkt war, aber manchmal wiederum ein blutbesprengter Weg, ein äusseres, völliges Unterliegen, nicht erspart wurde.

In der Predigt hiess es unter anderem:

„Der Glaube kann bei dem grossen Theologen Schleiermacher sich finden, aber ebensosehr beim einfältigsten russischen Bauern.

Glaube ist die endgültige Entscheidung für Gott — gegen das Sichtbare. In der Geschichte jedes Menschen gibt es ein Gethsemane, auch in der Geschichte der ganz Grossen, bei Elias, Paulus und Luther. Aber solche Stunden lassen oft merkwürdige innere Kräfte zum Wachstum kommen — und machen fähig, die Leiden der Brüder besser zu verstehen."

Als ich aus der Kirche trete in den klaren, eisigkalten Wintertag, da fällt mir auf, dass die Sonne wie durch einen blutigroten, stark durchsichtigen Schleier hindurchleuchtet, in einer Art, wie ich es bis dahin noch nie beobachtet habe.

In der Zeitung, die auf der Strasse ausgerufen wird, lese ich, dass der diplomatische Bruch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten nun eine vollendete Tatsache ist, dass dem deutschen Botschafter in Washington die Pässe ausgehändigt worden sind, in kurzem wird nun dieser neue Erdteil also auch in den Krieg eintreten, am Blutvergiessen und Blutverlieren seinen Anteil nehmen und bekommen.

Die Gräfin Radolin-Königsmark, Frau und Schwiegertochter von Diplomaten, bei der ich vorbeikomme, bietet in feiner und kluger Weise Rat und Hilfe an für manche Not bei den Kriegsgefangenen und ihren Angehörigen.

Im Hospiz wartet der Platz-Major der Berliner Garnison, v. St., auf mich und möchte über den Hauptmann H., einen nahen Verwandten, mit mir reden, bei dem in der Kriegsgefangenschaft schwere seelische Störungen eingetreten sind. Er bringt dann das Gespräch auf das grosse kriegspolitische Ereignis des Tages und meint: „Das muss eine Entscheidung bringen, entweder, wie wir hoffen, zu unsern Gunsten, oder aber, was auch möglich ist, gegen uns, so dass wir dann leider genötigt würden, anders zu reden und uns auf andere Friedensbedingungen einzustellen."

Berlin, 5. Februar 1917.

In den Räumen der Kriegsgefangenenhilfe, an der Neuen Museumsstrasse, findet eine Besprechung statt, an der die bewährten Leiter des deutschen Zweiges, Prediger Mann, Niedermeyer und Hofmann teilnehmen und dann der Vertreter der Vereinigten Staaten, der bedeutende Nordamerikaner Hall, „Austausch-Professor“ an der Universität Berlin.

Am Abend bin ich wieder zusammen mit ihnen bei einem äusserlich bescheidenen Essen, das zugleich ein Abschiedsmahl ist für die Amerikaner. Es kommt zum Ausdruck: „Das innere Verbundensein soll bleiben“ über den nun sich öffnenden Kriegsabgrund hinüber. — Professor Hall im besondern gibt zu verstehen, dass er auch jetzt noch manchen Deutschen innerlich näher stehen wird, als vielen neuen Verbündeten. „Die Engländer hatten eigentlich im Grunde für uns Nordamerikaner je und je nicht viel anderes als eine gewisse Geringschätzung übrig.“

Deutsche Reisegefährten, die mit der Bibel und mit Jeremias Gotthelf wohl vertraut sind

Münster (Westfalen), 6. Februar 1917.

Es war eigentlich eine lange Reise. Sie wurde mir aber stark verkürzt durch zwei nicht gewöhnliche Reisegefährten. Der eine war in seinen jungen Jahren Arbeiter in einem Kohlenbergwerk und nun ist er Leiter eines grossindustriellen Unternehmens. Das ist schon etwas ungewöhnliches, aber noch ausserordentlicher ist sein geistiger Aufstieg. Er ist gut bewandert im lateinischen Schriftsteller und Historiker Tacitus, und als wir durch das Westfalenland fahren, weiss er aus dem Hauptwerk dieses Gelehrten aus längst vergangener Zeit manches interessante Urteil über das einstige Deutschland, speziell über das Land und Volk der Westfalen, anzuführen. — Dann ist er auch in Jeremias Gotthelf zu Hause und zieht originelle Vergleiche zwischen den Berner Bauern, die ihm von seiner Lekture bekannt sind und den Bauern der Roten Erde (Westfalen), unter denen er aufgewachsen ist. Er findet da manche interessante Aehnlichkeit.

Der andere, ein weitgereister Kaufmann, zitiert die ihm wohl vertraute Bibel, aber auch Schriftsteller aus der neuesten Zeit, über die er ein gutes, selbständiges Urteil hat.

Er spricht über Engländer und Amerikaner, die er von manchen Reisen recht wohl kennt und meint, der Engländer mit seinen alten Kulturformen, mit der grossen Ausgeglichenheit seines Wesens, mit der Beherrschtheit seines Auftretens, imponiere dem Durchschnitts-Nordamerikaner sehr, mehr, als er oft wahr haben wolle.

Professor Hall in Berlin würde dies allerdings nicht gelten lassen. Jedenfalls nicht für seine Person. Er steht nun freilich geistig ziemlich hoch über dem Durchschnitts-Amerikaner.

Aber im allgemeinen mag der deutsche Gewährsmann mit seiner Charakterisierung der beiden Völker doch eine richtige Feststellung machen.

Er meint dann noch: „Nicht nur die Engländer, sondern wohl fast jedes andere Volk glaubt das auserwählte Volk zu sein. Darin liegt etwas Rührendes und oft ein Stück Wahrheit. Aber diese Auffassung wird auch wiederum eine Quelle von vielem Unheil."

Französische Gefangene in einem Kohlenbergwerk

Köln, 7. Februar 1917.

Mein Plan für heute war, ein Kohlenbergwerk, in welchem französische Kriegsgefangene beschäftigt sind, zu besuchen, da die Verwendung zu solcher Arbeit von den Franzosen beanstandet wird. Auf der Kriegsgefangeneninspektion gab man mir einen deutschen Offizier mit, welcher mich nach Dortmund und in die dortige „Zeche" Victor begleiten sollte. In gewöhnlicher Zeit ist das eine ganz einfache Reise, aber heute war das wirklich eine komplizierte Angelegenheit. Während Deutschland in Friedenszeiten das Land der exakten Bahnanschlüsse ist, überhaupt das Land der Pünktlichkeit, stimmt heute wirklich nichts.

Es schien vor allem an Wagenmaterial zu fehlen, gerade, wie wenn man dessen in diesen Tagen anderswo besonders bedürftig wäre, wohl zu einer grossen Aktion im Kriegsgebiet.

Bei der Bergwerksarbeit scheinen nach den mir von französischen Gefangenen gemachten Mitteilungen drei Dinge vor allem manchem schwer zu fallen: Der Entzug des Tageslichts. Dann die in manchen Stollen vorhandene ziemlich warme, schwüle Luft. Weiter die Unsauberkeit dieser Arbeit in der Kohle, wogegen alle

ziemlich vollkommenen Wascheinrichtungen eben nicht gerade viel vermögen. Was sie aber sehr schätzen, ist die sonst in der Kriegsgefangenschaft nicht übliche Auszahlung einer gewissen Löhnung, die zudem in deutscher Währung ausbezahlt und dem Gefangenen zu eigener Verwahrung überlassen wird.

Die Dinge stehen also nicht ganz so, dass alle hier verwendeten Gefangenen Einspruch erheben und von dieser Bergwerksarbeit fortzukommen wünschen. Dies ist vor allem bei denen der Fall, welche nicht an schwere körperliche und dazu unsaubere Arbeit gewöhnt sind, bei Intellektuellen, Kaufleuten usw.

Ein menschenfreundlicher deutscher General hilft mir aus grossen Reiseschwierigkeiten

Erst ziemlich spät war die Weiterfahrt von Dortmund gegen Köln zu möglich. Zu fahrplanmässiger Zeit stand kein Zug bereit. Damit wurde es wahrscheinlich, dass ich in Köln den Anschluss an den Abendschnellzug gegen Karlsruhe zu verpassen würde. Das hätte nicht so viel auf sich gehabt, wäre nicht die Einladung zur Grossherzogin Luise von Baden gewesen, die durch den Prinzen Max noch mit Nachdruck erneuert worden war, nachdem ich schon zu mehreren Malen wegen Zeitmangel hatte absagen müssen. Nun ist aber der Empfang schliesslich auf morgen Nachmittag festgelegt worden — und es wäre mir nicht recht, wenn ich die alte, würdige Dame noch ein weiteres Mal müsste warten lassen. Zum Glück wurde mir dann durch eine Reisebekanntschaft aus dieser Verlegenheit und Schwierigkeit, gegenüber der ich ohnmächtig und hilflos gewesen, geholfen.

Der unerwartete „Komm mir z'Hilf" war der preussische General v. H., der im gleichen Wagenabteil gegen Köln zu fuhr, um von dort die Front und den Sektor seiner Division wieder zu erreichen.

Als er von meiner Tätigkeit in Frankreich unter den deutschen Kriegsgefangenen hörte, hatte er ein Anliegen an mich. Ob ich vielleicht Nachforschungen anstellen könnte nach seinem Sohn, welcher als Kompagnie-Kommandant vor einem Jahr bei den Kämpfen um Perthes spurlos verschwunden sei. Wahrscheinlich gefallen, aber ohne dass

sein Leichnam gefunden worden sei, auch nicht von den Franzosen. Diese Ungewissheit mache ihm viel zu schaffen. Abgesehen davon halte er dieses Kriegsleben merkwürdig gut aus, körperlich und seelisch — und er könnte noch lange dabei sein, wenn der Krieg nicht eine so traurige, ernste Sache wäre.

Dass er nicht eine herzlose Kriegsgurgel sei, konnte ich dann gleich merken an der fast väterlichen Art, mit der er mit seiner Ordonnanz verkehrte und daran, wie er von jener Stunde sprach, wo an der Somme die Hälfte des Divisionsstabes durch Granatsprengstücke neben ihm den Tod fand. Seine Division hatte bei Kriegsbeginn im Osten gekämpft und dort unter Hindenburg und Ludendorff den Vormarsch gegen Polen mitgemacht. Dabei wäre er mit seinem Stabe, als er nach seinem Brauche fast an der Spitze der Marschkolonne ritt, beinahe von einem starken Kosaken-Detachement abgefangen worden. Später ist er mit der ganzen Division während einer Nacht, fast völlig umgeben von feindlicher Uebermacht, in einer sehr kritischen Lage gewesen. Von den Kämpfen an der Somme, an denen 1916 seine Division beteiligt war, sagte er, sie seien schliesslich doch eigentlich unentschieden geblieben. Nach raschem Einbruch der Franzosen in die deutschen Stellungen, sei es dann beim Gegner auffallend langsam weiter vorwärts gegangen. Man habe fast den Eindruck, als ob der Bewegungskrieg den Deutschen noch besser läge, als den Franzosen und Engländern.

Es könnte, sagt er, die Frage aufgeworfen werden, ob es für die Deutschen nicht gewisse Vorteile bringen könnte, wenn sie ihre Front etwas zurück nähmen, um den Gegner einigermassen in Bewegung zu bringen und dann die Vorteile einer Feldschlacht zu erlangen. Es sei freilich die Möglichkeit vorhanden, dass der Gegner dann doch nicht in der wünschbaren Weise nachfolge — und dass dann die Nützlichkeit solcher strategischer Rückwärtsbewegung zweifelhaft würde.

N. B. Wenige Wochen nach unserem Zusammentreffen und nach diesen Aeusserungen des Generals war das da angedeutete Verfahren tatsächlich Wirklichkeit geworden und das deutsche Westheer in die sogenannte Hindenburg-Stellung zurückgenommen worden. Die grossangelegte, komplizierte kriegerische Aktion war in der Hauptsache den gegenüberstehenden Franzosen verborgen geblieben — und, als sie zur längst geplanten Offensive vor-

gingen, stiessen sie zu ihrem Erstaunen teilweise ins Leere. Vielleicht war dieser strategische Rückzug in jenen Februartagen, als ich mit General v. H. zusammentraf, schon in Vorbereitung begriffen und für ihn eine bekannte Sache.

Es ist aber ebensogut möglich, dass er nur theoretisch eine solche tiefgreifende Kriegsaktion vorbrachte — und dann erst bald darauf, als er nach seinem Urlaub wieder an der Front eintraf, vernahm, dass eine so grosse Frontabänderung von der Obersten Heeresleitung tatsächlich beschlossen sei und gleich in das Stadium der Ausführung treten werde. —

Mit Nachdruck sprach er davon, wie viel ihm daran gelegen sei, dass in seinem Kommando-Abschnitt ein gutes Auskommen zwischen den deutschen Truppen und der zurückgebliebenen französischen Zivilbevölkerung vorhanden sei. Er dürfte dann auch merken, dass die Mehrzahl dieser Leute ihm recht viel Vertrauen und Dankbarkeit bezeugten.

Obwohl er annehmen konnte, ich habe in Frankreich manches vom Kriegsbetrieb gesehen, das für einen deutschen General recht wissenswert sein mochte, machte er nicht den geringsten Versuch, mich irgendwie auszuforschen.

Nur auf die vor kurzem durchgeführte Ersetzung von Joffre durch Nivelle im Oberkommando kam er zu reden. Ob ich wohl etwas von den Gründen derselben gehört habe?

Dass Joffre fallen gelassen worden und gerade dieser Nachfolger die so grosse, schwere Aufgabe erhalten habe, das sei wirklich etwas merkwürdiges, das vielleicht nicht gerade im Interesse Frankreichs liege. „Na, im übrigen kann uns das ja nur recht sein, wenn die Franzosen den, der vielleicht doch der Tüchtigere war, „abgesägt“ haben, dass er einem weniger zu Fürchtenden Platz mache.“

Als auf einer Station ein neuer Reisender in den Wagen trat, sich ohne Gruss in unsere Nähe niedersetzte und später auch ohne Gruss ausstieg, machte der General die Bemerkung: „Ich muss mich für meinen Landsmann schämen, wir sind nicht alle so unhöflich in Deutschland. Das ist wohl einer von den „Neu-Reichen“, der die Anstandsregeln noch nicht kennt.“

Aus verschiedenen Gründen unterliess ich die Bemerkung, dass bei uns, den etwas formlosen Eidgenossen, es im Gegenteil auffällt, wenn einer mit Gruss in einen Bahnwagen tritt, dass man

dann in ihm einen Ausländer oder einen mit unsern schweizerischen Reisesitten noch nicht recht vertrauten, biedern Hinterwäldler oder Bergler vermutet.

Hier im Bahnhof erwies sich die während der ganzen Fahrt von mir gehegte Befürchtung, der letzte Zug gegen Karlsruhe zu werde wegen der grossen Verspätung schon ab sein, als richtig. Da bedeutete es einen rechten Liebesdienst, dass mein Reisegefährte, ganz von sich aus, mit mir den Bahnhofinspektor aufsuchte, ihm erklärte, es müsse unter allen Umständen die Möglichkeit der Weiterfahrt für mich geschaffen werden. Worauf mir ein Platz in einem im Laufe der Nacht gegen Bingerbrück-Mainz abgehenden Militär-Extrazug zugesichert wurde. Da ist mir die Dienstwilligkeit meines Begleiters, das Vorhandensein seiner Generals-Achselstücke, die jetzt viel gelten, und dann auch die Aushilfsbereitschaft des Bahnhofinspektors sehr zustatten gekommen.

Die „wüste und die schöne Türe“ im grossherzoglichen Schloss. Eine fast erblindete, aber innerlich noch hellsichtige Fürstin

Karlsruhe, 8. Februar 1917.

Mein Reisegefährte während eines grossen Teils der Fahrt war ein badischer Sergeant, der dienstlich den Zug, welcher ausser Mannschaften viel Front-Verpflegung mit sich führte, begleitete. Er sagte: „Wenn es wieder an die Front ginge für mich, in den Schützengraben und Kampf, hätte ich nicht den Mut, das meiner Frau zu schreiben und dann zum Abschiednehmen von ihr und den Kindern noch nach Hause zu reisen. Das war jeweilen eine schreckliche Sache, viel schlimmer, als das Schlimmste, das nachher im Schützengraben von Kampfesnot über einen ergehen konnte.“

Das Grossherzogliche Schloss zu finden, war nicht schwer, aber schwieriger, dann den richtigen Eingang in dem grossen Gebäude mit mehreren Fronten und Portalen ausfindig zu machen. Ich probierte es schliesslich mit einer Türe, vor der eine Schildwache stund — und, auf meine Frage, ob man hier ins Schloss hineingehen könne, antwortete der Mann in biederem „badensisch“, dass man das wohl könne. Auf mein Läuten erscheint ein Hofdiener, sieht mich mit Verwunderung, fast mit Bestürzung an,

und, als ich meinen Namen nenne, sagt er, ich sei allerdings von ihrer Königlichen Hoheit erwartet — „aber durch diese Tür dürfen Sie net herein“. Ich müsse den „Kehr“ machen zur Hauptfront und dort durch die „schöne Tür“ herein. Worauf ich den Vorschlag machte, er solle mich jetzt doch, damit die Grossherzogin nicht zu lange zu warten brauche, durch die „wüste Tür“ hereinlassen, ich wolle aber — nach dem Empfang — dann durch die „schöne Tür“ hinausgehen.

Dieser Vermittlungsvorschlag leuchtete ihm ein. „Sie haben recht, das kann man so machen.“ Und so kam ich durch eine Hintertüre zur Grossherzogin.

Bei ziemlich grosser leiblicher Hinfälligkeit (sie hat auch schon einen Teil des Augenlichtes eingebüsst), ist sie noch von recht grosser geistiger Frische und Lebendigkeit, jedenfalls erfüllt von warmer Teilnahme für die Not anderer.

Sie wollte vieles über die Kriegsgefangenen, ihre besondere Lebensumstände und Gefangenschaftsnöte wissen.

Nachdem ich ihr manches berichtet und sie immer wieder neue Fragen gestellt, wollte ich, im Blick auf ihre leiblichen Kräfte, mich verabschieden, obwohl mir nun schon ganz wohl bewusst war, dass man im Verkehr mit gekrönten Persönlichkeiten nicht selber das Zeichen zum Aufbruch gibt, sondern es sich von der Majestät oder der Königlichen Hoheit geben lässt.

Da erhob sie aber Einspruch. Sie habe auf diesen Besuch und auf das Unterrichtetwerden über die Kriegsgefangenen ihres Landes lange gewartet, nun wolle sie etwas rechtes von meiner Anwesenheit haben und auch ich solle etwas davon haben, es warte eine Tasse Tee auf mich, die gleich erscheinen werde.

Sie kam dann noch auf den Kaiser, ihren Neffen, zu sprechen, zitierte mir einiges aus einem eben von ihm erhaltenen Briefe. Daraus gehe doch hervor, dass er nicht so leichthin in den Krieg gegangen, wie man jetzt im feindlichen Ausland behaupte und wie es vielleicht auch die Neutralen glauben könnten, und man merke, wie schwer jedenfalls jetzt die Kriegslast auf ihm laste.

Die von der Grossherzogin mir mitgeteilten Partien des Briefes waren wirklich nicht ohne Interesse und Bedeutung. Es handelte sich da ja nicht um eine für die Oeffentlichkeit zu gewissen Zwecken arrangierte Erklärung, sondern, da das Schriftstück nur für seine nächsten Verwandten bestimmt war, gewiss um

einen ganz offenen, unverhüllten Ausdruck der wirklichen Gedanken und Stimmungen des kaiserlichen Briefschreibers. Und, was ich da vernahm, bestätigte den schon im vergangenen Herbst bei der Audienz in Potsdam empfangenen Eindruck, dass der Krieg dem Kaiser viel zu schaffen macht (auch, wenn das vielleicht äusserlich nicht immer so sehr zu Tage tritt) und dass er gewiss viel darum gäbe, wenn er das Rad des Kriegsgeschehens wieder rückwärts drehen könnte und die Last der Verantwortung für das einst Geschehene und täglich Geschehende von ihm abgewälzt wäre.

Die Grossherzogin sprach dann auch davon, wie schmerzlich es für sie sei, dass durch den Krieg ein tiefer Riss zwischen einem grossen Teil der Verwandtschaft und ihr entstanden, da ja so manche aus derselben im Feindeslager stünden und von irgend einem brieflichen oder andern Verkehr seit Kriegsbeginn leider nicht mehr die Rede sein könne. Dann wandte sie das Gespräch, wohl mit Erleichterung, vergangenen, für ihr Land bessern Zeiten zu, berichtete von mancherlei Erlebnissen, die auf ihren Vater, den ersten Kaiser, auf Bismarck und auf Moltke, den Onkel des jetzigen unglücklichen Heerführers, Bezug hatten. Da erfuhr ich, gleichsam aus erster Hand, dies und das, was in den Geschichtswerken und in den mehr offiziellen Lebensbeschreibungen nicht zu lesen ist. Beiwerk vielleicht, aber teilweise recht interessantes, gut charakterisierendes Beiwerk.

Als der Augenblick des Aufbruchs nun doch gekommen war, führte sie mich vor ein grosses Oelgemälde im Salon, das ihren verstorbenen Gatten, den Grossherzog Friedrich, darstellte und wünschte von mir ein Urteil über die Aehnlichkeit des Bildes. Da war ich nun allerdings nicht kompetent. Als ich vor vielen Jahren mich zum erstenmal in Karlsruhe aufgehalten, da galt mein Interesse nicht dem grossherzoglichen Schloss, in dem ich junger Schweizer-Pfarrer gar nichts zu suchen hatte, sondern den Sträflingen im Lande Baden, deren Aufenthaltsstätten, die Zuchthäuser, damals als Musteranstalten galten, was für den bernischen Strafanstalts-Pfarrer, der ich damals war, sich als recht bedeutsames Studienobjekt darstellte.

So musste ich Bescheid geben, ich hätte, wie die meisten meiner Landsleute, nie Anlass gehabt, dem Grossherzog nahe zu treten. Aber, das sei gewiss, dass viele in meinem Heimatlande ihm ein dankbares Andenken bewahrten, ob seinem einstmaligen so

freundnachbarlichen, entschiedenen Eintreten für die Schweiz, als im Wohlgemut-Handel der gewaltige und manchmal etwas gewalttätige Bismarck uns in etwas bedenklicher Weise bedrohte und kurzweg vom wilden Lande sprach, mit dem eventuell kurzer Prozess zu machen sei. Die damalige nachdrückliche Fürsprache und Einsprache des Grossherzogs in Berlin zugunsten des kleinen Nachbarlandes sei bei uns noch unvergessen.

Das sei für ihn selbstverständlich gewesen, meinte da die Grossherzogin. Nachdem sie beide während Jahrzehnten fast jeden Sommer im Engadin unsere Gäste gewesen, sei ihnen die Schweiz fast zur zweiten Heimat geworden und da hätte sich ihr Mann gerne für dieselbe gewehrt und versucht, ihr einen Dienst zu leisten.

Der Abgang fand dann durch die „schöne Türe“ statt. Während ich durch den Schlossgarten ging, kam mir eilig eine Hofdame nach und überreichte mir ein Büchlein, in das die Grossherzogin mit der unsichern Hand einer Halberblindeten noch einige freundliche Gedenkzeilen geschrieben.

Des Verfassers „Hoffähigkeit“ wird angezweifelt

N. B. Auf ihren Wunsch sandte ich ihr dann noch einige Male Bericht über die weitere Tätigkeit unter den Kriegsgefangenen, speziell unter ihren Landeskindern, den Badensern. Die Antworten aus dem Grossherzogsschloss waren aber nicht mehr von ihrer eigenen Hand geschrieben; ihre Erblindung hatte rasche Fortschritte gemacht. Einer dieser Briefe führte dann zu einem lustigen Erlebnis:

Bei einer spätern kurzen Reise nach Süddeutschland las ich im Eisenbahnwagen in einem dieser Briefe, der kurz vorher mir zugekommen war. Mir gegenüber sassen ein junger deutscher Offizier und seine Braut, oder sehr jugendliche Frau. Plötzlich höre ich die halblaute Bemerkung der Letztern: „Du, lieber Schatz, sieh mal, der Herr gegenüber liest einen Brief, auf dem oben eine fürstliche Krone aufgedruckt ist. Der hat doch sicher nie selber einen solchen Brief erhalten und ist gewiss nie am Hof gewesen und im Verkehr mit Fürstlichkeiten! Was meinst Du?“ Der Offizier, der als solcher der Schweigekunst mächtiger war,

als das anmutige weibliche Wesen an seiner Seite, zog vor, seine Meinungsäusserung noch zurückzuhalten. Ich aber hatte eine Bestätigung, dass ich nicht gerade nach „Hoffähigkeit“ aussehe. —

Aber, da ja mein Verkehr mit Königlichen Hoheiten und Majestäten nun als abgeschlossen betrachtet werden kann, hat solcher Mangel nichts bedenkliches an sich.

Meine Anwesenheit in Karlsruhe benützte ich dann noch, um mit dem Prälaten Schmitthenner zusammenzutreffen — und jenen einst totgesagten und totgeglaubten Leutnant v. Cr., der nun in die Heimat zurückgebracht worden ist, in seinem Elternhause zu besuchen. Als er mir, mühsam das eine Bein nachschleppend, noch recht blass und angegriffen aussehend, entgegen kam, da merkte ich, dass seine Verwundung noch schwerer gewesen war, als ich seinerzeit angenommen hatte. Als Offizier im badischen Grenadierregiment wird er seinem Vaterland nie mehr dienen können, aber es gibt ja zum Glück noch so manche andere Möglichkeit, sich nützlich zu machen.

Auf der Heimfahrt zwischen Basel und Bern,
9. Februar 1917.

Auch ohne den Blick auf die weissroten Grenzpfähle hätte ich es gleich gemerkt, dass ich wieder im Schweizerland bin, nämlich daran, dass man im Eisenbahnwagen von wackern mitfahrenden Eidgenossen wieder recht vaterländisch schimpfen hörte über allerlei von den Behörden verfügte Einschränkungen, über das, was der Bundesrat tut und nicht tut, über „gewiss nicht so notwendige“, zu lange dauernde Grenzbesetzungsdienste. So viel des Schimpfens habe ich während der langen Reise durch das frierende, hungernde, an der Kriegsfront blutende Deutschland nicht gehört!

Vierte Frankreich-Reise

Das Vertrauen französischer Soldaten zu deutschen Generälen

Paris, 8. März 1917.

Das war eine Pariser-Fahrt mit Hindernissen! Ich weiss nun ziemlich gut, wie die Bahnhöfe von Frasne, Dôle und Dijon nächtlicherweise aussehen; wir sind lange genug an jedem Ort stecken geblieben.

Man hat den Eindruck, dass, wie in Deutschland, die Eisenbahnen jetzt vor allem dem Kriegsbetrieb dienen und dass hinter den Fronten grosse Truppenverschiebungen vor sich gehen.

In Frasne stieg eine Gruppe von Reservisten, Mannschaften etwas älterer Jahrgänge, ein; manche von ihnen in einem Zustand ziemlich lauter Lustigkeit, die aber den Eindruck machte, etwas künstlicher Art zu sein — wohl im Zusammenhang mit einem gewissen Quantum Alkohol stehend.

Einer, dieser aber ganz nüchtern, entschuldigte in netter Weise seine Kameraden gegenüber den wenigen bürgerlichen Mitreisenden: „En rentrant du front à la maison, ils sont tout à fait convenables et doux comme des agneaux, mais en retournant au front, malheureusement le vin joue alors un rôle trop grand; c'est pour s'oublier un peu.“ (Wenn sie vom Schützengraben heim kommen, da benehmen sie sich ganz anständig und sind sanft, wie die Lämmer. Aber, wenn es dann wieder in den Schützengraben geht, da sehen sie leider oft etwas zu tief ins Glas, um das Kriegselend ein wenig vergessen zu können.)

Der so Redende ist, wie ich dann erfahre, Kleinbauer und „Diamantaire“, also etwas wie einst manche Landbewohner im Jura, die Bauernarbeit und Uhrmacherei nebeneinander betrie-

ben. Er macht den Eindruck eines tüchtigen Mannes, von überlegter, ruhiger Art. „Avant la guerre je n'étais pas grand patriote; mais maintenant je tâche de faire mon devoir.“ (Vor dem Kriege war ich nicht gerade begeisterter Patriot; aber jetzt suche ich als Soldat richtig meine Pflicht zu tun!)

Einer seiner Kameraden, dem der Alkohol das Herz geöffnet und die Zunge gelöst, machte mir unter anderm die Erklärung: „Des soldats français commandés par des généraux boches, cela donnerait une armée irrésistible.“ — „Chez nous les officiers attrappent toujours les meilleurs morceaux.“ (Französische Soldaten, kommandiert von deutschen Generälen, das gäbe eine unwiderstehliche Armee. — Bei uns schnappen die Offiziere bei der Verpflegungszuteilung immer die besten Stücke vorweg.) Das Letztere ist gewiss nur in beschränktem Masse zutreffend; die Gefahr der Verallgemeinerung und einer leichten Uebertreibung ist aber rasch da.

Die ersterwähnte Behauptung betreffend die deutschen Heerführer und ihre besondere Vorzüglichkeit war interessant. Uebrigens auch französische Offiziere hörte ich mit hoher Anerkennung über deutsche hohe Truppenführung reden. — Es ist wohl so, dass es dem Kriegsmann im ganzen leichter fällt, seinem Gegner einigermassen gerecht zu werden und „ein gutes Haar an ihm zu lassen“ — als das meist politische und wissenschaftliche Kämpfer gegenüber ihren Widerparten zustande bringen. Der Krieg mit dem Wort und der Feder ist vielfach von besonderer Heftigkeit, wenn nicht fast Giftigkeit.

Die letzten Stunden der nächtlichen Fahrt verbrachte ich bei ziemlich winterlicher Kälte im äussern Gang des Eisenbahnwagens. Man liess gerne den Kriegsleuten, welche nichts Gutes vor sich hatten, den Platz an der Wärme und auf den guten Polstersitzen.

Redeschlacht im französischen Parlament

Paris, 9. März 1917.

Einen teilweise freien Nachmittag habe ich benützt, um in der Deputiertenkammer (gleich unserm Nationalrat) zu hören, wie das Parlament die jetzt so wichtigen Fragen der Versorgung des Landes mit Brot, Milch, Kohlen behandelt.

Brotversorgung. Es wird vom Regierungstisch mitgeteilt, dass die Armee niemanden mehr für länger dauernde landwirtschaftliche Arbeiten abgeben könne.

Die Armee habe jetzt jeden Mann nötig.

Zwischenruf eines Deputierten: „Ja, aber oft nur für ganz unnütze Schreibereien, welche von den höhern Kommandostellen verlangt werden.“ Protestrufe bei den Rechtsparteien. Bravorufe auf der Linken.

Einer ruft: „Man merkt, dass der, welcher reklamiert, nicht Soldat ist und gar nicht weiss, wie es an und hinter der Front zugeht.“

Ob der Frage, soll auf Konsumierung von ganz frischem Brot verzichtet werden, entspinnt sich ein heftiger Wortwechsel zwischen der Rechten und Linken. Es werden in dieser doch gar nicht politischen Angelegenheit ein reichliches Quantum recht grober Worte ausgewechselt, die mit der Frage: Frisches oder schon etwas gelagertes Brot in keinem direkten Zusammenhang stehen.

Der Präsident ermahnt mehrmals zu Ruhe und Anstand. Punkto Brotration wird darauf hingewiesen, dass in Deutschland gegenwärtig ein Bewohner mit 200 Gramm zufrieden sein muss. Holland gewährt 400 Gramm. Eine eventuelle französische Brotkarte würde wenigstens 500 Gramm zuteilen.

Zwischenruf: „Ziemlich viel inländisches Getreide geht bei den Bauern zugrunde, weil es nicht rechtzeitig abgenommen wird!“

Das hängt wohl mit der hier vielfach üblichen Lagerung der Garben im Freien zusammen.

Wer französische Verhältnisse ein wenig kennt, wundert sich nicht, dass die französische Regierung bis dahin gezögert hat, an die Brotfrage zu rühren. Der Franzose hat sich während des Krieges schon manche Einschränkung seiner Freiheit gefallen lassen, manche Opfer gebracht, ohne darob viel zu klagen und zu murren, aber, wenn irgend möglich, möchte er das althergebrachte, geheiligte Recht nicht antasten lassen, zu jeder Mahlzeit das ihm erwünschte Quantum ganz weissen und ganz frischen Brotes essen zu dürfen.

Der Verpflegungsminister Herriot ergreift das Wort und erklärt unter anderem: „Das Land hat ein gewaltiges Verlangen nach Wahrheit.“ — „Und auch nach Brot!“ rufen die Sozialisten.

Die Regierung schlägt folgende Massnahmen vor:

1. Grössere Gedreideproduktion.

2. Ausschliesslich gelagertes Brot. Es soll kein ganz frisches Brot zu den Konsumenten gelangen.

„Man soll da nicht zu viel auf die Wünsche der Bäcker und der Konsumenten hören," sagt der Minister.

3. Einheitsbrot für die ganze Bevölkerung, für Militär und Zivil.

„Es ist da viel leichter hier zu reden, als dann zu handeln; es ist mir aber sehr um die Aktion zu tun. Und das zugunsten der Unvermöglichen. Die Vermöglichen bringen sich schon selber durch."

Die Sozialisten reklamieren wegen ungleichmässiger Fruchtverteilung in den verschiedenen Landesteilen. Der Minister erklärt, das hänge zusammen mit Versenkung von Getreideschiffen durch die deutschen Unterseeboote. Dadurch sei der ganze Verteilungsplan oft plötzlich gestört worden. — Dann seien auch grosse Bestände, die erwartet waren, durch eine neutrale Macht beschlagnahmt worden. — Ferner müssten bedeutende Quantitäten zugunsten einer verbündeten Macht verwendet werden.

Hinsichtlich der Kohlenversorgung müsse aufs neue an England appelliert werden wegen vermehrter Lieferungen.

Die Milchkarte werde wahrscheinlich nicht zu umgehen sein. Man sei jetzt auf dem Punkte angelangt, wo die ökonomischen Faktoren fast so wichtig seien, wie die militärischen. Kanonen, Munition, ja wohl, aber nicht minder auch Brot und Kohlen.

Das Verpflegungsministerium werde für die landwirtschaftlichen Arbeiten immer mehr auch die Kriegsgefangenen heranziehen.

Der frühere Minister dieser Abteilung, der Sozialist M. Sembat, gibt die Erklärung ab: „Ich habe mir vorgenommen, trotz der politischen Differenzen meinen Nachfolger zu unterstützen, wo es möglich ist, und ihm nicht unnötig Steine in den Weg zu legen."

Le Foyer de l'Âme

Paris, Sonntag, 11. März 1917.

Nach langen Irrfahrten habe ich endlich das Ziel, das ich mir für diesen Vormittag vorgenommen, erreicht: die Gottesdienst-

stätte, welche den Namen „Foyer de l'Ame" (Heimstätte für die Seele) trägt und welche der Mittelpunkt der religiösen Tätigkeit von Pfarrer Charles Wagner ist, dieser einzigartigen Persönlichkeit unter den geistigen und geistlichen Führern des protestantischen Frankreichs und der protestantischen Welt überhaupt.

Als er im Pfarrhaus von Trubschachen vor einigen Jahren unser unerwarteter, aber sehr geschätzter Gast war, dachte ich nicht, dass ich ihn in Paris unter so besondern Umständen wiedersehen würde. Meine Absicht war gewesen, ihn zu hören auf der Kanzel; aber ob dem langen Umherirren und Suchen nach dem „Foyer de l'Ame", den nicht alle Taxiführer kennen, war leider die Gottesdienstzeit vergangen. Ich hörte nur noch einige Worte, die er an die Kinder richtete, die in ihm einen speziellen Freund mit besonderem Verständnis haben. Es langte dann noch zu einer kurzen Begrüssung und zur Festsetzung spätern Wiedersehens.

Bei einem grossen festlichen Mittagessen beim Gesandten, mit vielen hochgestellten Gästen, wurde mir viel Freundlichkeit und eine besondere, recht unerwartete Ehrung zuteil.

Als Ausnahme schadet das einem vielleicht nicht so sehr. Für das spätere Wieder-Herunterrutschen ins ganz Bescheidene und Verborgene hinein wird ja dann schon gesorgt werden, und ich werde nichts dawider haben.

Unter den Angehörigen der Kriegsvermissten

Am Nachmittag war ich in einer nicht gerade festlich gestimmten Umgebung. — Der grösste Saal von Paris, derjenige des Trocadero, war angefüllt von mehreren Tausenden, welche durch ein allen gemeinsames schweres Geschick zusammengeführt worden waren, zugleich auch durch eine allen gemeinsame, wenn auch schwache Hoffnung. Es waren Angehörige von sogenannten Kriegsvermissten (Disparus), von Kriegsteilnehmern, welche nach einem Kampf nicht mehr zum Vorschein kamen, nicht unter den erkannten Toten sich befanden und später auch nicht in den Gefangenenlisten der Deutschen figurierten. Die Zahl dieser Vermissten beträgt in Frankreich gegenwärtig 40 000. — Ein hoher Bestand, welcher ein ungeheures Quantum von angstvoller, qualvoller Ungewissheit bei einer grossen Zahl von Müttern, Vätern, Gattinnen, Bräuten und Kindern bedeutet.

Es ist leider für den kundigen Unbeteiligten fast gewiss, dass die weitaus meisten dieser 40 000 längst nicht mehr am Leben sind, dass sie seiner Zeit den Tod fanden und als solche, deren Identität nicht feststellbar war, begraben wurden, oder aber — ohne menschliches Zutun — in der durchwühlten Erde der Schlachtfelder an dem Punkte, wo sie fielen, eine natürliche, ungekannte Ruhestätte für ihren zerrissenen Leib gefunden haben.

Aber es wurde an dieser Versammlung doch der Ueberzeugung oder wenigstens der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass noch mehrere Tausend dieser Vermissten am Leben sein möchten, als Kriegsgefangene irgendwo in der Kriegszone zurückbehalten, ohne die Möglichkeit, ein Lebenszeichen geben zu können.

Verschiedene Erlebnisse und Feststellungen lassen allerdings die Annahme zu, dass es mit den offiziellen Gefangenenlisten nicht immer ganz stimmt, und dass es immer wieder solche gibt, die in keiner der an Frankreich übermittelten Aufstellungen erwähnt sind, aber doch lebend in die Hände der Deutschen geraten sind.

Das werden freilich in Wirklichkeit nur Einzelfälle sein — und auf die sehnlichen Erwartungen und hoffnungsvollen Schlüsse vieler Angehörigen, welche mit grossen Beständen schliesslich wieder auftauchender Vermisster rechnen, werden wohl leider grosse Enttäuschungen folgen. Die Trauergewänder, von denen man jetzt noch immer hofft, Umgang nehmen zu können, werden von den meisten der hier anwesenden Angehörigen dann doch noch getragen werden müssen.

Ein besonders rätselhaftes, trauriges Geschehnis

N. B. Mit der Angelegenheit eines solchen französischen „Kriegsvermissten“ (Disparu), habe ich mich dann etwas später in eingehender Weise befasst. Es war ein für alle Betroffenen überaus schmerzliches, aufs Tiefste angreifendes Erlebnis, eingehüllt in einen dunkeln Schleier rätselhaftester, geheimnisvollster Umstände.

Am 25. August 1914, bei einem der ersten Grenzkämpfe, war auch das 240. Infanterieregiment an der sich um die Meuse abspielenden Schlacht beteiligt. Als bei der zurückgehenden Truppe

Appell abgehalten werden konnte, wurde unter anderm auch der Sergeant Louis Gervais (im bürgerlichen Leben Advokat in Montpellier) als vermisst gemeldet. Man hatte ihn während des Kampfes noch als Verwundeten gesehen; nachher nichts mehr von ihm erblickt. — Das wurde seiner jungen, ihm bei Kriegsbeginn angetrauten Frau, mitgeteilt, mit der Beifügung, es sei die Möglichkeit vorhanden, dass er in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten sei. Aber als aus Deutschland nach und nach die Gefangenenlisten kamen, fand die junge Frau, welche die Blätter mit der grössten Spannung durchlas, seinen Namen dort nicht. Nun musste die Annahme sich nahelegen, er sei in jener Schlacht schliesslich gefallen und unerkannt begraben worden.

Da geschieht am Anfang des Jahres 1917 etwas merkwürdiges: In die französische Ortschaft A., in der die Schwiegereltern des Vermissten leben, kommt aus dem deutschen Gefangenenlager Lamsdorf eine Karte des französischen Kriegsgefangenen Sassolas, der in A. wohnhaft gewesen war und seine Angehörigen noch dort hatte. Das Besondere dabei war, dass neben dem von Sassolas da geschriebenen sich noch eine in kleinster Schrift geschriebene Zeile ganz anderer Handschrift befand. Neben dem aufgedruckten Wort Lamsdorf las man: „La famille Binet, que fait-elle?“ (Wie geht es bei der Familie Binet?) Dieses ist der Name der Schwiegereltern des Sergeant Gervais. — Und die Handschrift ist ganz unzweifelhaft von ihm, dem seit bald 2½ Jahren Vermissten und nun schon fast tot Geglaubten herrührend. Er lebte also noch — und suchte auf diese Weise, die nach A. bestimmte Karte eines andern Gefangenen benützend, seinen Angehörigen ein geheimes, unauffälliges Lebenszeichen zu geben. Damit leuchtete ihnen mit einem Mal in der unerwartetsten Weise ein heller Hoffnungsstrahl auf. Aber dann kamen gleich die Fragen, warum erst jetzt, nach mehreren Jahren, ein solches Lebenszeichen und warum nur ein indirektes, so knappes nach seinem Inhalt?! Nun wurde so rasch als möglich der Gefangene Sassolas in Lamsdorf um Bescheid gebeten, wie dieser Zusatz auf die von ihm geschriebene Karte gekommen sei, was er vom Verfasser desselben wisse? Die Antwort lautete, er begreife nichts an der Sache; als er seine Karte auf der Lagerpost zur Absendung abgegeben, sei nichts darauf gestanden, als was er selber geschrieben habe. Das deutsche Lagerkommando erklärte seinerseits des bestimmtesten, ein fran-

zösischer Kriegsgefangener namens Gervais existiere nicht im Lager Lamsdorf. Er musste also unter einem fremden, angenommenen Namen dort noch weilen, oder doch vor ganz kurzem noch dort sich aufgehalten haben und zugleich als einer, der nicht etwa in strenger Haft gehalten wurde, sonst hätte er nicht die Karte des Mitgefangenen in die Hände bekommen und das kurze Lebenszeichen beifügen können. Aber, warum diese Namensänderung, die wohl gleich bei der Gefangennahme vorgenommen worden war? Wollte er damit irgend einem ihm drohenden Unheil entgehen? Seine Frau sagte mir, er habe in seinem Notizbuch die Chiffre (die Deutung) einer zwischen ihnen verabredeten harmlosen Geheimschrift, in der sie während des Krieges miteinander korrespondieren wollten, aufgeschrieben gehabt. Sie fürchtete, das habe ihn in irgendwelchen, zwar unbegründeten Verdacht bringen und auf das nachher Kommende seine unheilvolle Einwirkung hätte haben können.

Monat für Monat wartete sie vergeblich auf ein weiteres, deutlicheres Lebenszeichen. Als bei Kriegsende die französischen Gefangenen alle zurückkehrten, lebte noch einmal stärkere Hoffnung bei ihr auf. Er war aber nicht unter denselben. Und nun sandte sie uns ins Pfarrhaus Trubschachen, in dem sie unser Gast gewesen, seine Todesanzeige.

Wann er wirklich gestorben war, unter welchen Umständen das geschah, warum vorher nur diese einzige Kunde in so geheimnisvoller Form von ihm kam, all das wird hier auf Erden wohl für immer ein unlösbares Rätsel bleiben! —

Den Abend habe ich in der Stille verbracht, verschiedenes aus dem Propheten Jesajas gelesen und das Lebensbild der prophetischen Persönlichkeit aus naheliegender Zeit, des grossen Christen und Dichters, Charles Kingsley, wieder zur Hand genommen.

Es ist ein Buch, das mich auf allen diesen Reisen begleitet.

Paris, 12. März 1917.

Am Vormittag Verhandlungen auf dem Ministerium des Innern im Interesse der deutschen Zivilgefangenen.

Der Nachmittag brachte mir dann einen eigenartigen Besuch in meinem Quartier im Hotel Friedland. Wenn der ältere Herr, der in mein Zimmer trat, nicht europäische Kleidung getragen und sich nicht gleich als Mann feinster, westlicher Bildung erwiesen,

hätte ich — im Blick auf sein Gesicht — geglaubt, einen ehrwürdigen Beduinen-Scheich von ausgesprochenstem Typus vor mir zu haben. Eine übrigens doch nicht ganz unrichtige Vermutung. Er trägt zwar den gut französischen Namen Durand — stammt aber aus einer seit langem in Algier niedergelassenen Israeliten-Familie, der wohl auch arabisches Blut beigemischt sein mag. — Gegenwärtig hat er die hohe Stellung eines Président de la Cour d'Appel de Paris inne. Sein Anliegen betraf seinen in deutscher Gefangenschaft befindlichen einzigen Sohn, der von schwacher Gesundheit ist und, wie die Eltern fürchten, die Entbehrungen der Gefangenschaft kaum auf die Länge aushalten wird. Der Vater möchte meinen Beistand zur Erlangung der Internierung in der Schweiz. Im übrigen wolle er mir nicht viel vorklagen. Wenn ihm sein Herz zu schwer werde ob eigenem Leid und nicht zuletzt ob der vielfachen gegenwärtigen Belastung anderer, so rede er wenig mit Menschen darüber, sondern bringe all das immer wieder vor die höchste Instanz, welche ja stets zugänglich sei.

„Le caporal du bon Dieu"

Paris, 13. März 1917.

Als Mittagsgast bei Pfarrer Charles Wagner im Foyer de l'Ame. Er hat sich, wie wenige, auch in dieser Zeit der Herzensabschliessungen und Horizontverengerungen den weiten Blick bewahrt, das Verständnis für vieles und für viele, auch für solche, die im Kriegsgefangenenlager stehen. Dabei doch den stärksten Anteil nehmend am Geschick Frankreichs, seiner neuen Heimat, für die sein einziger Sohn auf dem Schlachtfelde kämpft.

Ein Beweis seiner Weitherzigkeit liegt in den Zueignungsworten eines von ihm für die französischen Soldaten verfassten Ermunterungsbüchleins: „Herrn Pfr. d. Q., in Erinnerung an seinen lieben Besuch vom 13. III. 1917 und mit herzlichem Dank für den Dienst, welchen er an den deutschen Kriegsgefangenen tut."

Es kommt mir vor, es erscheine den Damen des Hauses etwas weniger verständlich und notwendig, dass den gefangenen Kriegsgegnern solcher Liebesdienst erwiesen werde.

Aber mich persönlich lassen sie das nicht entgelten.

Paris, 14. März 1917.

Im Militärspital Val de Grâce wurde ich vom Chefarzt ersucht, mich eines eigenartigen Patienten anzunehmen, der in der Abteilung für geisteskranke französische Soldaten untergebracht ist. Es ist ein Leodegar H. von Rottenschweil. 1910 verliess er seine Frau und liess sich für die Fremdenlegion anwerben. Bevor er seine fünf obligatorischen Jahre abgedient hatte, desertierte er 1914 und gelangte nach abenteuerlichen Erlebnissen schliesslich nach Frankreich, um nach einigen Monaten, bei Kriegsausbruch, sich aufs neue für die Fremdenlegion anwerben zu lassen, diesmal unter dem Namen Emile Castel. Er kämpfte dann in einem der Legionsregimenter bei den Dardanellen, desertierte dort 1915 wieder. Nach Verurteilung mit Strafaufschub verlangte er wieder an die Front geschickt zu werden. Nach wenigen Monaten aber neue Desertion.

Bei dem armen Mann ist wohl ein krankhafter Trieb zur Unstätigkeit da, der ihn schon aus der deutschen Heimat weggeführt, ihm dann aber auch in Afrika in der Fremdenlegion keine Ruhe liess, der ihn dann auch in den Krieg trieb, ihn aber wieder aus dem Krieg sich flüchten liess.

Wenn man jetzt von einer neuen Verurteilung durch Kriegsgericht, aber auch von neuer Einreihung unter die Kämpfenden absehen will, ist das wohl das richtige.

Es ist ihm recht, dass ich an seine Frau und Mutter schreibe, die seit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört haben und dass so ein Versuch gemacht wird, das zerrissene Band nach der Heimat wieder anzuknüpfen.

Mein Begleiter vom Militärspital weg war ein französischer Militärarzt mit dem recht schweizerischen Namen Haury. — Bald mache ich die Entdeckung, dass auch er mit Charles Wagner befreundet ist und grosse Stücke auf ihm hält. Er erzählt: „Unter seinen Freunden, Verehrern im Heere, hat er den Beinamen „Le caporal du bon Dieu“, das um der energischen, männlichen Art seiner Frömmigkeit, seines Eintretens und Werbens für Gott.“

Dr. H. führt mich dann in den grossen Ausstellungspalast, wo im Zeichen des Friedens die Künstler ihre Werke zeigen. Jetzt ist hier die Abteilung für Berufsumlernung für verstümmelte Kriegsteilnehmer. Wenn viel angewendet wird, die Menschen im

Krieg zu Schaden zu bringen, wird dann auch wieder in unserer Zeit mit grosser Erfindungsgabe das Möglichste getan, um manches wieder gut zu machen und Uebelzugerichteten auf's neue zur Arbeitstüchtigkeit zu helfen.

Nicht weit davon sind Opfer des Krieges anderer Art, auch Verstümmelte, zu sehen.

Es sind Kunstgegenstände, gerade auch solche, welche zu kirchlichen Zwecken dienten, die aus den nun zum Teil zerstörten Städten Reims, Ypern, Arras, Verdun usw. herausgerettet und, zum Teil allerdings stark beschädigt, hierher gebracht worden sind. Da sind auch die Ueberreste des bekannten Kruzifix von Flirey, wo von der Gestalt des Gekreuzigten wirklich nicht mehr viel zu erblicken ist.

Auf dem Kriegsministerium erfahre ich Unerquickliches, aber auch sehr Erfreuliches

Paris, 15. März 1917.

Lange Unterredung mit dem Chef der Kriegsgefangenenabteilung auf dem Kriegsministerium.

Es handelt sich wieder um die Verwendung von Kriegsgefangenen in der Kriegszone, was nach Völkerrecht verboten ist. Diesmal sind die Franzosen diejenigen, die Klage führen und gegen deutsche schwere Uebertretungen auf diesem Gebiet protestieren. — Es seien in letzter Zeit eine Anzahl französischer Gefangener zu Kanalisationsarbeiten und Verwundetentransporten im Kampfgebiet verwendet worden und hätten dabei Verletzungen davon getragen, oder gar den Tod gefunden. Wenn diese Verwendung nicht eingestellt würde, gebe es gegenüber den deutschen Gefangenen in Frankreich folgende Wiedervergeltungsmassnahmen: Die deutschen eben in Gefangenschaft geratenen Soldaten werden vier Tage im Freien gelassen, mit ganz wenig Stroh und sehr reduzierter Verpflegung. Entzug der heimatlichen Postsendungen während eines Monats.

Ich soll an meinem Teil dazu helfen, dass die Deutschen einlenken, bevor diese Repressalien in Kraft treten müssen. Die Reichweite meines Wortes und Einflusses ist aber —natürlicherweise — längst nicht so gross, wie man hier auf dem französischen Kriegsministerium anzunehmen scheint.

Auf dem Auswärtigen Amt in Berlin sagt man mir: „Wir haben, wie Sie wissen, keinen Griff auf die Herren im Kriegsministerium."

Und auf dem Kriegsministerium wird es heissen: „Die Kriegsgefangenen in der Kriegszone unterstehen der Obersten Heeresleitung, nicht uns, und die lässt sich von uns nicht in ihre Sachen hineinreden."

Dass ich meinerseits in dieser Sache an diese allerhöchste deutsche Kriegsinstanz, die Oberste Heeresleitung, einen Anlauf unternähme, kommt nicht in Betracht.

Dort würde es heissen: Kriegsnotwendigkeiten gehen vor den Rücksichten auf Völkerrechtsvorschriften; Not kennt kein Gebot. Im übrigen hätten es die Franzosen in dieser Materie auch nicht immer ganz genau genommen. In meinem Besitz ist wirklich eine von Franzosen selber aufgenommene Photographie, die deutsche Gefangene darstellt, welche im Kampfgebiet den französischen vordersten Stellungen die Verpflegung zutragen; das natürlich nicht als freiwillige, den Trägern erwünschte Leistung.

Der Abteilungschef hatte zum Glück noch von andern Dingen zu reden, welche für die Kriegsgefangenen und ihre Angehörigen wesentlich erfreulicher sind: Frankreich stimme zu der Erweiterung der Heimschaffung von deutschen gefangenen Schwerverwundeten und der Internierungserweiterung. Und zwar das Letztere in der Weise, dass nun die Dauer der Gefangenschaft und der Familienstand auch in Betracht gezogen werden sollen.

Die im August und September 1914 in Gefangenschaft Geratenen und die Familienväter von drei und mehr Kindern sollen nun an die Reihe der Internierung kommen. Das ist eine grosse Sache, die mir schon seit Beginn meiner Tätigkeit am Herzen liegt und für die ich mich des öftern eingesetzt habe. Da kann man einmal den Gefangenen eine speziell gute Botschaft bringen.

Scharfe Tonart am Quai d'Orsay

Paris, 16. März 1917.

Die Angelegenheit der Kriegsgefangenen in der Kriegszone ist heute auch im Auswärtigen Amt am Quai d'Orsay zur Sprache gebracht worden. Nur war bei dem Diplomaten, Herrn de P.,

der Ton noch eine Nuance schärfer und erbitterter, als gestern beim Vertreter des Kriegsministeriums, den ich immer wieder als eine sich sehr beherrschende Persönlichkeit erlebe, mit der ein ruhiges, objektives Reden auch über die unerfreulichen Dinge fast stets möglich ist. Das gehört auch zu den gnädigen Fügungen während meiner Tätigkeit, dass die für mich und meine Aufgabe wichtigsten Verhandlungen gerade mit einer solchen Persönlichkeit vor sich gehen. — Er ist Israelit. Ueber religiöse und konfessionelle Dinge hat er sich nur ein einziges Mal kurz geäussert — und da war es ein recht freundliches Wort über die Vertreter der protestantischen Geistlichkeit, mit denen er in seinem Leben amtlich und persönlich zusammen gekommen sei.

Um wieder auf den Diplomaten de P. zurückzukommen, ist noch seine Aeusserung vorzumerken, die Kriegsgefangenen würden durch die Deutschen immer mehr nur als Objekte der Terrorisierung angesehen und behandelt. Eine Behauptung, die ich aber nicht im ganzen Umfang gelten lassen konnte. — Solche Allgemeinschlüsse und Allgemeinurteile entmangeln oft der völligen Richtigkeit und Gerechtigkeit.

Während ich nun am Abend das Wichtigste dieser Mitteilungen offizieller oder doch offiziöser Art in einen Bericht an Bundesrat Hofmann zu konzentrieren versuche (es geht ja verschiedenes sehr direkt die Schweiz an), hört man die Zeitungsverkäufer auf der Strasse rufen: „Révolution en Russie, abdication du Zar en faveur de son frère!“

In welcher Kriegswagschale wird sich das als Uebergewicht geltend machen? — Zugunsten der Zentralmächte (Deutschland und Oesterreich) oder der Alliierten?

Paris, 17. März 1917.

Das Studium der jetzt geltenden Eisenbahnfahrpläne mit der noch mehr reduzierten Zügezahl zeigt mir, dass für die nun bevorstehenden Reisen in Provinz-Gefangenenlager die Eisenbahn ein nicht mehr ganz genügendes, geeignetes Transportmittel ist.

Man kommt so nur schwer an einen etwas abgelegenen Ort und nach getaner Arbeit nur schwer von dort fort.

Da habe ich mit einem Taxibesitzer einen Vertrag gemacht, dass er mich während der nächsten Wochen mit seinem Auto im Lande herumführt. Weil das Benzin jetzt im Privathandel kaum erhältlich

und teurer als Wein ist, bedeutet es eine grosse Erleichterung für mein Unternehmen, dass mir das französische Kriegsministerium das Recht zur unentgeltlichen Benzinfassung bei der Truppe zuerkannt hat.

Zahlreiche Briefe mussten heute fertig werden — und dann habe ich noch einige ruhige Augenblicke gefunden, um mich auf den Passionsgottesdienst vorzubereiten, den ich morgen im Militärspital Val de Grâce halten will.

Interessante Tischgespräche

Paris, 18. März 1917.

Nach dem Gottesdienst im Val de Grâce Mittagessen bei Herrn B. in einer kleinen Gesellschaft, in welcher, ausser dem Schreiber dieser Zeilen, jeder nach Lebensstellung oder Persönlichkeit (oder beidem) etwas nicht ganz gewöhnliches ist: Minister Lebon, Mgr. Batiffol, Durand (président de la cour d'appel), Payelle, erster Präsident des französischen Verwaltungsgerichtshofes und Präsident der französischen Kommission für Feststellung der Vergehen gegen das Völkerrecht.

Der Letztere, ein sehr ruhiger, meist schweigender Mann, spricht davon, wie er vor dem Kriege öfters und mit Gewinn mit bedeutenden deutschen Juristen, gerade auch hohen Gerichtspersonen, an internationalen Kongressen verkehrt habe. — „Mais à l'avenir je ne m'assierai plus jamais à la même table, qu'un Allemand, pas même avec une de mes bonnes connaissances d'autrefois."

In diesem Falle wird es wohl bei dieser gründlichen, entschiedenen Absage an die Deutschen bleiben.

Aber die jüngere Generation, auch wenn sie jetzt gleich denkt und spricht, wird dann vielleicht später doch eine Annäherung an das junge Deutschland suchen, oder sie sich doch gefallen lassen.

Man spricht dann von den deutschen Heerführern im Krieg 1870/71. Minister Lebon stellt dieselben weit über das, was damals Frankreich punkto Generalität im allgemeinen zur Verfügung stand.

Wahrscheinlich hat man in Deutschland vor dem Kriege in den breiten Volksschichten und vielleicht teilweise sogar in gewissen militärischen Kreisen angenommen, Deutschland habe immer noch,

wenn auch vielleicht nicht mehr ganz wie 1870/71, punkto Heer und Heerführung die höhere Qualität für sich, der Franzose sei ein mittelmässiger Soldat und mittelmässig werde auch im ganzen die Führung sein.

Bis dann die recht grossen Ueberraschungen im September 1914 kamen, von denen man zwar noch jetzt in Deutschland im Volke eigentlich nicht viel weiss und redet.

Auf dem gemeinsamen Heimweg frägt mich Mgr. Batiffol, was ich denke von den neuesten Bestrebungen für Vereinigung der christlichen Konfessionen, die von hochkirchlichen Kreisen Nordamerikas ausgehen? Er betrachtet das als Unmöglichkeit, es sei denn, dass die Fusion bedeute „Soumission sous le Pape.“ (Unterwerfung unter den Papst!)

Es ist interessant, diese entschieden römisch-katholische Stellungnahme wahrzunehmen bei einem katholischen Gelehrten, der seinerzeit wegen einiger freierer Regungen in seinen theologischen Arbeiten die festzugreifende Hand Roms, wie man sagt, ziemlich empfindlich hatte zu spüren bekommen. Aber dadurch ist allem nach seine römisch-katholische Gesinnung gar nicht erschüttert worden, seine Ueberzeugung festgeblieben, dass Rom in seinen tiefsten Grundsätzen völlig recht hat und ewig recht behalten wird, — dass die, welche draussen stehen, nicht verhandeln und diskutieren, sondern nur sich unterwerfen können.

Paris, 20. März 1917.

Lange Unterredung mit dem Leiter des amerikanischen Kriegsgefangenen-Hilfswerkes, Herrn D. Er glaubt, dass die Aenderung des Regierungssystems in Russland die Annäherung der Vereinigten Staaten an die alliierten Mächte sehr erleichtern und fördern werde. Das vorher in Russland herrschende Autokratentum sei den Amerikanern nicht sympathisch gewesen, ein gewisses Hindernis für die Mitbeteiligung am Kriege. Nun werde diese wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Dann wird die Frage besprochen, wie sich in diesem Falle, wenn die Vereinigten Staaten mit Deutschland im Kriege stehen, die bisher gewährte Hilfe der Nordamerikaner an die deutschen Kriegsgefangenen gestalten wird. Er deutet an, dass die Lösung im Sinne möglichst weitgehender christlicher erbarmender Weitherzigkeit soll getroffen werden.

Bedeutsame Aussprüche eines gescheiten Franzosen

Paris, 22. März 1917.

Vormittags bei einem Besüchlein bei Herrn B. einige Aussprüche gehört, welche ich festhalten will: „La Suisse, surtout la Suisse romande nous a rendu, non seulement sur le terrain de la charité, mais aussi ailleurs des services inappréciables.“ (Die Schweiz, besonders die französische Schweiz, hat uns nicht nur auf dem Gebiet der Liebestätigkeit, sondern auch nach einer andern Seite hin, unschätzbare Dienste geleistet.)

„On est républicain, mais pas démocrate chez nous en France. — Chacun a la tendance de s'élever au dessus des autres pour les regarder ensuite de haut en bas. Il en est ainsi pour les paysans, les ouvriers etc.“ (Man ist bei uns in Frankreich republikanisch gesinnt, aber nicht demokratisch. Jeder sucht sich über den andern zu erheben (politisch und ökonomisch), um ihn dann von oben herab zu betrachten und zu behandeln. So ist es speziell bei den Arbeitern und oft auch bei den Bauern.) Er erwähnt dann noch, wie er in seiner langen Advokatenpraxis zur Feststellung gekommen sei, dass die rücksichtslosesten Arbeitgeber oft gerade unter den frühern, nun ökonomisch emporgekommenen Arbeitern zu finden seien. Sie, die einst besonders entschieden gegen Ausbeutung protestiert hätten, seien nun oft — nach ihrem wirtschaftlichen Aufstieg-die schlimmsten in diesem Kapitel.

Handelt es sich da wohl nur um eine vereinzelte Privatfeststellung, oder um eine Regel, die anderswo, auch in andern Ländern, ziemliche Bestätigung findet?

Ein anderer Ausspruch von Herrn B.: „Tant sur le front, que dans le peuple on est écœuré des parlementaires et des parleurs et s'il y avait chez nous un mouvement public, ce serait contre ce système.“ (Sowohl bei den Frontsoldaten, als in weiten Kreisen hinter der Front hat man jetzt bis oben hinauf genug von allen Schwätzern, sei es im Parlament, sei es anderswo. Wenn es einmal bei uns eine Volksbewegung gibt, würde sie sich gewiss gegen dieses System wenden und damit Schluss machen.)

In einem Pariser Taxi auf eine lange, oft etwas kalte Reise

Chartres, 23. März 1917.

Bei kalter Luft, die einen schneeverheissenden Geruch hatte, in dem Auto-Taxi, welches mich nun 10—14 Tage vorwärts brin-

gen soll, von Paris abgefahren. Ein Rennwagen scheint es nicht zu sein, aber es hat den in dieser halb winterlichen Zeit sehr schätzbaren Vorteil eines geschlossenen Fuhrwerkes.

Ueber St. Cloud, Versailles, durch ziemlich hügeliges Gelände, schliesslich durch grössere Waldpartien, die belebt waren durch wilde Fasane und Hasen, ging es zunächst nach Rambouillet. Gegenüber dem Gasthof, in dem wir Mittag machen, fällt mir eine mitten im Tage geschlossene Metzgerei auf. Der Wirt erklärt: „C'était à mon cousin, tué à la guerre." (Sie gehörte meinem Vetter, der im Kriege gefallen ist.) Eine kurze Erklärung, aber wie viel bedeutet sie für die Familie des Toten, für die junge Witwe und für die noch kleinen Kinder!

Von da an ebenes Gelände, über das nur hinausragen: die Kirchtürme der Ortschaften, denen wir entgegenfahren. Alle übertreffend, schon von weitem sichtbar, die ganze Ebene beherrschend, die Türme der Kathedrale von Chartres.

Im Gefangenenlager von Chartres gab es gleich eine Ueberraschung: Im Kommandanten desselben erkenne ich gleich einen alten Bekannten, den frühern Kommandanten des grossen Lagers La Rochelle, der wesentlich infolge der Proteste von P. de Courten und von mir gegen seine brutale Gefangenenbehandlung strafversetzt worden war. Dass ich dafür bei ihm unvergessen war, konnte ich bald merken. Nach einer kurzen religiösen Ansprache, die ich im Freien hielt, sagte ich den Gefangenen noch, ich sei vor kurzem in ihrer Heimat gewesen; man denke dort mit viel Teilnahme ihrer; das sei gerade auch bei ihrem Landesherrn der Fall und auch bei der Kaiserin und ich wolle die für sie bestimmten, mir übertragenen herzlichen Grüsse jetzt gleich an sie weitergeben.

Solche Gruss-Uebermittlung hatte ich bis dahin schon in mehreren Lagern ohne irgendwelche Beanstandung durch die französische Kommandostelle vorgenommen.

Vor meinem Weggehen wünschte mich der Kommandant noch in seinem Bureau zu sehen. „Vous avez parlé aux prisonniers de la famille régnante en Allemagne", hiess es bei ihm. Das sei nicht zulässig; meine Aufgabe sei ausschliesslich religiöser Art und da wäre für Ueberbringung kaiserlicher Grüsse kein Platz. Ich wies darauf hin, dass zur Aufgabe der Ermutigung, die mir zugewiesen sei, doch wohl auch der Hinweis darauf gehören könne, dass die Gefangenen nicht nur bei Gott, sondern, wie ich habe merken

können, auch in ihrer irdischen Heimat nicht vergessen seien, dass man dort auch obenan, ihrer in Dankbarkeit und Treue gedenke.

Ich hätte übrigens vor kurzem auch den in Deutschland gefangenen Franzosen Grüsse und Versicherungen des Gedenkens aus der französischen Heimat gebracht, ohne dass das deutscherseits Anstoss erweckt habe.

Der Kommandant wird aber gleichwohl mich in Paris verklagen und einen gesalzenen Rapport dort gegen mich eingeben, und das wird ihm gewiss wohltun, mir wird es aber wahrscheinlich nicht viel schaden.

Reichste Kunsthinterlassenschaft des Mittelalters

Den etwas bewegten Tag beschloss ich in ruhiger und gesammelter Betrachtung des Aeussern und Innern der Kathedrale.

Welche Macht muss einst dem Glauben der Kirche innegewohnt haben, dass von da aus — im sogenannten „dunkeln Mittelalter“ — Bauwerke von solcher Vollkommenheit und Herrlichkeit, wie eine Kathedrale von Chartres, entstanden sind, daneben jedes profane, weltliche Bauwerk der Ortschaft an Grösse und Pracht weit zurücksteht.

Es war noch genügend Tageslicht vorhanden, dass das ganz Besondere in der Kathedrale, die farbigen Scheiben, recht zur Geltung kommen konnten.

Darüber könnte ich viel schreiben; es würde aber doch dem, der's nicht selber auch gesehen, wenig sagen und keinen irgendwie ausreichenden Begriff der wirklichen, da leuchtenden Schönheit geben.

Ich glaube, unser gegenwärtiges sonst so fortgeschrittenes Kunstwissen und unsere Kunsttechnik haben es noch nicht ganz herausgebracht, wie die Anfänger der Glasmalerei, vor etwa einem halben Tausend von Jahren, ihren Werken eine solche Leuchtkraft zu geben vermochten.

Ein Beweis, dass jedenfalls auf dem Gebiet der Kunst das Gesetz zunehmenden Fortschrittes, steter Vervollkommnung, nicht ohne weiteres gilt.

Als die Revolutionsleute 1793 auch in Chartres kurzerhand so vieles zusammenschlugen, was an vergangene, ja nicht immer er-

freuliche Zeiten erinnerte, haben sie zum Glück vor den Glasmalereien der Kathedrale Halt gemacht. — Auch im Kriege 1870 auf 1871, der sich bis in diese Gegend erstreckte, sind sie nicht zu Schaden gekommen. Der gegenwärtige Krieg hat zum Glück dieses Gelände nicht erreicht, sonst hätte die Kathedrale, im Gegensatz zu frühern Zeiten, noch von oben her, durch Fliegerbomben in besondere Gefährdung kommen können.

Unvorhergesehenes während kalter, nächtlicher Fahrt

Le Mans, 25. März 1917.

Dass gestern der Autoführer, trotz genauer Abmachung, mehr als eine Stunde zu spät fahrbereit war, das ist den ganzen Tag hindurch und während der Nacht spürbar gewesen. Das Reiseziel war Le Mans, wo ich gestern abend gegen 9 Uhr einzutreffen gedachte, in Wirklichkeit aber erst heute morgen um 7 Uhr hin kam.

Am Nachmittag konnte ich unterwegs — nach meinem Tagesprogramm — einige Gefangenenabteilungen besuchen, welche in landwirtschaftlichen Grossbetrieben beschäftigt werden. Meistens traf ich sie auf den Feldern bei grossen Getreidetristen an der Dampf-Drescharbeit. Das Aussehen und die seelische Verfassung fast aller dieser Gefangenen bestätigte aufs neue, dass das Leben und Arbeiten in kleinen Gruppen auf dem Lande das beste ist, was einem Kriegsgefangenen zufallen kann.

In der Nähe von Châteaudun, mit seinem trotzigen Schloss, erinnert noch allerlei (Granatlöcher an Gebäuden) daran, dass 1871 die Deutschen bis in die Gegend gekommen sind und dass da, nach damaligen Begriffen, recht scharf gekämpft wurde.

Es waren Kämpfe in rauher, winterlicher Zeit, wobei recht öfters draussen ohne Zelte und Feuer biwakiert werden musste.

Wie da jenen Soldaten zumute sein mochte, davon bekamen wir selbst einen kleinen Begriff, als dann unser Auto wegen Motorstörung mitten in einsamem Walde zu unerwünschtem Halte kam und von abends 9 Uhr bis morgens gegen 3 Uhr, bei fast beständigem Schneegestöber, stecken blieb.

In diesen etwas langen Nachtstunden lagen wir entweder unter dem Wagen, nach den Störungsursachen forschend, oder wir stan-

den ziemlich ratlos (was bei mir begreiflich war) neben dem Wagen, oder wir liefen hundert Schritte hin und her im Schnee, um in die erstarrenden Glieder etwas Wärme zu bringen.

Bei der schliesslichen Weiterfahrt entdeckte ich, dass einige um die Füsse gehüllte Zeitungen ein recht probates Mittel sind, um von denselben die grösste Kälte fernzuhalten.

Es gab dann in den nächsten Stunden der nächtlichen Weiterfahrt noch einige Irrgänge, bei denen es sich aufs neue feststellen liess, dass mein Chauffeur, der sich in Paris ganz ausgezeichnet zurechtfindet, im Gelände draussen ohne irgendwelchen Orts- und Orientierungssinn ist und im Kartenlesen noch viel unbewanderter, als ich. Mit fast völliger Sicherheit schlug er immer die falsche Richtung ein, wenn man an einen Scheideweg kam. Er überliess schliesslich gerne mir die Bestimmung der Route und begnügte sich mit der technischen Seite des Betriebes, von der ich natürlich nichts verstehe.

Dass mir dann jedesmal das Ausfindigmachen des rechten Weges sofort gelungen wäre, will ich nicht behaupten. Ich gab mir zwar redlich Mühe. Da die sehr magere Autobeleuchtung nicht genügte, um die Wegweiserangaben vom Auto aus zu erkennen, kletterte ich an den wichtigen Kreuzungspunkten Epuisay und St. Calais an den Wegweiser hinauf zur Entzifferung der wegweisenden Inschriften.

Als wir schliesslich gegen 7 Uhr morgens in Le Mans anlangten, blieb gerade noch eine Stunde Zeit, um im Gasthof, vor dem Gottesdienst im Gefangenenlager, etwas Erwärmung zu suchen.

Etwa 500 Kriegsgefangene waren beieinander für den Gottesdienst als ich ins Lager kam. Es war nicht, wie in manchem Lager, der erste deutsche Gottesdienst, der ihnen geboten wurde. Unter den Gefangenen ist ein junger Pfarrer, welcher hier seine erste Gemeinde gefunden hat und sich derselben mit viel Hingebung annimmt.

Auf dem Arbeitskommando fand ich den Direktor eines bekannten deutschen Zirkus, dem nun das gleiche Los zuteil geworden ist wie den wilden Tieren in den Käfigen seines Zirkus, das der Gefangenschaft. Immerhin verfügt er noch über etwas mehr Bewegungsfreiheit, als seine Löwen und Tiger.

Ein französischer Dolmetscher von besonderer Qualität

Le Mans, 26. März 1917.

Das Auto bedurfte einer Reparatur und eines neuen Benzinvorrates. Für diese beiden Anliegen fand ich freundliches, verständnisvolles Entgegenkommen beim Stabschef der hier stehenden Truppeneinheit. Der französische Oberst gab die nötigen Weisungen, dass durch die militärische Autowerkstätte alles Nötige rasch und unentgeltlich besorgt werde.

Im Militärspital fand ich die deutschen Verwundeten und Kranken in recht guter Pflege, aber doch zum grossen Teil in seelisch schlimmer, fast verzweifelter Verfassung; besonders war das der Fall bei den aus den Tropen gekommenen Kolonialsoldaten, die fast alle Malaria mit sich gebracht und wohl auch sonst seit ihrer Gefangennahme viel durchgemacht haben.

Dass ich den Abend in der Gesellschaft des französischen Gefangenenlager-Dolmetschers zubringen konnte, war eine wohltuende Sache. Er ist in Friedenszeit Lehrer für Deutsch an einer höheren Schule, hat drei Studienjahre in Deutschland zugebracht und da auch die guten Seiten an deutschem Wesen mit offenen Augen wahrgenommen und die Erinnerung daran unbeirrt auch durch den Krieg hindurch festgehalten. Er sagte unter anderem, wenn sie untereinander in intimem Kreise über die Kriegsverantwortung redeten, so machten sie die Anteile an der Kriegsschuld etwas anders, als das in Paris bei den regierenden Herren der Fall sei. Es sei nicht ganz gerecht, alle Belastung Deutschland und dem Kaiser, der ein ganz intelligenter Mann zu sein scheine, zuzuschanzen.

Dann gab er noch mit grosser Offenheit und auch Selbstkritik das Urteil ab: „Je crains, que la guerre n'ait pas eu l'éffet moralisant désirable chez chacun de nous.“ (Ich fürchte, dass der Krieg für uns alle nicht in der Weise innerlich förderlich gewesen ist, wie es wünschbar und möglich gewesen wäre.)

Ein letztes Lebenszeichen von Pfr. Ch. Wagner

Le Mans, 27. März 1917.

Durch die für mich ankommenden Briefschaften, vielleicht auch durch den etwas mitteilsamen Chauffeur hat der Hotelbesitzer erfahren, welches meine Aufgabe und Tätigkeit in Frankreich,

speziell hier in Le Mans, ist. Ich merke das an einer deutlich eingetretenen Zurückhaltung im Verkehr, einem unverkennbaren Sympathie-Temperatursturz. Diese Umstellung mag noch gefördert worden sein durch die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, welche jetzt in den Zeitungen stehen, durch die Berichte über die unerhörten Verwüstungen (zum Teil scheinbar zweckloser Art), welche die deutschen Heere hinter sich zurückgelassen haben.

Das konnte schon noch böseres Blut machen gegenüber ihnen, als es vorher bereits der Fall war. Auch gegenüber den deutschen Gefangenen (obschon die ja an diesen letzten Kriegsgreueln unschuldig sind). Es konnte auch gegenüber dem Erzürnung bringen, welcher diese Gefangenen besucht und ihnen einige Erleichterungen bringt. Darum nehme ich dem Hotelier sein Benehmen gegenüber mir nicht übel. — Er hat da ja seine patriotischen Gefühle über sein Geschäftsinteresse gestellt.

Näher geht mir das, war Pfarrer Ch. Wagner unter dem Eindruck dieser neuesten so schlimmen Kriegsereignisse mir schreibt.

All das hat ihn, den Mann von tiefem Gemüt und von starkem Empfinden allen Unrechts, welches andern angetan wird, aufs tiefste erschüttert, ja empört. Das kommt in seinem Brief in einer Weise zum Ausdruck, die mich sehr bewegt. Er hatte mich früher ersucht, ich möchte in seinem Namen, der einen guten Klang hatte in Deutschland, bei deutschen Behörden dies und das von Erleichterungen erbitten für französische Kriegsgefangene, die ihm nahe stehen. Nun bittet er mich, von solchen Schritten Umgang zu nehmen.

Er könnte es nicht mehr über sich bringen, eine behördliche Instanz dieses Volkes um irgend einen Dienst zu bitten. Es sei unfassbar, wie dieses Volk es zustande bringe, alle seine frühern Freunde zu verlieren und sich bei Jedermann verhasst zu machen.

Es wird schwierig sein, auf diesen Brief zu antworten. Die deutsche Kriegsführung hat es nicht ganz leicht gemacht, jetzt für das deutsche Volk, das seinen Kriegführenden nicht ganz gleich zu setzen ist, einzutreten.

N. B. Charles Wagner, mit dem ich nicht mehr zusammengekommen bin, ist dann im Frühling 1918 gestorben. Wie mir nachher solche, die ihm nahestanden, sagten, sei all der Kummer, der durch den Krieg immer wieder auf sein wohl schon geschwächtes Herz

anstürmte, für den alle Kriegsnöte so stark empfindenden Mann schliesslich zu viel gewesen.

Gefangene Offiziere in sehr gedrückter Verfassung

Blois, 28. März 1917.

Die Temperatur ist hier auf manche Weise wärmer, als sie es in Le Mans war.

Während der Herfahrt über St. Calais, Vendôme habe ich in Montoire Halt gemacht, wo in einem frühern Kloster, später Kavalleriekaserne, nun ein Offiziersgefangenenlager eingerichtet ist.

Bei den Einzelbesprechungen nach dem Gottesdienst bestätigt sich mir der schon früher empfangene Eindruck, dass die Offiziere von der Gefangenschaft meist noch mehr hergenommen werden, als die gewöhnlichen Soldaten. Ein Grund dafür mag wie bei den Zivilgefangenen die mangelnde Nötigung zur Arbeit sein.

Ein anderer Grund ist, dass für sie, jedenfalls für die zahlreichen Berufsoffiziere, die Gefangenschaft eine starke Hemmung ihrer Laufbahn bedeutet. Ihre Kameraden an der Front können, so weit sie am Leben bleiben, etwas leisten, sich auszeichnen, vorwärtskommen, sie hier sind beruflich still gestellt und kommen sehr in Rückstand.

Darum ist ihre seelische Verfassung, wie ich auch hier wieder wahrnehme, oft eine sehr gedrückte.

Derjenige unter ihnen, welcher am ehesten noch in seelischem Gleichgewicht zu sein scheint und einen sehr sympathischen Eindruck macht, ist ein Major, Kommandant eines Jäger-Bataillons, in der gleichen Uniform, die der Kaiser bei seinem Besuch der Schweiz trug. Auch ihm setzt freilich dieses lange Fernsein von Berufsausübung und von der Familie zu. Er spricht es in den Worten aus: „Diese lange Gefangenschaft geht fast über das hinaus, was sonst gute Nerven aushalten können. Wir sind oft in so deprimierter und gereizter Verfassung, dass jeder jedem alles übel nimmt, auch Kleinigkeiten, über die unsereiner sonst in gewöhnlicher Zeit ohne weiteres hinweg käme. — Und diese Reizbarkeit und Empfindlichkeit zeigt sich natürlich erst recht im Verkehr mit dem französischen Lagerkommandanten, was begreiflicherweise nicht zu guten Dingen führt.“

Franzosen rühmen die Tüchtigkeit deutscher Bauarbeiter und Landwirte
Vergangene Königs-Pracht und -Macht

Romorantin, 29. März 1917.

Am Morgen von Blois längs der Loire, am Schloss Chaumont vorbei, auf das andere Ufer, wo in jungem Eichenwald landwirtschaftliche Gefangenenkommandos an der Arbeit sind. Nicht so weit davon ist ein Baracken-Gefangenenlager. — Da machte der französische Kommandant mir gegenüber die interessante Feststellung: Die eine Reihe der Baracken sei von französischen Genietruppen, also von meist Fachkundigen, gebaut worden; die andere habe er durch die Kriegsgefangenen, worunter auch manche Nichthandwerker seien, erstellen lassen — und da könne er nicht leugnen, dass die deutsche Arbeit von besserer, sorgfältigerer Qualität sei, als die französische.

Auch französische Landwirte, bei denen deutsche Gefangene tätig sind, haben mir schon öfters die Zuverlässigkeit der ihnen so zukommandierten „Knechte“ gerühmt, und wie von ihnen manches zu lernen sei, gerade betreffend fortschrittliche, rationelle Landbebauung.

Am Nachmittag am Schlosse Chambord vorbeigekommen. Der frühere Besitzer, Graf Chambord, der als Nachkomme des königlichen Stammes der Bourbonen, Ansprüche auf den Königsthron machte, wäre beinahe in einem günstigen Augenblick nach dem unter Napoleon III verlorenen Krieg 1870/71 zum Ziele gekommen. Die Wiederaufrichtung des Königsthrones scheiterte an einer scheinbaren Kleinigkeit. Der Beansprucher des Thrones wollte unter dem weissen Lilienbanner seiner königlichen Vorfahren als König einziehen, während seine Anhänger glaubten, man dürfe dem gegenwärtigen Frankreich den Verzicht auf die neuen Nationalfarben blauweissrot nicht zumuten und diese kleine Farbenkonzession sei schon eine Königskrone wert. — Man konnte sich nicht einigen und Frankreich hielt an der neugeschaffenen Republik fest, während Graf Chambord als Verbannter weiter auf seinem Landgut Flohrisdorf bei Wien lebte und sich begnügte, über seinen Haushalt und die treusten, engsten Parteimitglieder das Regiment auszuüben.

Die jetzige Schlossbesitzerin ist die zahlreiche Familie Bour-

bon-Parma, der die Kaiserin Zita von Oesterreich angehört, deren Bruder aber in der belgischen Armee für die Alliierten und gegen Oesterreich kämpft.

Es war etwas am Auto in Ordnung zu bringen. — Das gab mir Zeit zu einem raschen Gang durch das Schloss, das unter gewissen Voraussetzungen zugänglich ist, da gegenwärtig alle Glieder der Besitzerfamilie ferne sind. Um das oberste Stockwerk zieht sich ein terrassenartiger Rundgang, der wohl den Schlosswachen und den Pagen zur Ausübung ihres Dienstes diente. In die Wände der Mauern sind allerlei Initialen und Jahrzahlen, auch kurze Notizen mehr oder weniger kunstvoll eingekrizelt. Das älteste Datum, das ich feststellen konnte, ist 1565. Das letzte: 1848 (in der französischen Revolution und Umsturz des Königsthrones). — Zwischen diesen beiden Jahrzahlen ist in diesem einst königlichen Schloss und um dasselbe herum vieles geschehen und erlebt worden. Manches, das wirklich von Bedeutung war und in seinen Folgen weit reichte; anderes, das den Mitwirkenden und dies und das Erlebenden damals auch als wichtig und denkwürdig vorkam, das aber samt ihrer kurzlebigen Person längst der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Diese Inschriften sind wohl das Werk derer, die in diesen Gängen ihres Amtes walteten; sie waren Zeitvertrieb während mancher langer Wachtstunden des Tages und vor allem der Nacht.

In den untern Räumen werden Geschenke aufbewahrt, die dem Grafen Chambord von königlichgesinnten Damen auf die im Jahre 1873 bestimmt erwartete, dann aber doch nicht Wirklichkeit gewordene Tronbesteigung gestiftet worden sind. Dabei haben natürlich Kissen mit kunstvoll gestickten königlichen Lilien einen ziemlich grossen Platz. All diese niegebrauchten, teilweise schon ziemlich verblassten Herrlichkeiten machen einen eigentümlichen Eindruck; es ist einem fast, als sei man an einer überaus prunkvollen Leichenfeier.

Nach vergangener Pracht sehen im ganzen auch die gewaltigen Parkanlagen aus; die haben seit längerem von der Ordnung schaffenden, erneuernden Hand des Gärtners nicht mehr viel gemerkt.

Auf der Fahrt durch den Schlosswald, welcher sich an den Park anschliesst, mussten wir einmal das Auto anhalten, weil ein Rudel Hirsche ganz gemütlich, ohne viel Notiz von uns zu neh-

men, vor uns die Strasse kreuzte. Die ganze Besitzung, deren Durchquerung wohl etwa 20 Minuten Fahrt in Anspruch nimmt, ist von einer Mauer umschlossen. Würde dieselbe jetzt ausgeführt, so müsste gewiss allein dafür ein ganzes grosses Vermögen ausgelegt werden.

Einst, vor Jahrhunderten, ist dieses Mauerwerk wohl mit ganz billigen Arbeitskräften, wenn nicht durch unentgeltliche Fronarbeit, ausgeführt worden, sonst wäre es auch für eine königliche Kasse zu teuer zu stehen gekommen.

Ein französischer Hauptmann wittert Spione

Im Hotel Romorantin begegne ich einem französischen Offizier, welchen ich schon bei meinem frühern Besuch, vor einem Jahre gesehen habe.

In später Abendstunde sucht mich noch der Chauffeur (Taxi-Chauffeur in Paris, aber schweizerischer Herkunft), in meinem Zimmer auf, um mir, ziemlich erregt, mitzuteilen, dieser Offizier habe ihn bei Seite genommen und nach mancherlei betreffend unser Unterwegssein gefragt, worauf er dann etwas von „Spionen, die gekommen seien, zu sehen, wo das Land offen sei", gesagt habe.

Ich beruhigte den Mann. Wir hätten keine Heimlichkeiten, nichts zu verstecken, deshalb auch nichts zu fürchten. Aber es sei doch nützlich, wenn er, der gerne Unterhaltung sucht, sich nicht mehr als nötig, über meine Aufgabe auslasse; es könnte leicht Missverständnisse geben. Allfällige Ausfrager solle er nur an meine Adresse sich wenden lassen.

Erste deutliche Anzeichen einer bevorstehenden grossangelegten französischen Offensive

Romorantin, 30. März 1917.

Nach dem Besuch des hiesigen Hauptlagers etwas abenteuerliche Fahrt auf teilweise schwer befahrbaren Waldwegen zum Gefangenendetachement St. Loup-Les Goujons, das recht abseits von aller Welt sich befindet.

Die Gefangenen hier, welche hauptsächlich auf dem Felde und

im Walde beschäftigt werden und keine Stacheldrahtzäune um sich haben, bringen viel weniger Klagen und fast unerfüllbare Wünsche vor, als die meisten ihrer Schicksalsgenossen im eben besuchten abgeschlossenen Hauptlager, die dort doch meistens nur leichtere Arbeit zu verrichten haben, oder denen gar keine Arbeit obliegt.

Unterwegs haben wir einen aus dem Urlaub an die Front zurückgehenden Soldaten, der noch einen weiten Weg vor sich hatte, ins Auto genommen. Ohne irgendwelches Befragen von unserer Seite erzählte er, dass er der zweiten marokkanischen Division angehöre, welche jetzt bei La Fère stehe und die man immer dorthin stelle, wo bei einer Offensive der Hauptstoss geführt werde und die gefährlichste und blutigste Arbeit zu tun sei. — Es war interessant, das zu vernehmen; das bestätigte allerlei noch etwas unbestimmte Gerüchte von vorhandenen weitgehenden französischen Offensive-Absichten. Dem offenherzigen Soldaten riet ich aber, er möchte von diesen Dingen, vom gegenwärtigen Standort seiner Truppe und ähnlichem, nicht zu viel Unbekannten mitteilen. Das könnte unter Umständen seinem Lande nicht gerade dienlich sein und ihm selber Unannehmlichkeiten eintragen.

Erinnerung an eigene kurze Kriegsgefangenschaft bei den Franzosen am Kriegsbeginn

Der Abend wurde in Gesellschaft französischer Offiziere, die im Hotel untergebracht sind, verbracht. Ein Leutnant (im bürgerlichen Leben Abbé, katholischer Geistlicher) wollte alles mögliche von mir erfahren über die militärischen Verhältnisse in der Schweiz, in Deutschland. Das war ganz im Gegensatz zum sehr korrekten Benehmen, das bis dahin bei ungefähr allen französischen und deutschen Offizieren, mit denen ich zusammen kam, hatte feststellen können. Diesem jungen Herrn, der gerade auch in seinem Stande — nach meinen Erfahrungen — ein Ausnahmefall war, antwortete ich auf seine Examinierung ausweichend oder gar nicht. Er äusserte dann schliesslich noch sein Befremden über den seitens der Schweiz versäumten Protest gegen den an Belgien begangenen Neutralitätsbruch. Es ist interessant, dass ich diesen Vorwurf nun schon mehrmals zu hören bekommen habe.

An diesem Abend wurde von einem der Offiziere noch die Meinung geäussert, England werde nur unter der Bedingung mit Deutschland Frieden schliessen, dass der Kaiser an einen ähnlich stillen, abgelegenen Ort, wie es einst St. Helena für Napoleon gewesen, verschickt werde.

N. B. Dass der Kaiser dann 1½ Jahre später selber, unter starkem Druck aus der eigenen Umgebung und Heimat, den Weg in die Verbannung einschlagen werde, das ahnte 1917 weder Feind noch Freund. —

Gegen Ende des Zusammenseins kam noch ein französischer Artillerie-Oberst ins Gespräch mit mir. Die schweizerische Armee sei ihm nicht unvertraut. Er habe in den ersten Kriegsmonaten die französische Artillerie im Grenzsektor Rechésy-Pfetterhausen kommandiert, und da habe er unsere schweizerischen Grenzbesetzungstruppen auf der andern Seite der Grenze, im Sektor Beurnevésin-Bonfol, während längerer Zeit in nächster Nähe gesehen.

Nun kam mir wieder in sehr lebendige Erinnerung, wie ich meinerseits gerade in jener Zeit, in diesem gleichen Kampfgelände, in eigenartigste, nicht leicht zu vergessende Berührung mit der französischen Truppe geraten war.

Ueber eine aus Trubschachen, meiner Gemeinde, gebürtige, in den Sundgau (Elsass) gezogene Familie, war schwere Kriegsheimsuchung gekommen. Ihr Heimwesen, die niedere Mühle am Larg-Flüsslein, nicht weit vom Dorfe Pfetterhausen gelegen, befand zich gerade zwischen den Kampfstellungen der Deutschen und Franzosen. Von hüben und drüben kreuzten sich dort die Kugeln. Bei einem Begegnungsgefecht starker beidseitiger Patrouillen ganz in der Nähe des Hauses drangen Geschosse durch die Glastüre in den Gang, streckten die dort stehende wackere, noch jüngere Hausmutter tot zu Boden und verletzten den neben ihr befindlichen 10jährigen Knaben so schwer, dass er wenige Stunden später in einem deutschen Kriegslazarett starb. Davon, wie von der weitern Heimsuchung, dass bald darauf das Haus in Flammen aufging, kam die Kunde nach Trubschachen zu den dortigen Angehörigen.

Ueber das Schicksal der nun mutterlosen und obdachlosen Familie, des Vaters, der drei andern Kinder, war man gänzlich im Ungewissen. Es musste versucht werden, Gewissheit über ihr Geschick zu erlangen, sie, wenn sie noch am Leben waren, aus

dem Kampfgebiet herauszuschaffen, in die Heimat in Sicherheit zu bringen.

Ich begab mich, in meinen Bemühungen unterstützt durch die Kommandostellen unserer Grenzwachttruppen in der Ajoie, zum schweizerischen Grenzposten Beurnevésin (nicht weit von Pfetterhausen), um dort mit den französischen Grenzposten Kontakt zu nehmen und über den jetzigen Verbleib der Familie B. Erkundigungen einzuziehen. Aber jenseits der Grenzpfähle war an diesem Tage kein einziger französischer Soldat zu erblicken. An diesem Vormittag hatten ausnahmsweise die Franzosen alle ihre Mannschaften von der Grenze zurückgezogen.

Nun handelte es sich darum, entweder den Hilfeversuch zugunsten dieser Familie vorläufig aufzugeben, oder das Kriegsgebiet zu betreten und auf das von den Franzosen besetzte Elsässerdorf Pfetterhausen zuzugehen. Bald war ich auf dem Marsch dorthin auf der menschenleeren Strasse; nur die Luft war hie und da etwas belebt durch deutsche und etwa auch französische Granaten, die ich ob mir mit einer Art Geheul ihren Weg gehen hörte.

Beim ersten etwas vorgeschobenen Hause von Pfetterhausen sah ich französische Soldaten. Ich ging gleich auf eine dastehende Schildwache zu. Diese rief den Postenchef, einen Wachtmeister, heraus, dem ich meine Ausweispapiere entgegenstrecke. Aber, ohne dieselben nur anzusehen, erklärte er: „Vous êtes prisonnier, suivez-moi!“ (Sie sind Gefangener, folgen Sie mir.) — Dann Durchsuchung und Wegnahme aller Gegenstände, die ich auf mir hatte. Als dem Wachtmeister dabei eine militärische Karte des Grenzgebietes in die Hände kam, welche man mir auf unserem Armeekorpskommando I zur Orientierung mitgegeben hatte, legte er dieselbe mit einem vielsagenden „Aha!“ bei Seite. Dann machte sich ein Meldefahrer gleich mit meinen Papieren und dieser Karte auf den Weg zur nächsten höheren Kommandostelle. Ich wurde in einen mit Stroh belegten Raum abgeführt und bekam einen Doppelposten vor die offen gelassene Türe. Meine Hüter gehörten einem Territorialregiment (etwas zwischen Landsturm und der Landwehr) an, und es fiel mir gleich die nicht gerade ordonnanzmässige Ausrüstung auf; manche Riemen waren durch Schnüre ersetzt.

Sie machten zunächst keinen direkt blutdürstigen Eindruck, un-

terhielten sich mit mir, wollten wissen, was man in der Schweiz von der Dauer des Krieges denke, sprachen ihre bestimmte Erwartung aus, auf Weihnacht wieder zu Hause und an ihrer Friedensarbeit zu sein.

Nach einiger Zeit ritt ein Offizier an das Haus heran; er brachte aber nicht die Weisung meiner Freilassung, sondern liess den Befehl zurück, die Mannschaft habe jeden Verkehr mit mir zu unterlassen und scharfe Wacht zu halten. Fast sah es nun so aus, als nähmen die Dinge eine Wendung zum Schlimmern.

Es musste nun schon mit einem Abtransport in die Festung Belfort, oder gar mit einer raschen, sehr radikalen Lösung der Angelegenheit gerechnet werden. Das beschäftigte mich. Nicht so sehr meinetwegen, als vor allem im Gedanken an die Meinigen in Trubschachen und an meine schwerkranke Mutter. Im Falle eines unguten Fortganges der Dinge war es vielleicht gar nicht möglich, bald eine Nachricht über mein Geschick nach Hause gelangen zu lassen.

Das Haftlokal lag ebener Erde und es wäre nicht schwer gewesen, das Fenster zu öffnen und sich hinauszuschwingen. Aber das Weiterkommen wäre am hellen Tage kaum möglich gewesen. Das Gewehr der Schildwache auf der ganz nahen Strasse wäre jedenfalls bald losgegangen, lange bevor ich die über 1000 Meter entfernte Schweizergrenze hätte erreichen können. An diese Lösung der Sache war also nicht zu denken.

Dass die Deutschen gerade an diesem Nachmittag einen neuen Angriff auf das Dorf machen und dass mir das dann Gelegenheit bieten könnte, in der allgemeinen Verwirrung des Kampfes abzugehen, damit war kaum zu rechnen.

Das frühe Dunkel eines Novemberabends war schon bemerkbar, als endlich die seit längerem verschlossene Türe aufging und ich in ein Nebenzimmer geführt wurde. Da sassen an einem Tisch ein Hauptmann und zwei andere Offiziere. Der Vorsitzende, der Hauptmann, stellte an mich eine Anzahl Fragen betreffend den Zweck meines Kommens in diesen Kriegsabschnitt. Die Antworten schienen ihn zu befriedigen. Betreffend die Familie B., der mein Unternehmen galt, konnte er mir mitteilen, dass Vater B. und die drei Kinder noch am Leben seien und sich in der Nähe des Dorfes befänden.

Ihr Uebertritt in die Schweiz aus der Kriegszone könne aber leider zunächst nicht gestattet werden. „Le père sait trop de choses.“ (Der Vater B. weiss zu viel Dinge.) Wohl betreffend die französischen Stellungen und Befestigungen. Der Hauptmann wolle aber am kommenden Morgen mit ihm an die Grenze kommen, dass er selber mit mir über seine gegenwärtige Lage und seine Anliegen reden könne.

Im übrigen sei ich nun freigelassen und ich könne die mir abgenommenen Gegenstände wieder zuhanden nehmen. Nur die militärische Karte werde zunächst zurückbehalten, die müsse noch dem Generalkommando in Dammerkirch unterbreitet werden, welches dann über eventuelle spätere Zurückgabe entscheiden werde.

Dass sich in dieser Karte keine französischen Stellungen hineinmarkiert gefunden hätten, sei ein grosses Glück für mich, fügte der Hauptmann noch mit ernstem Nachdruck bei.

Ob dieser Bemerkung musste ich daran denken, dass am Vormittag dieses inhaltsreichen Tages mir auf einem schweizerischen Grenzwachtkommando ein anderes Exemplar dieses gleichen Kartenblattes vorgelegt worden war, in welches tatsächlich eine französische Stellung, diejenige der Batterie ganz nahe von unserem Punkt 509, mit Blaustift eingezeichnet war (teilweise übrigens nach Angaben von französischer Seite).

Wenn ich nun, durch ein sehr leicht mögliches Versehen, dieses markierte Kartenblatt, ohne mein Beachten, mitbekommen hätte, so wäre ich vielleicht später nicht mehr dazu gekommen, diese Zeilen der Erinnerung niederzuschreiben, denn dann möchten die Franzosen, nach der Andeutung des Hauptmanns, gleich kurzen Prozess mit mir gemacht haben.

Wie hätte ich vor meinen „Kriegsrichtern“ den Nachweis leisten können, dass solche Eintragung gar nicht von meiner Hand herrühre und dass sie gar nicht im Interesse und Auftrag des Feindes vorgenommen sei!

Für den nun offenen Rückweg zur Grenze schlug sich der Hauptmann als Begleiter vor. Das konnte mir nur dienlich sein, da ich ja das Passwort der französischen Truppe nicht kannte. Diese Begleitung sollte aber wohl auch den französischen, militärischen Interessen dienlich sein, verhüten, dass ich Unerlaubtes zu hören oder zu sehen versuche. Was ich aber gar nicht vor hatte. Ich sagte denn auch meinem Begleiter, halb im Ernst, halb

im Spass, ich hätte nichts dagegen, wenn mir für diesen Gang — nach dem alten Kriegsbrauch — die Augen verbunden würden.

Das sei gar nicht nötig, meinte er; es sei unterwegs nichts besonderes zu sehen. Das stimmte aber doch nicht ganz. Wenig später erfuhr ich, dass die Franzosen in der Nacht vor meinem Kommen ganz nahe der Stätte meiner kurzen Gefangenschaft eine Batterie mittelschweren Kalibers aufgestellt und eingegraben hatten, um die deutschen Stellungen bei Mörnach unter stärkeres Feuer zu nehmen.

Die Geschütze waren so gut maskiert, dass ich mich ihrer nicht einmal auf meinem Hinweg bei Tageslicht geachtet hatte; auf dem Rückweg in der düstern Novembernacht erst recht nicht.

Auch der Hauptmann warf unterwegs die Frage nach der voraussichtlichen Kriegsdauer auf. Er teilte aber die Hoffnung seiner Mannschaften auf Heimkehr auf Weihnacht gar nicht; er glaubte, es sei mit einem Kriege von Jahren zu rechnen.

Bei der Verabschiedung an der Grenze ersuchte er mich, noch eine Besorgung übernehmen zu wollen: Vor einigen Tagen sei ein Bewohner eines schweizerischen Grenzdorfes in die französische Stellung von Pfetterhausen gekommen. Das unter der Angabe, er wolle Verwandte im Elsass besuchen. Das Kommando habe sich aber veranlasst gesehen, ihn in die Festung Belfort abführen zu lassen. Ob ich das dem Gemeindepräsidenten des betreffenden Dorfes zur Kenntnis bringen wolle, dass er seinerseits die Angehörigen benachrichtige. Es wäre beizufügen, dass der Festungsaufenthalt wohl von längerer Dauer sein werde, und dass die gegenwärtige kriegerische Zeit nicht gerade günstig für Verwandtenbesuche im Elsass sei.

Die Verhandlungen betreffend Möglichkeit der Hilfeleistung an die Familie B. und Freilassung derselben wurden weitergeführt, schliesslich mit der höchsten zuständigen Instanz, dem Generalkommando des Groupement Sud (General Chateau) in Dammerkirch.

Für diese Bemühungen fand ich viel menschenfreundliches Verständnis, viel Förderung beim Sergeant L. vom französischen Geheim-Nachrichtendienst, einem Mann, der sich bald durch seine kühnen, erfolgreichen Untersuchungen in diesem speziellen, nicht ungefährlichen Dienstzweig, einen Namen machte und zu rascher Beförderung gelangte.

Die Franzosen gingen schliesslich auf alle vorgebrachten Anliegen ein, auch darauf, dass der Familie gestattet werde, wider die bestehenden strengern Kriegsvorschriften, bei der Rückkehr in die Schweiz ihren Viehstand mitzunehmen; für einen Landwirt damals eine Sache von grösster Wichtigkeit. Nur solle all das in einer gewissen Heimlichkeit, ohne Aufsehen zu erwecken, vor sich gehen.

Beim Zunachten an einem Märztage 1915 wurden die Kühe vom Tränken am Dorfbrunnen nicht wieder in den Stall geführt, sondern in aller Stille gegen die Grenze zugetrieben, begleitet von den übrig gebliebenen Gliedern der Familie. Diese Rückkehr in die Heimat bedeutete eine wesentliche Erleichterung der Lage für die Familie — und doch musste ihnen das Herz noch schwer genug sein, wenn sie an das frische Grab auf dem Friedhof von Pfetterhausen dachten, darin sie die Mutter zurückgelassen hatten.

All diese etwas ungewöhnlichen Erlebnisse aus der ersten Kriegszeit wurden für mich wieder gegenwärtig ob dem unerwarteten Zusammentreffen mit dem französischen Artillerie-Oberst, welcher damals, vor etwa 2½ Jahren, die Geschütze kommandiert hatte, deren Donner ich von meiner Gefangenschaftsstätte gar wohl vernommen hatte.

Jetzt bin ich gottlob der Freie, welcher ungehindert sich anderer Gefangener annehmen darf.

Auch ein langsames Auto bringt gegenwärtig Reiseförderung

Orléans, 31. März 1917.

Auf der Route nationale ging es nochmals gegen Blois, um unterwegs die Arbeitskommandos von Cheverny-Forêt und Cheverny-Abattoirs zu besuchen. Auf dieser ebenen, sehr guten Strasse hat das Auto seine bisherige Schnelligkeits-Höchstleistung vollbracht, 45 km pro Stunde. Darob mögen Autofachleute vielleicht lächeln. Aber auch dieses nicht eigentliche Rennauto hat mir bisdahin nicht geringe Dienste geleistet.

Es schliesst viel Erleichterung des Reisens in sich, wenn man, ohne Gebundenheit an einen oft ungeeigneten Fahrplan, Meister über seine Zeit, zugleich, als einziger Fahrgast, auch Meister über den verfügbaren Raum ist.

Dieses Reisen bedeutet für mich auch eine spürbare Kraftersparnis, ermüdet mich viel weniger, als die langen Eisenbahnfahrten.

In Blois blieb noch Zeit zur Besichtigung des königlichen Schlosses. Nach seinem Aeussern und Innern ist das das Schönste, was mir bis dahin von Renaissance-Kunst unter Augen kam. Diese Pracht lässt aber nicht vergessen, dass diese Räume im Laufe der Jahrhunderte Stätten von mancherlei blutigen Taten gewesen sind. Auch die französischen Throne sind, wie manche andere, mit ziemlich viel Blut gekittet worden. — Das gilt übrigens nicht nur von Königsthronen, sondern auch von manchen andern, sogenannten republikanischen Regentenstühlen.

Schliesslich schöne, abendliche Fahrt durch die Forêt de Blois nach Orléans.

Orléans, 1. April 1917.

Am Vormittag im grossen Gefangenenlager mit den Vertretern der amerikanischen Kriegsgefangenenhilfe, welchen zum grossen Teil die Erstellung des hiesigen grossen, schönen Kriegsgefangenenheims zu verdanken ist.

Nachmittags Besuche bei Arbeitskommandos in der Umgebung von Orléans, unter anderem bei Ormes und Coulmiers. Der letztere Name hat einen guten Klang in der bayrischen Kriegsgeschichte. Nicht wegen eines glänzenden Sieges. Aber weil dort 1870 das bayrische Armeekorps unter von der Tann, bedrängt von sehr grosser französischer Uebermacht, den notwendig gewordenen Rückzug in völligster Ordnung und Geschlossenheit, ungefähr wie bei einer Friedensgefechtsübung durchgeführt hat.

Auf einem Landsitze, wo einige Kriegsgefangene landwirtschaftliche Arbeiten verrichten, traf ich unerwartet im Besitzer den Bruder des französischen Diplomaten, Comte de Manneville, welcher mir in seiner Eigenschaft als Chef der Kriegsgefangenenabteilung an der französischen Botschaft in Bern viel verständnisvolle Erleichterung meiner Aufgabe hat zuteil werden lassen.

Am Abend im grossen Saal des Kriegsgefangenenheims Abendunterhaltung, bei der ich den Gefangenen eine kurze Ansprache hielt. Darauf kam ein Dankeswort von einem Vizewachtmeister (Student der Theologie), in der es unter anderem hiess: „Sie

können sich nicht vorstellen, wie viel Ermutigung Ihr Kommen und Ihre eben gehörten Worte für uns bedeuteten."

Darin liegt eine Ermutigung auch für mich. Denn immer wieder aufs neue will mich der Gedanke an die grossen Defizite, Fehlbeträge in meiner Arbeit bedrücken.

Endlose, motorisierte französische Sanitätskolonnen fahren an die Front

Auf dem Wege nach Paris, 2. April 1917.

Auf der Rückfahrt über Pithiviers, Durdan, Versailles wurden wir von einem entgegenkommenden Schneesturm während einiger Minuten einfach stillgestellt.

Etwas vorher hatten wir auch einen längern Halt gemacht, um endlose Kolonnen von Sanitäts-Autos, die gegen die Front zuführen, an uns vorbeizulassen. — Auch das ist wohl ein Anzeichen, dass schwere Kämpfe und grosse Verwundetenzahlen in Aussicht genommen sind.

N. B. Bei der etwa 14 Tage später dann am Chemin des Dames wirklich durchgeführten grossen französischen Offensive zeigte es sich dann, dass auch diese gewaltigen Vorkehrungen ganz ungenügend gewesen waren, um an den Hauptpunkten der blutigen Aktion die erste Besorgung und den Rücktransport der Verwundeten ganz richtig durchführen zu können.

Recht grosse Bestände von Verwundeten haben allem nach der raschen Hilfeleistung entmangeln müssen. Darob wurde die oberste Leitung der Heeressanität Gegenstand scharfer Angriffe und bitterer Vorwürfe. Sie wehrte sich mit Berufung auf ungenügende Orientierung durch das Oberkommando an der Front. Wenn der Sanität zeitig die vorausgesehenen Kampfpositionen und die Zahl der beigezogenen Truppen angegeben werde, so könne sie sich noch besser und eher vorsehen, als es für diese Kämpfe der Fall gewesen sei, wo man sie über die Hauptpunkte der bevorstehenden Aktion zu wenig unterrichtet habe.

Worauf von der Obersten Heeresleitung entgegnet wurde: Aus Gründen der richtigen Kriegsführung und der notwendigen Geheimhaltung der vorhandenen Offensiv-Absichten, könne leider nicht zum voraus allen militärischen Instanzen genaue Mitteilung gemacht werden, wo der Hauptschlag geführt werden solle.

So wird für die Sanität die Bereitstellung der ausreichenden Einrichtungen, gerade auch der Transportmittel, am richtigen Ort, zur richtigen Zeit immer ein schwieriges Problem bleiben.

Paris, 3. April 1917.

Hier warteten allerlei nicht unwichtige Mitteilungen auf mich. Die eine kommt von der höchsten Regierungspersönlichkeit in Frankreich, die andere vom Inhaber des höchsten katholischen geistlichen Amtes in Paris. Am kommenden Samstag (Ostersamstag) nachmittags 2 Uhr bin ich zu einer Besprechung beim Kardinal-Erzbischof Amette gebeten und um 5 Uhr erwartet mich der Präsident der Republik im Elysée-Palast zu einer Audienz „à titre amical".

Beides wurde von mir nicht gesucht — und ist mir eigentlich nicht besonders erwünscht, denn auf dem glatten Parquettboden, über den man zu den hohen weltlichen und geistlichen Würdenträgern gehen muss, fühle ich mich nicht ohne weiteres ganz wohl und sicher. Aber von dem einen und dem andern Zusammentreffen kann Förderung kommen für meine Aufgabe und ich darf wohl keine der beiden Einladungen ausschlagen.

Mgr. B., der von sich aus das Zusammentreffen mit dem Kardinal in die Wege geleitet hat, will noch mit mir darüber sprechen, was mir, der ich des Verkehrs mit katholischen Kirchenfürsten ziemlich unkundig bin, willkommen ist.

Im Internat des katholischen Gymnasiums St. Barbe auf der Anhöhe, wo auch das Pantheon steht, hat Mgr. B. seine Gelehrtenzelle, aus der schon mehr denn ein bedeutendes theologisches Werk hervorgegangen ist.

Bei jeder Unterredung mit ihm fühlt man sich auf ungewöhnlicher, geistiger Höhe, und ich begreife immer wieder, dass zwischen ihm und Männern, wie Harnack, Bande so enger geistiger Zusammengehörigkeit (trotz starker theologischer Anschauungsverschiedenheiten) entstehen konnten, Bande, welche auch durch den Krieg nicht eigentlich zerrissen wurden.

Paris, den 4. April 1917.

Auch bei Herrn B., dem Freunde des Präsidenten der Republik, welcher zu dem bevorstehenden Empfang den Anstoss gegeben hat, fand eine Art „Vorprobe" statt, die hauptsächlich darin be-

stand, dass mir die Persönlichkeit des Präsidenten, vor allem nach ihren innern Umrissen, skizziert wurde, damit ich ungefähr wisse, wer der sei, mit dem ich da zusammenkommen werde.

„Il n'est peut-être pas un charmeur au même point, que le „Kaiser", que vous avez vu, peut l'être à certains moments. Le président est plutôt réservé et peut avoir l'air froid, mais c'est un homme, qui a au fonds de tout cela beaucoup de cœur et un homme d'une intelligence très supérieure." (Er hat vielleicht nicht viel von der bezaubernden Art, in der sich der Kaiser, den Sie gesehen, gelegentlich geben kann. — Es ist ihm eher etwas Zurückhaltendes eigen, manchmal fast etwas Kühles. Aber im Grunde findet sich bei ihm doch viel Herz, und zugleich ist er eine Persönlichkeit von nicht gewöhnlichen Verstandesgaben.)

Von den Deutschen werde er wohl nicht allzuviel Gutes sagen. Er habe dazu noch einen ganz persönlichen Grund. Nicht so sehr den, dass deutsche Truppen sein elterliches Haus samt Mobiliar übel zugerichtet; das sei noch über viele andere Franzosen ergangen. Aber von deutschen Soldaten sei die Familiengruft, wo seine Eltern ruhten, aufgebrochen und ein toter Deutscher sei dort hineingelegt worden. Diese rohe, sinnlose Grabentweihung sei ihm besonders nahe gegangen.

Wenn der Kriegshass einmal entflammt ist, so weiss in der Tat kein Mensch zum voraus zu welchen unsinnigen, gemeinen Dingen sich dann diese und jene Kriegsteilnehmer (gottlob nicht alle) hinreissen lassen.

Der Empfang im Präsidentenpalast soll glücklicherweise ohne besondere Formalitäten vor sich gehen; es handelt sich nicht um eine „Staats-Visite", sondern um einen sogenannten „Freundschafts-Besuch", bei welchem man sich viel „ungenierter" aussprechen kann.

Mündlich kommt man oft weiter, als brieflich

Paris, 5. April 1917.

Die heutigen Verhandlungen am Quai d'Orsay, auf dem Auswärtigen Amt, waren nicht ganz leicht. Es kamen etwas heikle Internierten-Angelegenheiten zur Sprache. — Dabei sollte von mir der Auffassung der Franzosen Rechnung getragen werden, zu-

gleich der Standpunkt der Schweiz vertreten werden und weiter auf die Anliegen der deutschen Gefangenen und die Begehren der deutschen Regierung Rücksicht genommen werden.

Es zeigte sich dabei, dass es nicht so leicht ist, zweien oder gar dreien Herren zu dienen — trotz guter Absichten und dem Willen, allen möglichst gerecht zu werden. Herr de P. schien ob diesem Bestreben meinerseits nicht gerade erbaut zu sein und hätte mehr einseitige Einstellung von mir gewünscht.

Gar nicht einverstanden war er dann, als ich, entsprechend einer vom Bundeshaus mir zugekommenen Anregung, die Frage aufwarf, ob es nicht eine grosse Förderung der Verhandlungen über Kriegsgefangenen-Angelegenheiten mit sich bringen würde, wenn anstatt des Austausches vieler oft etwas scharfer diplomatischer Noten, Vertreter von Frankreich und Deutschland, irgendwo auf neutralem Boden, etwa in Bern, gemeinsam sich an einen Tisch setzen und persönlich und direkt über all diese heiklen Dinge aussprechen würden.

Für diese Anregung hatte der Diplomat in diesem Augenblick nur einen Blick des Erstaunens und der Entrüstung übrig und das kategorische Wort: „A quoi pensez-vous? Nous ne nous prêterons jamais à quelque chose de pareil, à une entrevue avec les Allemands!“ (Was denken Sie auch?! Es ist ganz ausgeschlossen, dass wir je für so etwas, für ein Zusammenkommen mit den Deutschen, zu haben sein werden.)

N. B. Einige Monate später sassen aber doch die Franzosen (auch der betreffende Diplomat) mit den Deutschen in Bern im Bundeshaus zusammen am grünen Tisch — und es gab über manches eine viel raschere Verständigung, als es vorher beim schriftlichen Meinungsaustausch der Fall gewesen war. Die vorzügliche Leitung der Konferenz durch Bundesrat Hofmann fand sowohl bei Franzosen als Deutschen hohes Lob. Später hörte ich noch von einem der französischen Delegierten die interessante Ausserung: Gerade derjenige von den abgeordneten deutschen Offizieren, der bei ihnen in Frankreich immer als eine besonders rücksichtslose, aller Verständigung widerstrebende Persönlichkeit verschrien gewesen sei, sei dann in Wirklichkeit der zugänglichste gewesen, der, mit dem man am leichtesten ein vernünftiges Wort habe reden können.

Karfreitag unter den Kriegsgefangenen

Paris, Karfreitag, 6. April 1917.

Es ist mit Verwendung des Autos heute möglich gewesen, 6 Arbeitskommandos im Nordosten von Paris aufzusuchen und an jedem Ort eine kurze Karfreitagsansprache zu halten: In Gonesse (zwei Kommandos), Thillay, Goussain-Ferme, Goussain-Sucrerie, Louvres. — Manchmal fand solche Feier unter ausserlich etwas primitiven, ungewöhnlichen Umständen statt. An einem Orte war es am dienlichsten, dass ich mich im Hof des grossen Betriebes, auf dem die Gefangenen arbeiteten, auf einen ziemlich hohen Düngerhaufen stellte, von dem aus ich am besten gesehen und gehört werden konnte! Da ich als Knabe und noch als Gymnasianer und Student unserm „Lehenmann" etwa beim Mistaufladen geholfen hatte, war mir dieser Standort nicht befremdlich, sondern vertraut. Auch die Zuschauer und Zuhörer nahmen keinen Anstoss daran; das ergibt sich ganz von selber im Sturm und Drang des Krieges und der Gefangenschaft.

Der Karfreitag ist in Frankreich im wesentlichen Arbeitstag, vor allem auf dem Lande. Aber die Zuckerraffinerie-Besitzer und die Grossguts-Besitzer, bei denen diese Kriegsgefangenen um Paris herum in Arbeit sind, gaben sehr entgegenkommend die Erlaubnis, dass während meines Besuches und der einfachen Feier eine längere Arbeitspause gemacht werde. Das ist wohl aufzeichnenswert; eine Nötigung dazu bestand ja in keiner Weise.

Nur der Gemeindeschreiber von L., bei dem ich eine Auskunft über die Arbeitsstätte einiger Gefangener einholen musste, war etwas anders eingestellt. Er äusserte zunächst die entschiedenste Missbilligung, dass ein protestantischer Pfarrer sich zu solchem Dienst an deutschen gefangenen Kriegsleuten hergebe. Dann begleitete er mich zu der Gefangenengruppe und benützte den Anlass, um mit den schärfsten Worten seine Meinung über sie im speziellen und Deutschland im allgemeinen zum Ausdruck zu bringen.

N. B. Von diesem Zusammentreffen mit einem etwas temperamentvollen Gemeindebeamten wurde dann etwas bekannt — und ich wurde von hoher französischer Stelle ersucht, Ort und Namen zu nennen, wovon ich aber Umgang nahm. An Entschuldigungen seinerseits, die man wohl veranlassen wollte, war mir nichts

gelegen. Er würde wohl auch gleich den deutschen Gefangenen, die von ihm abhängig waren, Gegenrechnung gestellt haben. Zudem war ein solcher Vorfall etwas so seltenes in meinen Erfahrungen und Erlebnissen als Gefangenen-Seelsorger, dass es ganz unangebracht gewesen wäre, deswegen eine grosse Staatsaktion in Gang zu setzen.

Im übrigen hatte ich das Gefühl, dieser Mann sei sich bei seinen Gerichtsworten über die Gefangenen und auch über mich nicht zuletzt als berechtigter Vertreter und Vollzieher göttlicher Gerechtigkeit vorgekommen.

An jenem Tage hatte ich überaus viel für die Gefangenen zu vollbringen, sonst hätte ich gerne dem Manne in ruhigem Zwiegespräch Gelegenheit zu recht eingehender Begründung seines Zürnens, das er gewiss als heiliges Zürnen einschätzte, gegeben.

In der von mir da besuchten Gegend befindet sich auch die Ortschaft Le Bourget, um die im Winter 1870/71 in heissen Kämpfen hin- und hergerungen wurde.

Und im jetzigen Kriege, in den ersten Septembertagen 1914, sind hier die am weitesten vorgeschobenen Kavallerie-Patrouillen der Armee I (Kluck) durchgeritten. Da konnte man nun meinen, diese deutsche Armee gehe jetzt direkt gegen das nur etwa 60 Kilometer entfernte Paris zu. Aber unerwartet erfolgte die grosse Linksschwenkung gegen die Marne zu, bei der man Paris rechts liegen liess und dem scharf aufpassenden und scharf zufassenden Militär-Gouverneur von Paris, Gallieni, die Gelegenheit zu jenem Flankenstoss gab, welcher die erste Schlacht an der Marne einleitete und den Endsieg von den deutschen Heeren abwendete.

Im Palais des Kardinal-Erzbischofs von Paris

Paris, 7. April 1917.

Der Kardinal, Erzbischof Amette, welchem der erste Besuch dieses inhaltsreichen Nachmittags galt, hat den Sitz seiner geistlichen Regierung nicht mehr im frühern fürstlichen Palast. Der ist ihm bei der Trennung von Kirche und Staat entzogen worden. Aber auch die gegenwärtige Residenz ist von würdiger Form und seiner Stellung ziemlich angemessen.

Ich hatte in einem salonartigen Warteraum Platz genommen,



Deutsche Kriegsgefangene tragen Verpflegung in die französischen Kampflinien (französische Aufnahme)

(Seite 212)



Im französischen Schützengraben während des Kampfes



Totes Artilleriepferd, durch Munitionsexplosion in den Baum geschleudert



Deutsche Kriegsgefangene an der Waldarbeit bei Blois

(Seite 233)



Deutsche Kriegsgefangene beim Dreschen auf freiem Felde. Gegend von Chartres

(Seite 219)

als eine geistliche Persönlichkeit in schwarzem Ueberwurf eintrat, mich einen Augenblick etwas verwundert ansah, mich aber dann bei meinem Namen nannte, mit der Bemerkung, es sei leider versäumt worden, zu melden, dass ich bereits da sei.

Als er mich in einen grössern Salon führte, in welchem das ganze Mobiliar in Purpurrot leuchtete und mich neben seinem Fauteuil Platz nehmen liess, nahm ich ohne weiteres an, ich habe es mit seiner Eminenz, dem Kardinal selber, zu tun. Aber er schien, da eine eigentliche Vorstellung nicht stattgefunden hatte, mit der Möglichkeit zu rechnen, dass ich über seine Person noch im unklaren sei. Um in unauffälliger Weise, ohne Worte, da Klarheit zu schaffen, legte er, während der ersten Worte des Gesprächs, den schwarzen Ueberwurf von seinen Schultern mit einer leichten Handbewegung zurück, worauf das purpurne Kardinalsgewand und das goldene Brustkreuz gleich zur Sichtbarkeit gelangten.

Es kam dann von ihm ein viel zu weit gehender Dank, „au nom des catholiques de France", für das, was ich an französischen Kriegsgefangenen in Deutschland und an ihren Familien in Frankreich getan habe.

Als er hierauf auf meine Aufgabe an den deutschen Kriegsgefangenen zu reden kam, gab er seiner Antipathie gegen das offizielle Deutschland, den Kriegsgegner, offen und ziemlich temperamentvoll Ausdruck.

Das schliesse aber nicht aus, bedeutete er, dass die deutschen Kriegsgefangenen, vor allem die Verwundeten und Kranken unter ihnen, geistlicher Fürsorge bedürftig seien und dieselbe ihnen nicht versagt werden dürfe. Für die katholische Kirche von Frankreich bestehe da gegenüber den katholischen Gefangenen eine christliche Pflicht, welche unter allen Umständen zu erfüllen sei.

Ich möchte ihn nun da über all das unterrichten, was ich bei meinen Besuchen in Gefangenenlagern über die geistliche Versorgung der katholischen deutschen Gefangenen durch die französische Geistlichkeit selber festgestellt oder vernommen habe. Er hat also das gleiche Anliegen, wie der andere, etwas weniger hochgestellte kirchliche Würdenträger, der Bischof von La Rochelle. Ich konnte auch ihm den Bescheid geben, dass ich von vieler hingebender priesterlicher Betätigung von katholischen Geistlichen Kenntnis bekommen habe, und dass das von gar manchen

Kriegsgefangenen sehr geschätzt werde. Ich selber hätte nicht für möglich gehalten, dass die durch den Krieg so reduzierte Zahl katholischer französischer Geistlicher noch so viel Zeit und zum Teil auch so viel wirkliches Verständnis für die deutschen Gefangenen und für ihre religiösen Bedürfnisse aufbringen könnten, wie das nun der Fall sei. Manchmal sei leider freilich die Sprache ein gewisses Hindernis des Verkehrs und der geistlichen Bemühungen, aber da trete nun, so weit als irgend möglich, die hingebende Wirksamkeit meines katholischen Missionskollegen, des P. S. de Courten, in sehr wertvoller Weise in die Lücke.

Der Kardinal schien über diese Aeusserungen, die von einem Geistlichen der andern Konfession kamen, recht erfreut zu sein. Er wies dann noch darauf hin, dass er nicht allein aus persönlichem Interesse nach diesen Dingen gefragt habe, sondern auch, um einer dringlichen Anfrage „Seiner Heiligkeit", des Papstes, zu genügen, der über diese Angelegenheit eingehend unterrichtet sein möchte.

Der Papst möchte dann noch über einen andern Punkt unterrichtet werden, wie es im allgemeinen mit der Behandlung der deutschen Gefangenen durch die Franzosen stehe, ob manche von der deutschen Regierung erhobenen Klagen wohl zutreffend seien? Da wäre er, der Kardinal, mir nun dankbar, wenn ich mich nicht nur über die eben besprochene Angelegenheit der geistlichen Fürsorge für die katholischen Gefangenen, sondern auch über diesen weitern Punkt zuhanden des Papstes schriftlich äussern wollte. Nach einigem Ueberdenken war mein Bescheid, dem erstgenannten Wunsche könne ich schon entsprechen und die mündlich ausgesprochene Anerkennung der vielfachen Bemühungen des französischen katholischen Klerus um die deutschen Gefangenen schriftlich wiederholen.

Ein anderes Ding sei ein schriftliches Gutachten über den zweiten Punkt: Behandlung der deutschen Gefangenen durch die offiziellen, amtlichen Organe Frankreichs. Das könne ich leider kaum zusagen, weil das über meine äussern und innern Kompetenzen hinaus ginge.

Nicht einmal der Regierung meines eigenen Landes hätte ich bis dahin über diese schwierig zu behandelnde, delikate Materie eingehende, schriftliche Berichte zukommen lassen. Sie seien von Bern aus, in richtiger Beurteilung der Verhältnisse, auch nie von mir verlangt worden.

Der Kardinal zeigte ohne weiteres Verständnis für meine grossen Bedenken in dieser besondern Richtung.

N. B. Diese Sache habe ich dann noch meinem rechtskundigen, vielerfahrerenen französischen Freunde, Herrn B., vorgelegt. Seine Meinung war: Als Franzose hätte er mir raten müssen, dem Wunsche des Papstes und des Kardinals auf der ganzen Linie zu entsprechen, da ein solcher Bericht gewiss auch manches Vorteilhafte betreffend die französische Art der Kriegsgefangenenbehandlung enthalten hätte. Aber als Freund und Jurist könne er mir nur recht geben, dass ich auf das zweite an mich gelangte Ansuchen, nicht eingegangen sei und über diesen speziellen Punkt nichts Schriftliches aufgesetzt und aus den Händen gegeben habe. In diesen Zeiten könne aus jedem kleinen Stück beschriebenen Papiers, das Kriegsangelegenheiten betreffe, einem ein Strick gedreht werden.

Einige Wochen später bestätigten gewisse Ereignisse, dass diese Zurückhaltung wirklich am Platze gewesen war. Die Oeffentlichkeit bekam Kenntnis von einer diplomatischen Aktion des Papstes bei den Kriegführenden in Sachen der Kriegsgefangenenbehandlung. Diese Schritte waren in guter Meinung und teilweise nicht ohne Berechtigung unternommen worden, aber es waren vielleicht doch nicht ganz alle Vorhaltungen der päpstlichen Regierung an die Kriegführenden völlig begründet. Die Aufnahme der Note in Paris war jedenfalls ziemlich kühl und abweisend und es wäre meiner Aufgabe in Frankreich nicht gerade zuträglich gewesen, wenn ich da in irgend einer Form mitgemacht hätte.

Im Elysée-Palast

Es blieb noch etwas Zeit, um einige Aufzeichnungen zu machen. Dann ging es zum andern Empfang dieses Nachmittags, zum bürgerlichen, politischen Oberhaupt des Landes, in den Elysée-Palast.

In einem Warte-Salon Louis XVI war ich zunächst kurze Zeit mit einem französischen Oberstleutnant zusammen, dem officier de liaison (Verbindungsoffizier) zwischen dem französischen Grossen Hauptquartier und dem Präsidenten der Republik. Er war der Ueberbringer des Kriegs-Tagesberichtes, der freilich von den abgelaufenen Kriegsoperationen und besonders von den beabsichtig-

ten meist nicht so viel enthielt, wie d r Präsident gerne hätte wissen wollen.

Jedenfalls zur Zeit des Oberkommandos von Joffre scheint es so gewesen zu sein.

Joffre liess sich von den „Zivilisten“ nicht gerade gerne in seine Karten schauen und in sein Spiel hineinreden.

Bald nach dem Abgang dieses Offiziers kam die Reihe an mich und durch verschiedene Räume, die mit Offizieren und hohen Präsidentschaftsbeamten besetzt waren, gelangte ich, begleitet vom höchsten dieser Herren, in das Arbeitszimmer des Präsidenten, das gegen den Garten zu liegt und eine eher einfache Ausstattung hat.

Bei den zur Einleitung vom Präsidenten an mich gerichteten Worten der Anerkennung und des Dankes bekam ich gleich den Eindruck, dass die Freunde des Staatsoberhauptes, welche diesen Empfang veranstaltet hatten, in freundlicher Absicht die Butter des Lobes meiner doch bescheidenen Leistungen jedenfalls etwas dick aufgetragen hatten, und ich kam so in eine gewisse Verlegenheit. Gerne nahm ich dann aber den Dank entgegen, den der Präsident im weitern Gespräch zuhanden des Bundesrates und der ganzen Schweiz aussprach. „On fait chez vous une si belle œuvre pour nos prisonniers et nos internés — et pour ce motif déjà nous sommes heureux, quand nous pouvons à l'égard de la Suisse faire preuve de l'amitié, que nous ressentons pour elle.“ (Es wird in Ihrer Heimat ein so grosses Werk der Barmherzigkeit an unsern Kriegsgefangenen und Internierten getan — und schon deshalb ist es für uns eine Freude, wenn wir unsererseits der Schweiz einen Beweis unserer Freundschaft geben können.)

Während dieser freundlichen Einleitung, bei der ich nur Zuhörer zu sein brauchte, hatte ich Zeit, die Gestalt des Präsidenten etwas ins Auge zu fassen: Ein eher kleiner Mann, an dem sofort die blauen, klaren, klugen Augen auffallen. Aeusserlich der Typus des Nordfranzosen.

Die kluge, überlegene und überlegende Art des Präsidenten zeigte sich dann gleich darin, dass er das Gespräch von Anfang so zu führen wusste, dass heikle Situationen vermieden wurden, dass ich nie vor Fragen gestellt wurde, die zu beantworten für mich in meiner besondern Stellung etwas schwierig und peinlich gewesen wäre.

Und doch war die Unterhaltung durchaus nicht rein konventio-

neller Art, nicht nur aus höflichen, nichtssagenden Gemeinplätzen bestehend. Ich hatte den Eindruck, einem Mann von feiner Kultur, weitreichender Bildung gegenüber zu stehen. Mit wenigen Worten konnte er vieles sagen, und aus meinen Mitteilungen erfasste er immer rasch das Wesentliche.

Im Gegensatz zu dieser und jener Persönlichkeit mittlerer Bedeutung (ich denke an einen Préfet und seinen Stellvertreter), die sich gegenüber dem Besucher in grossartige Feierlichkeit hüllten, gab er sich ganz natürlich, ohne irgend welche Pose.

Kriegsgefangenen-Angelegenheiten waren natürlich im Vordergrund des Gesprächs. Er teilte mir unter anderem mit, er habe eben vom Kriegsministerium die Mitteilung erhalten, in Marseille hätten sich ganze Gruppen von deutschen Gefangenen, meistens Intellektuelle, entschieden geweigert, ihre bisherige Arbeit, Entladung der Kohlendampfer, weiter zu tun. Sie wollten lieber die schwersten Strafen auf sich nehmen, als noch solche Arbeit verrichten. — Was ich darüber denke?

Ueber diese Zwischenfälle sei ich nicht verwundert, war mein Bescheid. Vor wenigen Monaten hätte ich manche Gefangene in Marseille an solcher Arbeit gesehen und mir einen guten Begriff von derselben machen können. Einige von ihnen hätten auch mit mir darüber geredet, warum sie dieselbe fast nicht mehr aushalten können. Es sei nicht Widerwillen gegen Arbeit an sich, aber gegen diese spezielle für sie gar nicht geeignete Beschäftigung. Die sei für einen Professor zum Beispiel oder einen Kaufmann, überhaupt für alle an körperliche Arbeit nicht gewöhnten Leute, zu schwer. Dann litten sie, auch seelisch, darunter, dass es so unsaubere Arbeit sei.

Die gebildeten Deutschen hätten im ganzen ein ausgesprochenes Bedürfnis nach körperlicher Sauberkeit, und bei dieser Kohlenarbeit sei es fast unmöglich — besonders im Blick auf die ungenügenden Waschvorrichtungen — den Kohlenschmutz je wirklich los zu werden. Ich hätte mir von diesen Uebelständen ziemlich genau Rechenschaft geben können. Man sollte doch wohl, im Interesse aller Beteiligten, dazu kommen, in allen Kriegsländern bei der Arbeitszuteilung an die Kriegsgefangenen die Eignung derselben etwas besser zu berücksichtigen — natürlich im Rahmen der vorhandenen Möglichkeiten. Auch auf andern Gebieten der Gefangenenbehandlung seien noch einige Verbesserungen möglich. Und,

wenn anzunehmen war, dass Krieg und Kriegsgefangenschaft noch längere Zeit dauern sollten, so würde es sich gewiss lohnen, auf Grund allgemeiner Verständigung, solche Verbesserungen allseitig durchzuführen. Dann würden solche Zwischenfälle, wie die von Marseille, die ein Akt der Verzweiflung seien, wohl in der Hauptsache sich nicht mehr ereignen.

Der Präsident schien aufmerksam zugehört zu haben. Dann äusserte er nach einigem Besinnen mit Nachdruck: „Il est fort à craindre, que la guerre et la captivité soient encore d'assez longue durée." (Ich fürchte sehr, dass man noch mit einer ziemlich langen Dauer des Krieges und der Kriegsgefangenschaft zu rechnen habe.) Und im Blick auf diesen wohl noch nicht nahen Kriegsabschluss wär es nach seiner Meinung in der Tat angezeigt, die soeben angeregten Verbesserungen in der Behandlung der Kriegsgefangenen bei allen Kriegsführenden vorzunehmen. Was im speziellen die Vorgänge in Marseille betreffe, so begreife er, nach meinen Erklärungen, welche ja die eines Augenzeugen seien, nun manches besser, und das eben Gehörte erleichtere ihm seine Schlussnahme.

Es war interessant, wie da der Jurist Poincaré zur Geltung kam, der Mann des Rechtes, welchem an einer genauen Feststellung des Tatbestandes viel gelegen ist und der, ehe ihm diese vorliegt, mit seinem Urteil zunächst zurückhält.

Es mag wirklich etwas an der gelegentlich gehörten Andeutung sein, dass bei ihm die juristische Qualifikation noch grösser wäre, als die spezifisch staatsmännische, obwohl die Letztere ja auch bedeutend ist. Von einem seiner Freunde wurde mir gesagt, die Erhebung zum Präsidenten der Republik habe ihm natürlich hohe Befriedigung gebracht, aber es wäre etwas noch Grösseres und Schätzenswerteres in seinen Augen gewesen, wenn seine Kollegen in der Korporation der Rechtsanwälte ihn zum Bâtonnier, d. h. zum Präsidenten dieses Verbandes, erkoren hätten, was ihm aber versagt geblieben sei.

N. B. Dies fiel ihm dann — nach Abschluss seiner staatsmännischen Laufbahn — schliesslich doch auch noch zu. Er war aber, als die Erfüllung dieses höchsten Wunsches sich verwirklichte, schon ein vom Tode gezeichneter Mann — und, wenn er auch diese Wahl noch annehmen konnte, so kam er doch nicht mehr zum Amtieren als Bâtonnier. —

Die am Schlusse der Unterredung mir vom Präsidenten gemachte Andeutung betreffend einer voraussichtlich noch längern Fortdauer des Krieges ist nicht ohne Interesse. Denn man hört etwa Gerüchte von einer gewissen Kriegsmüdigkeit, welche sogar bei einzelnen Mitgliedern der Regierung vorhanden sei, die nicht abgeneigt wären, auch zu nur halb günstigen Bedingungen bald Kriegsschluss zu machen. „Paix blanche" nennt man das hier. Dieser Auffassung wäre nun allem nach das Staatsoberhaupt nicht. Er scheint für das Durchhalten und das Durchkämpfen bis zu einem entschiedenen, aber eben kaum schon nahen Siege zu sein. Auch für uns in der Schweiz ist das nicht ohne Bedeutung — im Blick auf unsere wirtschaftlichen und militärischen Vorkehren. Ist noch mit einer ziemlich langen Dauer des Krieges zu rechnen — und diesen Anschein hat es nun — so ist bei uns manche Vorsorge noch nötig, welche sonst unterbleiben könnte.

Wenn ich den Dank des Präsidenten an den Bundesrat weiterleite, will ich dann auch in Kürze dieser Sache Erwähnung tun.

Ich darf es gewiss, ohne dass damit ein Staats- und Kriegsgeheimnis preisgegeben würde. — Der Präsident hat jedenfalls ohne weiteres erwartet, dass, wie es üblich ist, vom wesentlichen Inhalt dieser Unterredung in Bern Kenntnis gegeben werde und dementsprechend wird er seine Mitteilungen gestaltet haben

Was mir zufällig von **wirklichen** Kriegsgeheimnissen kriegführender Länder zur Kenntnis gekommen ist (es ist dessen übriggens nicht viel), das bleibt bis Kriegsende oder noch länger bei mir.

In diesen Räumen, die ich eben verlassen habe, fand vor wenigen Monaten eine Zusammenkunft sehr bedeutsamer Art statt. Ausser dem Präsidenten der Republik nahmen an derselben der Ministerpräsident Briand und der damalige Oberbefehlshaber der französischen Armeen, General Joffre, teil. Die beiden erstern suchten in stundenlangem Zureden den General zu überzeugen, er solle im Interesse des Landes „aus freien Stücken" auf das Oberkommando verzichten. Der Sieger der ersten Marne-Schlacht hatte darauf nur den Bescheid: „Freiwillig gehe ich nicht, aber es steht der Regierung frei, mich abzusetzen." — Und so geschah es dann auch, wenn auch in äusserlich sehr ehrenvoller Form.

Ostern unter den Kriegsgefangenen

Paris, Ostersonntag 1917.

Heute brachte die Erfüllung meiner Aufgabe wieder völlig andere Erlebnisse mit sich, als die von gestern nachmittag. An fünf verschiedenen Orten in der Umgebung von Paris konnten Gefangenenabteilungen besucht und ein einfacher Ostergottesdienst abgehalten werden.

Zuerst kam Fromainville daran, in der Richtung von Maisons-Lafitte, wo die Gefangenen auf grossen landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigt sind. Nicht weit davon traf ich eine belgische Flüchtlingskolonie, die auch von der Not des Krieges redete. Sie besteht hauptsächlich aus Frauen und Kindern, die, soweit möglich, sich durch Landarbeit nützlich machen und so etwas verdienen können. Die Männer stehen an der Front, oder sind gefangen, oder gar gefallen... Familien, die nun schon 2½ Jahre völlig auseinandergerissen sind!

Beim Weggehen nach dem Gottesdienst im kleinen Gefangenenlager Conflans St. Honoré gab ich jedem der Gefangenen die Hand, bei dem einen und andern ein ermutigendes Wort hinzufügend. — Einer der jüngsten gefangenen Soldaten brach darob in Tränen aus. Es war wohl schon länger her, dass er einen freundschaftlichen Händedruck erlebt hatte.

Von der Abteilung in Andrésy (am Ufer der Oise) ging es dann gegen die Seine zu, nach Poissy. Da gab es heute für mich eine Mahlzeit, während es am Karfreitag, mit seinen sechs Gottesdiensten, während des ganzen Tages nur zum Verzehren eines Stückes Schokolade gelangt hatte, ohne dass ich das Fehlen der Mahlzeiten besonders empfunden hätte.

Der Seine entlang ging es gegen Mantes zu, dessen Wahrzeichen, die Doppeltürme der Kathedrale, schon von weitem sichtbar sind und sichtbar bleiben, so dass man es gar nicht nötig hat, die Karte, oder die Wegweiser zu Rat zu ziehen.

Im Lager Mantes-Gassicourt, dessen Insassen industriell beschäftigt werden, treffe ich wieder alte Bekannte aus früher besuchten Lagern. In Conflans waren es solche aus dem Schlosse de Gravelles. Hier sind welche aus Brest-Kéroriou. Sie begrüssen mich wie einen guten Freund oder einen Familienangehörigen, setzen sich gleich um mich herum und haben in guter Stimmung

viel davon zu erzählen, was sie seit unserem Bekanntwerden vor etwa neun Monaten erlebt haben.

Auch die andern Gefangenen in diesem Lager sind in recht ordentlicher seelischer Verfassung. Völlig anders treffe ich es im zweiten Lager der Ortschaft, in Mantes-Gare.

Das sind fast alles niedergeschlagene, verbitterte Leute — und ich höre kaum etwas anderes als Klagen, als Forderungen betreffend so vieles, das sie anders haben möchten. Es kam mir überaus schwer vor, da das rechte Wort zu finden. Wenn ich einige Zeit bei diesen Leuten hätte bleiben können, wäre es mir vielleicht deutlicher geworden, wo sie eigentlich der Schuh am empfindlichsten drückt, wo und wie mit der Hilfe einzusetzen ist.

Jetzt ist mir der Unterschied in der seelischen Verfassung der Leute der beiden ganz nahen Gefangenenlager ein Rätsel. Die äussern Lebensverhältnisse sind ungefähr die gleichen, gleiche Arbeit, gleiche Verpflegung und Unterkunft. Vielleicht sind aber Unterschiede in der Behandlung durch die Franzosen vorhanden; an einem Ort möglicherweise beim Kommandanten eine harte Hand; am andern Ort eine weichere. Auch das ist möglich, dass es an den Gefangenen selber liegt, dass in einem Lager ein Kern von Leuten mit tapferem, auch anpassungsfähigem Sinn ist, von denen ein guter, hilfreicher Einfluss auf die andern ausgeht und im andern Lager ist's umgekehrt, da haben sich vielleicht einige schwierige Charaktere zusammengefunden und mit ihrer ewig unzufriedenen und schwarzseherischen Art haben sie die meisten der Kameraden angesteckt?!

Recht bewegt und mit der Frage beschäftigt: „Wer wälzt den Stein vom Leben dieser Leute weg?" bin ich von diesem Gefangenenlager in der Abenddämmerung dieses Ostertages gegen Paris zugefahren.

Unterwegs gab es von der hochgelegenen Terrasse von St. Germain einen eigenartigen Blick auf das im Abendlicht erglänzende Gelände von Paris.

Ein Stück weit gegen die Stadt zu haben wir einen eiligen vom Urlaub kommenden Soldaten im Auto mitgenommen, dass er noch zeitig genug seinen Zug in der Richtung der Front erreiche. Ganz ungefragt sagte er: „Quelque chose d'important se prépare pour ces prochains jours." Nachdem nun dieser Ton: „Wichtige Dinge sind an der Front in Vorbereitung begriffen," sich in

diesen Tagen von ganz verschiedenen Seiten vernehmen liess, wird an der Sache wohl etwas sein. Eine eigentliche Ueberraschung wird das Kommende aber dem Gegner kaum bringen.

Paris, 10. April 1917.

In den letzten Tagen sass ich fast immer am Schreibtisch. Es waren viele Briefe zu schreiben, die den Gefangenen dienlich sein sollen. Gestern meldeten die Zeitungen, dass eine neue Offensive bei den Alliierten nun wirklich eingesetzt hat, und zwar zunächst an der englischen Front; sie hat 10 000 Gefangene und 100 Geschütze eingebracht.

Paris, 12. April 1917.

Im Gespräch mit dem gut unterrichteten Baron X. habe ich folgendes erfahren: Es ist vor ungefähr einem Jahre ganz nahe daran gewesen, dass nach dem gewaltigen ersten Anprall der Deutschen auf Verdun, dieses grosse, so wichtige Festungsgebiet von den Franzosen aufgegeben worden wäre. — General Sarrail habe bereits den Befehl dazu in den Händen gehabt; der sei dann wiederrufen worden.

Ueber die Kriegswendung an der Marne, im September 1914, sagt Baron X.: „Ce sont Galliéni, Foch et Castelnau, encore plus que Joffre, qui ont fait la victoire de la Marne.“

N. B. Das war damals, im Jahr 1917, eine noch wenig gekannte und genannte Sache und Auffassung, dass neben Joffre auch noch andern Siegerrechte zufielen und sie auf Siegerehren Anspruch hätten. —

Ueber das deutsche Friedensangebot von Ende 1916 sagte mein Gewährsmann: „La France aurait peut-être consenti, mais jamais l'Angleterre. Les Anglais sont durs et tenaces, quand ils ont une fois commencé quelque chose.“ (Die Franzosen wären vielleicht auf dieses Angebot eingegangen, aber nie die Engländer. Die halten immer fest bis zum Ende, wenn sie sich einmal in eine Sache verbissen haben.)

Mittags Abreise über Melun und durch den Wald von Fontainebleau, wo man an vielen verstreuten grossen Felsblöcken vorbeikommt, wohl Findlingen aus einer Vergletscherungszeit.

Montargis, 13. April 1917.

In dem vor kurzem hier errichteten grossen Gefangenenlager habe ich grosse Fortschritte gegenüber andern Lagern betreffend Wasch- und Badeeinrichtungen vorgefunden. Das ist keine Kleinigkeit, sondern hat seine grosse Bedeutung auch für das Seelenleben der Gefangenen.

Der Staub und Dreck, der am Leibe hängen bleibt, den man nicht los werden kann, der kann sich bedrückend, beschwerend auch auf die Seele legen.

Am Nachmittag ging es im grossen Walde von Montargis von einem Arbeitskommando zum andern. Es waren deren sieben. Ueberall wurde eine kurze Ansprache gehalten, und mancher der Gefangenen kam zu persönlicher Aussprache. Einer hatte von dem schweren Erleben zu berichten, dass er von den Särgen von zwei an Diphteritis gestorbenen Kindern weg vor 2½ Jahren in den Weltkrieg einrücken musste und seitdem den Ueberlebenden in seiner Familie eigentlich nichts mehr sein konnte.

Nevers, 14. April 1917.

Fahrt nach Nevers. Zuerst an grünenden Getreidefeldern vorbei, dann durch Wald und schliesslich durch Rebgelände. Am Wege die ersten, dieses Jahr gar späten, Frühlingsblumen: Veilchen, Schlüsselblumen. Im Gebüsch eine unbekannte Vogelart gesehen: Grüngelb mit rotem Schnabel.

Ich hatte kurz vor Nevers Zeit genug zu solchen Beobachtungen, denn unser Auto war gründlich stecken geblieben. Das passte nicht gerade in mein Tagesprogramm, brachte aber viel Kurzweil einem kleinen Geschwisterpaar, einem 4jährigen Knaben und 3jährigen Mädchen, das am Strassenrand nach Blumen Ausschau hielt und zugleich seine kindlichen Gedanken und Vermutungen über unser so langes Verweilen an Ort und Stelle austauschte.

Im Hotel habe ich als Tischnachbar einen jungen Mann. Jetzt ist er reisender Kaufmann. Vorher war er an der Front, wo er den grössern Teil seiner beiden Beine verloren hat. Dass er mit zwei künstlichen Beinen die Treppe hinauf kam, fast gleichzeitig mit mir vor dem Essen, das hätte ich ihm nicht angesehen.

Es wird jetzt auf der einen Seite viel getan, um den Leuten im Kampf ihre Glieder zu nehmen, aber gleichzeitig von andern auch

viel Kunstfertigkeit angewendet, um fehlende Glieder wiederzugeben. Früher war man weder für das eine, noch für das andere so weit!

Durch Feld und Wald zu manchen Arbeitskommando's

Nevers, Sonntag, den 15. April 1917.

Gottesdienst im Hôpital 25. Als ich mich nach einem verwundeten Feldwebel erkundige, an dessen Bett ich bei meinem frühern Besuch ziemlich lange gesessen bin (er hatte gar manches von zu Hause zu erzählen), erfahre ich, dass er bald nach meinem Dasein seinen Wunden erlegen ist. Dann noch ein weiterer Gottesdienst in einem andern Lazarett.

Am Nachmittag durch Feld und Wald zu landwirtschaftlichen Arbeitskommandos. Da die Arbeit ruht, gibt es an drei Orten ein gemütliches Zusammensitzen mit den Leuten, denen es wohl zu tun scheint, in der Sprache der Heimat von der Heimat erzählen zu können, auch von frühern Zeiten des Friedens, von Werktagen und Sonntagen von dazumal.

Auf der Wiese, besonders auf dem grossen, schönen Bauerngut des Maire (Gemeindepräsident) betrachte ich und bewundere ich einen mir unbekannten Viehschlag, fast ganz weisse Kühe von starkem Körperbau. Es ist die Rasse der Nièvre. — Dort laden mich die Gefangenen zum Nachmittags-Kaffee ein, den sie auf der Feuerplatte im aufgehängten Kessel selber „brauen" und zwar mit grosser Sorgfalt nach französischer Art, wo man sich bekanntlich auf die Herstellung guten Kaffees versteht. — Der Gutsbesitzer hatte freigiebig alles Nötige zur Verfügung gestellt. Ob dieser Gesinnung freute ich mich eben so sehr, als ob dem duftenden Kaffee, an dem wir uns gütlich taten.

Am Abend geht im Hotel das Gerücht herum, heute sei nun auch die grosse französische Offensive, welche halblaut schon seit längerem angekündigt war, vor sich gegangen. Ob mit dem erwarteten, weitreichenden Erfolge, das ist noch unbekannt.

Deutliche Abnahme seelischer Kraft bei den gefangenen Offizieren

Moulins, 16. April 1917.

Bei diesem zweiten Besuch im hiesigen Offiziersgefangenenlager fällt mir gleich auf, wie sehr sich die seelische Verfassung

mancher mir vom ersten Besuche bekannter Offiziere verschlimmert hat. Jch denke da besonders an den Oberstleutnant, der im Lager I Lagerältester ist. Die Theorie, dass nach und nach eine Art Angewöhnung an die besondere Existenz eines Kriegsgefangenen stattfinde, scheint jedenfalls für die gefangenen Offiziere in der Hauptsache nicht zutreffend zu sein.

Einigen bringt es eine Erfreuung, aber auch innere Bewegung, als ich ihnen von meinem Besuch bei ihren Angehörigen erzähle, so dem Hauptmann B., dem ich über Frau und Kinder so manches Erfreuliche berichten kann. Dem Leutnant H. kann ich von seiner wackern Mutter, die ich in tapferer Arbeit in ihrem Geschäftslokal getroffen, reden, und dem Leutnant v. A. erzähle ich von dem schönen Abend mit seinen Eltern am Familientisch in Halensee.

Im Bureau des französischen Lagerkommandanten berichten sie mir von einer letzthin bei der Briefkontrolle gemachten Erfahrung:

Einer der deutschen Offiziere schrieb seiner Frau mit anfänglich unsichtbarer (aber dann doch schon von der französischen Briefzensur kontrollierter und gelesener Schrift), man solle ihm von zu Hause eine Karte der Gegend Moulins-Grenze zukommen lassen zur Hilfe bei einem Fluchtversuch; dieselbe solle in den Deckel eines ihm zu sendenden grössern Buches hineingebunden werden. — Dieser Brief ging natürlich nicht an die heimatliche Adresse ab. Er bestärkte die französische Zensur in der Forderung, es dürften nur noch uneingebundene Bücher an die Kriegsgefangenen gesandt werden.

In einem Brief aus der deutschen Heimat, welchen die deutsche Zensur merkwürdigerweise hatte nach Frankreich abgehen lassen, schrieb eine Offiziersfrau ihrem Manne: „Es fehlt uns hier zu Hause an nichts, mit Ausnahme von allem!“

Das wurde natürlich von den Franzosen mit Interesse und Befriedigung zur Kenntnis genommen, bevor sie den Brief an den gefangenen Offizier weiter gaben.

Das seit längerem drohende Gewitter der französischen Offensive ist losgebrochen

Nevers, 16. April 1917.

Am Abend noch einmal hierher zurückgekommen. Nun wird es

bestätigt, dass die französische Offensive losgegangen ist zwischen Reims und Soissons und zwar noch speziell im Sektor „Chemin des Dames“. Die ersten und zum Teil auch die zweiten Stellungen der Deutschen seien genommen, 10 000 Gefangene gemacht und viel Kriegsmaterial erbeutet worden.

N. B. Ein bescheidenes Stück aus dieser Kriegsbeute ist dann in meine Hände gekommen, ein kurzer bayrischer Unteroffiziersdolch, nicht uninteressant deshalb, weil er ein Beweisstück ist, wie man in diesem Krieg teilweise wieder auf die Waffen des Mittelalters zurückgekommen ist, die neben den modernsten Bewaffnungsstücken, wie Handgranaten, Tanks usw., gebraucht werden.

Ganz in den Hintergrund getreten ist der Säbel, den man fast nur noch die Krieger der nicht kriegführenden Armeen schmücken sieht.

Was man in der französischen Armee von General de Castelnau denkt

Fontaineblau, 18. April 1917.

Mein hiesiges Absteigequartier, das Hotel de l'Aigle noir, ist erwähnenswert, weil mein Schlafraum mit seinen Empire-Möbeln in roter Seide fast wie ein Fürstenzimmer aussieht, ohne dass aber ein fürstlicher Pensionspreis dafür verlangt würde. In Friedenszeiten muss hier eine sehr noble, jedenfalls anspruchsvolle und vielbezahlende Kundschaft verkehrt haben. Nun ist alles leer und still. Darum ehrt man den seltenen Gast durch die Unterbringung im besten Zimmer.

Die heutige Fahrt zu fünf Arbeitskommandos führte mich durch die erweiterte Kriegszone. Dafür bedurfte es eines Spezial-Passierscheines — und von einem gewissen Punkte an wurde mir ein Offizier als Begleiter, als Beobachter, aber auch als Beschützer, ins Auto gesetzt, ein Leutnant de C., aus sehr altem Geschlecht, von historischer Bedeutung. Ohne ihn wäre ich wohl immer wieder von der Feldgendarmerie angehalten, ausgefragt und vielleicht schliesslich nicht mehr durchgelassen worden. Er verschaffte mir ausser seinem Schutze noch eine ganz interessante Unterhaltung.

Ueber die höchste Führung der französischen Heere auf dem westlichen Kriegsschauplatz äusserte er: „Le véritable chef de l'armée française a été tout le temps le général de Castelnau, mais on ne voulait pas lui accorder officiellement le titre de général en chef à cause de ses convictions religieuses et politiques. (Er ist überzeugter Katholik und streng konservativ.) C'est surtout lui qui est l'âme de tout ce qui se fait maintenant sur le front et le général Nivelle (der offizielle Generalismus) doit beaucoup tenir compte de son opinion." (Der wahre Oberbefehlshaber unserer Truppen ist während der ganzen bisherigen Kriegszeit der General de Castelnau gewesen, aber um seiner religiösen und politischen Ueberzeugung willen wollte man ihm den offiziellen Titel und Rang nicht gewähren. — Er ist auch die Seele all dessen, was gerade jetzt an der Front vor sich geht und der nominelle Oberbefehlshaber, Nivelle, muss jedenfalls weitgehend seinen Rat berücksichtigen.)

Ueber die weitere Kriegsführung und die Kriegsziele meint mein Begleiter: „Nous ne nous arrêterons pas, quand cela conviendra aux Allemands; ce serait une grande illusion de leur part. Nous irons jusqu'au bout, même si cela devait durer encore 2 ans. Ils doivent être mis dans l'impossibilité de recommencer. Nos enfants et petits-enfants ne doivent plus voir une guerre pareille." (Wir werden nicht dann Kriegsschluss machen, wenn es etwa den Deutschen passen könnte. Darüber sollen sie sich keinen Täuschungen hingeben. Wir werden gründliche Arbeit machen — auch, wenn's noch zwei Jahre dauern sollte, bis wir damit fertig sind. Es muss den Deutschen völlig unmöglich gemacht werden, wieder einmal anzufangen. Weder unsere Kinder, noch unsere Grosskinder dürfen einen solchen Krieg erleben!)

Ob die Auffassung des Offiziers betreffend den massgebenden Einfluss des Generals de Castelnau auf die Kriegsaktionen zutreffend ist, kann ich natürlich nicht entscheiden. Vielleicht glaubt er da gerne, was er wünscht. Sicher ist, dass dieser General eine nach militärischem Können und nach Charakter nicht gewöhnliche und sehr vertrauenswürdige Persönlichkeit ist. Und es hat schon seine Bedeutung, wenn in der Armee von manchen angenommen wird, das wirklich entscheidende Wort werde von einer solchen Persönlichkeit gesprochen, die tatsächliche Führung sei in besonders guten Händen.

Es konnten die fünf Arbeitskommandos Monterau-Sucrerie, Montereau-Briquetterie, Ferme de l'Abbaye de Preuilly, Egligny, Braye-Sucrerie besucht werden.

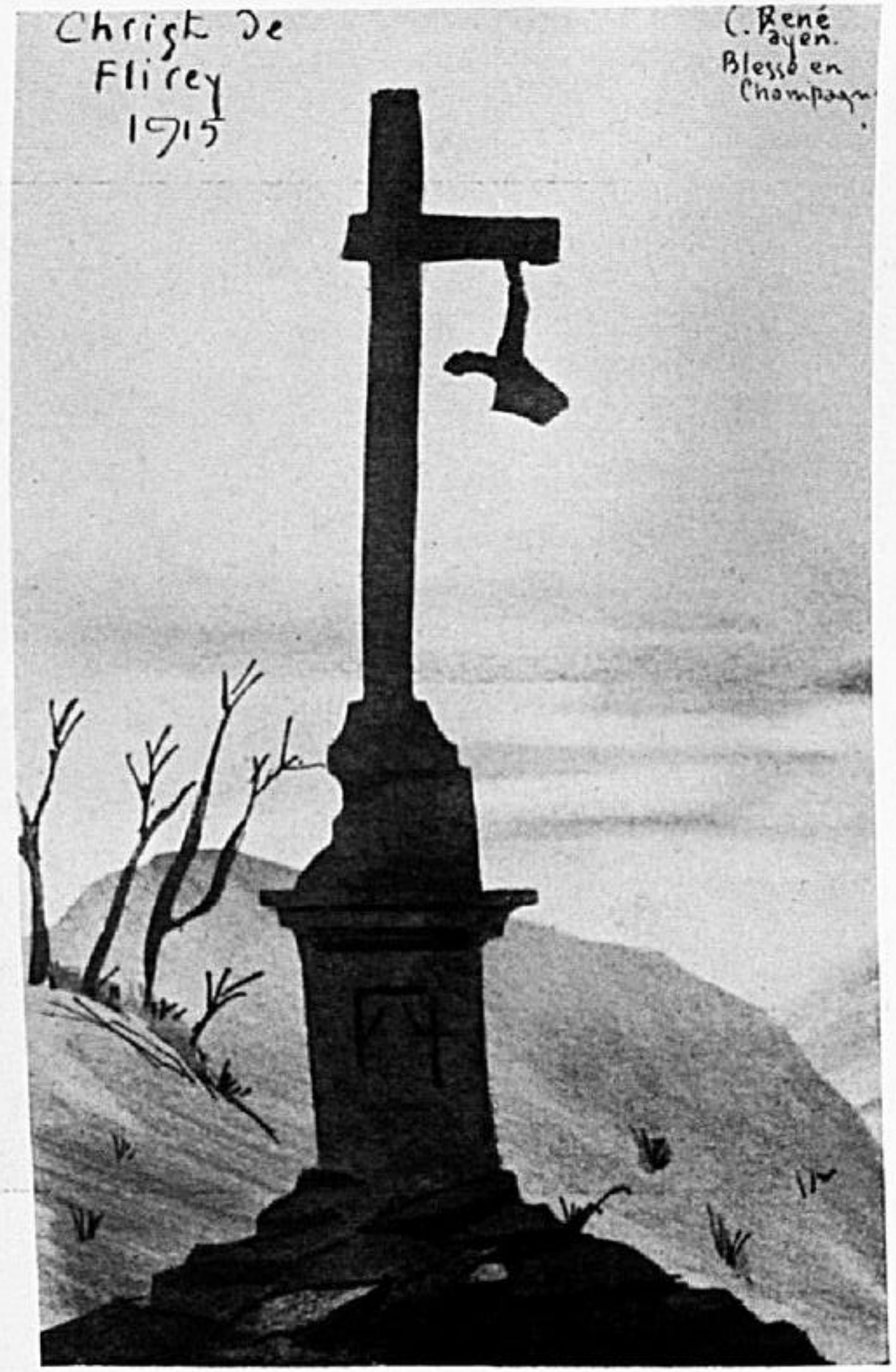
Am ersten Orte rühmten die Gefangenen sehr, wie viel sie ihrem Kameraden, Vize-Feldwebel K., von Flensburg, einem Lehrer, verdanken. Er hat regelmässigen Französisch-Unterricht eingeführt, schafft Möglichkeiten guter Unterhaltung, bemüht sich, vor allem durch sein Beispiel, bei den Kameraden den guten Mut aufrecht zu erhalten.

Er selber äusserte, wie schwer es für ihn sei, so manche Jahre in seinem Beruf nichts leisten zu können und hier ein ziemlich unnützes Leben zu führen. Da wies ich ihn darauf hin, dass er ja auch hier eine Erzieheraufgabe habe und dieselbe, wie ich wisse, mit viel Verständnis und Hingebung ausübe. Damit erweise er seinen Mitgefangenen und seinem Vaterland keinen geringen Dienst.

Wie der vermisste Oberleutnant von H. den Tod fand

In Egligny fand ich den endlich langgesuchten kriegsgefangenen Soldaten, welcher als gewesene Gefechtsordonnanz des im Kampfe spurlos verschwundenen Oberleutnants v. Hahn (des Sohnes des Generals v. H., mit dem ich auf der Fahrt nach Köln im Februar dieses Jahres bekannt geworden war), imstande sein musste, über die damaligen Vorgänge Auskunft zu geben.

Durch seinen Bericht wurde dann auch diese Sache, welche dem Vater so viel zu schaffen machte bis dahin, fast gänzlich abgeklärt: Sie hätten in der Nacht vom 3. und 4. März einen französischen Schützengraben genommen. Dann habe sich der Oberleutnant v. H. zu ihm gewendet und ihm gesagt: „Ich glaube, wir werden nun von den Franzosen gleich mächtiges Feuer bekommen, aber wir wollen doch noch weiter vorgehen und sehen, ob wir nicht noch die andern Gräben bekommen können." Aber bevor der Befehl an die vom Oberleutnant stellvertretend geführte Kompagnie habe weitergegeben werden können, sei das feindliche Feuer der Artillerie und Infanterie losgebrochen und gleich darauf ein französischer Gegenstoss. Schon nach den ersten Schüssen, habe er, der Ordonnanzsoldat, gesehen, wie sein Vorgesetzter plötzlich, ohne einen Laut von sich zu geben, sich rückwärts ge-



Das zerschossene Kruzifix von Flirey



Grabstätte des Fliegerhauptmanns Prinz Friedrich Karl von Preussen hinter der englischen Front

(Seite 262)



Passbild mit dem beanstandeten Feldpredigerdegen
(Seite 264)



Das Reiseauto (Vorkriegsmodell) im Park von Chambord
Der Chauffeur flickt
(Seite 225)

lehnt habe, von einem Artillerievolltreffer, oder von einer Handgranate, tötlich in die Brust getroffen.

Der Kampf sei dann während der Nacht noch weiter hin und her gegangen, und unter den Trümmern des ganz zusammengeschossenen Schützengrabens habe der Offizier wohl ein natürliches Grab gefunden — und sein Leib sei aus diesem Grunde nicht aufgefunden worden.

Das werde ich nun dem Vater, dem General, gleich schreiben, und es wird ihn aus der quälenden Ungewissheit herausbringen.

Französische Offiziersbriefe von der Front

Paris, 20./21. April 1917.

An diesen beiden Tagen viel geschrieben. Heute abend Besuch bei meinem Freund B.

Er liest mir Partien aus drei in diesen Tagen von der Front gekommenen Briefen vor, die alle kurz vor der grossen Offensive geschrieben wurden, und die von Freunden oder Bekannten stammen.

Der eine kommt von einem Armeekorpskommandanten, der andere von einem auch mir bekannten Kommandanten eines Bataillons Chasseurs à pied, der mit einem einzigen Arm in den Kampf zieht; der dritte vom Chef des französischen Nachrichtendienstes an der Grenze bei Delle.

Alle sagen: „Nous sommes à la veille de grands évènements.“ (Wir sind am Vorabend grosser Ereignisse.) Sie rechnen aber alle nicht damit, dass diese kommende Offensive schon der endgültige, vernichtende Schlag sein werde. „Si la défaite finale des allemands est sûre, ce n'est probablement pas encore pour demain.“ (Wenn auch die schliessliche Niederlage der Deutschen sicher ist, so ist's doch nicht für morgen), heisst es im Brief des Generals.

Wie viel zwei kriegsgefangene Lehrer ihren Kameraden sein konnten

Paris, Sonntag, den 22. April 1917.

Besuche bei den landwirtschaftlichen Kommandos um Moissy herum füllten den Sonntagnachmittag aus. Es waren auch hier,

wie bei Mantes und letzthin in Mortereau, auffallende Unterschiede zwischen den verschiedenen Gefangenen-Abteilungen wahrzunehmen, Unterschiede nicht vor allem in den äussern Verhältnissen, aber in der Gemütsverfassung der Gefangenen. Bei den beiden Abteilungen Moissy-Cramayel und Moissy-Charvigny waren die Leute in recht getroster, oder doch gefasster Stimmung, und man konnte manches von freundlichem, kameradschaftlichem Zusammenleben und gutem gegenseitigem Auskommen merken.

Aber bei den beiden andern Abteilungen stand es in beiden Beziehungen, wie sofort spürbar war, nicht gerade gut. Die Gefangenen hatten viel über die Franzosen und über ihr Gefangenschaftsgeschick zu klagen, kommen aber auch untereinander nicht gut aus.

Es ist bemerkenswert, dass an jedem der beiden erstgenannten Orte die so viel bessere Stimmung und Einstellung auf den Einfluss eines Mitgefangenen zurückzuführen ist. An beiden Orten ist es ein Lehrer, welcher der „gute Geist" für seine Kameraden ist, ihr Helfer für so manches. Solches sich selber vergessen und sich der andern annehmen mag nicht immer leicht sein für einen, der selbst die Plage und Last der Gefangenschaft zu tragen hat. Aber anderseits mag also auch einer davor bewahrt werden, sich selbst in Trostlosigkeit versinken zu lassen.

Der eine dieser Lehrer stammt aus Westfalen, der andere ist Badenser und in Beuggen am Rhein, in der so weithin bekannten und von vielen auch bei uns geschätzten Anstalt ausgebildet worden. Es war mir eine Freude, die beiden kennen zu lernen in ihrem ungewöhnlichen Wirkungskreis und ihnen ein Wort des Dankes zu sagen.

N. B. In einem spätern Briefe an die Grossherzogin Luise von Baden tat ich dann des Beuggeners und seiner hingebenden Tätigkeit Erwähnung — und so viel ich weiss, ist dann ein freundliches Schreiben aus dem grossherzoglichen Schloss in Karlsruhe an die Angehörigen des wackern jungen Mannes abgegangen.

An diese beiden Lehrer und an ihre Wirksamkeit unter den Mitgefangenen musste ich dann noch in besonderer Weise denken, als ich aus deutschem Munde den Ausspruch hörte: „Der Krieg reift die religiös gefestigten Persönlichkeiten oft noch zu besonderer Vollendung und gibt ihnen manchmal eine neue weite und tiefe Wirkung auf andere!"

Paris, 24. April 1917.

Anlässlich einer Besprechung auf dem Kriegsministerium ist nebenbei vom mir wohlgesinnten Abteilungschef die Frage der Kaisergrüsse an die Gefangenen zur Sprache gebracht worden. Der Lagerkommandant von Chartres (früher in La Palisse bei La Rochelle) hat also, wie übrigens zu erwarten war, seine angekündigte Verklagung durchgeführt.

Hier ist man der Meinung, dass die Ueberbringung dieser Grüsse von den französischen Behörden wohl gestattet werden darf, dass es aber, im Blick auf etwas empfindliche Lagerkommandanten, nützlich sein mag, das in etwas verhüllter, aber immerhin den Gefangenen doch verständlicher Form zu tun. Da ich mir das — seit einiger Zeit — bereits zur Regel gemacht, kann ich einfach in bisheriger Weise in diesem Stück weiterfahren, und ich kann mich nun, wenn es noch nötig sein sollte, auf die vorhandene völlige Zustimmung des Kriegsministeriums berufen.

Bei einem Gang auf die Abteilung für Militärsanität (jetzt eine sehr wichtige Abteilung) bin ich in ein eigentliches Menschengedränge geraten. Es waren meistens Frauen, aber auch ältere Männer, die, nach den schweren Kämpfen vor acht Tagen, Auskunft haben wollten über das Geschick ihrer Angehörigen, des Gatten, eines Sohnes, Bruders, oder auch Verlobten.

Selten noch habe ich so angstvolle Spannung so stark ausgedrückt gesehen, wie auf den Gesichtern dieser auf Bescheid Wartenden.

Das, dass sie selber noch kein direktes Lebenszeichen empfangen, wie nach frühern Schlachten, konnte eben wohl die Vorbedeutung sein, dass hier eine Todesbotschaft entgegenzunehmen sei. Dass manche sie bekommen haben, merkte ich an den schmerzerfüllten Angesichtern gar vieler Weggehender, von denen die einen und andern kaum mehr sich aufrecht erhalten konnten. Das musste da und dort ein schweres Heimkommen nach Hause geben!

Die Verluste bei den angreifenden Franzosen müssen ausserordentlich gross gewesen sein, über alle Erwartungen hinausgehend. Ob wohl der erzielte Kriegsgewinn solchen Opfern entspricht?

N. B. Nach Auffassung der Regierung, vielleicht auch von diesen

und jenen militärischen Beratern, war diese Frage negativ zu beantworten. — Einige Wochen nach dieser Offensive vom Chemin des Dames wurde dem französischen Höchstkommandierenden, Nivelle, welcher für diese nicht zum völligen Erfolg geratene Aktion verantwortlich war, das Kommando entzogen unter Versetzung auf einen Posten von wesentlich geringerer Bedeutung in Nordafrika.

Nach einem unerhört raschen, glänzenden Aufstieg ein ebenso rascher Absturz und Erlöschen militärischen Ruhmes!

Dieser Krieg bringt raschen Menschenverbrauch mit sich, auch in den höchsten Stellen und Würden.

Hinter der englischen Front

Rouen (Englisches Hauptquartier), 27. April 1917.

Nach dem ursprünglichen Reiseprogramm sollte ich eigentlich jetzt wieder im Emmental sein, an der Arbeit, welche in der Gemeinde zu verrichten ist. Aber eine besondere Angelegenheit hat mich hierher, zu den Engländern, geführt:

Der deutsche Fliegerhauptmann, Prinz Friedrich Karl von Preussen (Gross-Sohn des bekannten Heerführers aus den Kriegen 1866 und 1870/71) ist in den Kämpfen bei Arras von den Engländern heruntergeschossen worden und soll in Rouen in einem englischen Lazarett seinen Wunden erlegen und dort irgendwo begraben worden sein. Es ist seinen Angehörigen sehr erwünscht, näheres über die Umstände seines Todes und seine Grabstätte zu erfahren. Man hat mich um diese Nachforschungen gebeten — und ich kann damit einen Besuch bei den zahlreichen deutschen verwundeten Gefangenen von der Arras-Schlacht verbinden. Nur muss all das im Kommandobezirk der Engländer durchgeführt werden, bei denen ich nicht offiziell akkreditiert (beglaubigt) bin, keine speziellen Erlaubnisscheine für meine Aufgabe habe.

Als ich mich im englischen Hauptquartier (Base) in Rouen meldete, mit Angabe des Zweckes meines Kommens, liess mir der englische kommandierende General durch den französischen Verbindungsoffizier, Oberst L., mitteilen, es bedürfe keiner weiterer Formalitäten. Der freie Verkehr in seinem Kommandobereich sei mir gestattet, er habe zu mir, dem Reverend (dem Pfarrer), ohne weiteres das Vertrauen, dass ich von allem dem, was ich etwa von Kriegszurüstungen sehen werde, nichts weiterbringen,

davon keinen den Engländern schädlichen Gebrauch machen werde. Er nahm das ohne weiteres an, ohne von mir irgend eine mündliche oder schriftliche Zusicherung zu verlangen.

Da dachte und handelte er ganz als Engländer, welcher dem Vertreter des geistlichen Standes eine Art Vorzugsstellung punkto Ehrenhaftigkeit einräumt, in ihm zunächst den Ehrenmann sieht, welchem man, gerade in delikaten Angelegenheiten, von vorneherein Vertrauen schenken will.

Ich glaube nicht, dass in Frankreich die Dinge ganz so vor sich gegangen wären, und dass der blosse Nachweis geistlichen Standes die Türen zum Aufgehen gebracht hätte.

Auf der Suche nach einem Prinzengrab

Nach den auf der englischen Kommandostelle gemachten Angaben fand ich das gesuchte Prinzengrab auf dem nicht so weit entfernten Friedhof St. Etienne de Rouveray. — Es ist mit einem einfachen Holzkreuze bezeichnet, wie alle andern Gräber von verstorbenen deutschen Kriegsgefangenen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass etwas von Blumenschmuck auf dem Grabe liegt: Zwei Kränze und ein Blumengewinde in Kreuzesform. Alles von den Engländern gestiftet. Auf dem einen Kranze steht geschrieben: „Ihrem Kameraden, das englische Fliegerkorps". — Auch das ist englisch gedacht und gehandelt! Der auf dem Feld gemeinsamen Kampfes Gefallene wird nicht mehr als Feind, sondern als Kamerad betrachtet, dem man Achtung entgegenbringt.

Für die Angehörigen habe ich mir auch die Inschrift des Grabkreuzes notiert: „Captain Prince Frederick of Prussia, german Flying Corps. — Died of wounds 6th April 1917".

In einem schottischen Kriegslazarett

Rouen, 28. April 1917.

Im englischen Hauptquartier war mir das vor der Stadt liegende englische Truppenlager, mit angeschlossenem Feldlazarett, als der Ort angegeben worden, wo ich näheres über die letzten Lebenstage und die Umstände des Todes des Prinzen erfahren und auch einen grössern Bestand deutscher verwundeter Soldaten finden werde.

Dort zeigte sich mit einem Male eine bis dahin nicht eingetroffene Schwierigkeit, die der Sprachverschiedenheit.

Auf dem Truppen-Kommandobureau (es ist hier eine schottische Brigade in Reservestellung) und im Lazarettbureau war niemand des Deutschen oder des Französischen mächtig, damit ich vor allem operieren konnte — und meine Englischkenntnisse erwiesen sich als der Situation nicht genügend gewachsen.

Da ich wusste, dass die Militärärzte und der schottische Feldprediger „Akademiker mit Latein“ gewesen waren, schlug ich — etwas zögernd — diese Sprache für unsere Verständigung vor, was aber mit Lächeln abgelehnt wurde. Natürlich durfte ich nun erst recht nicht mit Griechisch kommen, in welcher Sprache ich übrigens die hier dienlichen Ausdrücke vielleicht selber nicht ohne weiteres gefunden hätte.

Uebrigens, auch wenn mein Vorschlag der lateinischen Unterhaltung wäre angenommen worden, hätte das wohl doch nicht recht zur Verständigung geführt; die Engländer haben für diese Sprache des Altertums eine ganz andere Aussprache in Gebrauch, als wir.

Die Hilfe in dieser Verlegenheit kam dann vom Sanitätswachtmeister und von der Pflegerin, welche dem Prinzen den letzten Beistand geleistet und die beide ordentlich deutsch verstehen. Durch sie erfuhr ich das Notwendigste. Die Verletzungen des Heruntergeschossenen waren zwar schwer, aber sie wurden anfänglich doch nicht als eigentlich sein Leben bedrohend angesehen. Da trat am Karfreitagabend plötzlich Herzschwäche ein (infolge innerer Blutung, oder einer Embolie) und, während der schottische Feldprediger an seinem Bette ein Gebet sprach, entschlief, ohne merkbaren Todeskampf, der Prinz ganz ruhig.

Zwiesprache mit einem schottischen Feldprediger

Mit dem schottischen Feldprediger kam ich dann, als meine Englischkenntnisse wieder etwas erwacht waren, doch noch in eine nicht allzu stockende Unterhaltung. Dabei frug ich ihn, ob er, wie manche schottische Theologen, früher ein oder zwei Semester in Deutschland studiert und so einst in friedlichen, nähern Beziehungen zu diesem Volk und Land gestanden habe? Das war nun nicht der Fall. Um aber ganz augenfällig die Art

der jetzigen englischen Beziehungen zu Deutschland darzutun, nahm er einen Stock (wie ihn oft die englischen Offiziere tragen) und legte ihn an die Schulter, wie ein zum Abfeuern bereites Gewehr. Dazu gab er die Erläuterung, das sei das Richtige und Geeignete gegenüber diesen Leuten, den Germans, den Deutschen.

Während dieses Gesprächs lag mein Diplomatenpass zufällig auf dem Kommandobureautisch so ausgebreitet, dass die Pass-Photographie in Feldpredigeruniform sichtbar war. (Ich bin als Feldprediger der schweizerischen Armee bei der französischen Regierung angemeldet und beglaubigt, aber um möglichst frei mit den Kriegsgefangenen verkehren zu können, nahm ich dann vom Tragen der Uniform Umgang.)

Der schottische Dienstkamerad bemerkte nun auf der Photographie das Vorhandensein des bescheidenen Feldpredigerdegens und mit einer Mischung von Humor und Ernst bemerkte er, das schicke sich nicht wohl für einen Boten des Friedens: „Not sword, but bible!“ (Nicht das Schwert soll der Feldprediger zur Hand haben, sondern die Bibel!) Da erinnerte ich ihn an die eben von ihm praktizierte Schussbewegung, als von den Deutschen die Rede war — und gab ihm ganz freundschaftlich zu verstehen, ein schottisches, schiessbereites Gewehr sei etwas noch unfriedlicheres und noch mehr Schaden bringendes, als der harmlose Degen des schweizerischen Feldpredigers. Das nahm er mit frohem, scheinbar zustimmendem Lachen zur Kenntnis.

Mit seiner kriegerischen, kampfbereiten Verfassung gegen Deutschland war es ihm übrigens nicht so ernst. Jedenfalls war sie gar nicht gegen die deutschen Gefangenen gerichtet. Diese rühmten sehr die Hingebung, mit der er sich ihrer annahm und wie er ihnen schon manche Erleichterung verschafft habe. Als ich beim Abschied ihm angelegentlich dankte für alle diese Bemühungen um die Gefangenen, meinte er, das verstehe sich von selber, der verwundete, leidende gefangene Deutsche sei eben in seinen Augen kein Feind mehr, sondern ein unglücklicher, bedauernswerter Mitmensch, dessen Los man aus christlichem Erbarmen zu erleichtern suche.

Nach diesem Grundsatz scheinen hier übrigens im allgemeinen die deutschen verwundeten Kriegsgefangenen behandelt zu werden.

Es ist kein Unterschied zu sehen punkto Verpflegung und ärzt-

liche Fürsorge zwischen ihnen und den Verwundeten der eigenen Armee.

Zum erstenmal habe ich hier die Verwendung von gewaltigen Zelten als Lazaretträume gesehen. Das mag vom gesundheitlichen Standpunkt aus (Lüftung, Desinfektion, Vermeidung des Spitalgeruches usw.) viel für sich haben und in der wärmern Jahreszeit recht geeignet sein. — Aber in winterlicher Zeit?

Es ist übrigens diesen verwundeten Gefangenen wohl zu gönnen, dass verständnisvoll und rücksichtsvoll mit ihnen umgegangen wird. Denn viele von ihnen sind in schlimmem Zustand von den Kämpfen um Arras hierher gebracht worden. Gerade auch seelisch sind manche auf das äusserste hergenommen.

Schon viele Verwundete habe ich in den letzten Monaten gesehen, auch solche, welche die Schlacht nur seit kurzem hinter sich hatten. — Aber noch nie habe ich, wie bei manchen von diesen hier, das Grauen des Schlachterlebnisses noch nach 14 Tagen so deutlich auf den Gesichtern eingeschrieben gesehen.

Entsetzen, Angst, die sonst nach einem erschütternden Erlebnis nur vorübergehend auf einem Angesicht bemerkbar sind, die sind hier wie festgebannt, wie festgefroren, auf den Gesichtszügen.

Die Anliegen eines sterbenden jungen preussischen Offiziers

Ein Erlebnis, das am Schluss des Lazarettbesuches, im Zelt für verwundete, gefangene Offiziere, noch kam, wird mir lange in Erinnerung bleiben.

Beim Eintritt in das grosse, luftige Zelt deutete mein Begleiter, der Lazarettkommandant, ein höherer schottischer Sanitätsoffizier, auf ein Bett mit Bemerkung: „Dort starb der Prinz von Preussen.“ Nun war das Bett wieder besetzt, durch den jungen preussischen Leutnant L. Bei Arras waren ihm beide Beine durch einen Granattreffer zerschmettert worden. Das eine hatte man ihm bereits abgenommen. Die Amputation des andern wäre auch dringend notwendig, sei aber wegen der grossen Schwäche des Verwundeten noch nicht gewagt worden. — Auf meine Frage, ob ich ihm irgend einen speziellen Dienst erweisen könne, war seine

Antwort: „Ich danke, aber für mich selber soll man nichts tun, hingegen wäre ich froh und dankbar ob allem, was Sie etwa für meine auch verwundeten Mannschaften von der Kompagnie tun könnten. Und wissen Sie vielleicht, welches der Ausgang der Schlacht bei Arras war, ob wir oben auf kommen konnten? Das ist viel wichtiger und liegt mir viel mehr am Herzen, als mein persönliches Ergehen. — Wenn Sie etwas für meine lieben Eltern tun wollen, so schreiben Sie bitte, dass Sie mich in guter Pflege gefunden haben. Das wird eine grosse Beruhigung für dieselben sein, bis zu dem Augenblick, wo ich dann selber zur Feder greifen und einen beruhigenden Brief nach Hause schreiben kann."

Bei diesen letzten Worten sah mich der am Kopfende stehende schottische Chefarzt, der allem nach etwas deutsch verstand, ernst an — mit einem Blick, der sagen wollte: Dieser Brief in die Heimat wird nie geschrieben werden können.

Bevor ich den jungen Mann verliess, dem ob dem Gedanken an die Kameraden, an das Vaterland, an die Eltern, die eigene Person so sehr in den Hintergrund trat, sagte ich ihm noch jene ewig gültigen, grossen Worte, die im Psalm 23 und in den letzten Versen des 8. Kapitels des Römerbriefes stehen: „In dem allem überwinden wir weit. Weder Tod noch Leben mag uns scheiden von der Liebe Gottes", jene Worte, die über die grosse, schmerzvolle, ernste Wirklichkeit des Sterbens eine andere noch grössere, trostvolle, endgültige Wirklichkeit stellen.

Dieses Erlebnis hinter der englischen Front ist der Abschluss meiner vierten Tätigkeitsperiode unter den deutschen Kriegsgefangenen.

Trubschachen, Mai 1917.

Hierhin kam vor einigen Tagen der Bericht vom englischen Kommando in Rouen, der Leutnant L. sei wenige Stunden nach meinem Weggang seinen Wunden erlegen. Gleichzeitig wurde die Mitteilung gemacht, dass mir alle englischen Kriegsgefangenen-Lazarette jeder Zeit für weitere Ausübung seelsorgerlicher Tätigkeit offen stünden.

Um diese Erlaubnis war ich nicht eingekommen, um so mehr schätze ich es, dass mir das aus freien Stücken angeboten wird.

Aber ich werde kaum dazu kommen, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen.

Die Stellvertretungsverhältnisse hier haben sich, trotz den Bemühungen unseres Kirchgemeindepräsidenten und meiner lieben Frau schliesslich etwas schwierig gestaltet, und, wenn meine Aufgabe hier nicht zu Schaden kommen soll, muss ich wieder längere Zeit ganz an der Arbeit sein — und die Tätigkeit ausser Landes kann nur noch von Zeit zu Zeit für kürzere Frist ausgeübt werden.

Diese notwendig gewordene Einschränkung der vom Bundesrat mir übertragenen Mission hat zu Verhandlungen mit Bundesrat Hoffmann geführt. Dabei lernte ich ihn, der sonst sich eher sparsam an Worten, gerade auch an Worten der Anerkennung, erwiesen hatte, aus einem persönlichen, sehr herzlichen Schreiben an mich, nun noch von einer ganz anderen Seite kennen.

Fünfte Frankreich-Reise

Ein Telegramm besonderer Art aus den Vereinigten Staaten

Poitiers, 17. Mai 1917.

Dieses Mal soll meine Abwesenheit nur eine Woche dauern. Auf Pfingsten will ich wieder in der Gemeinde sein. Hierher habe ich mich gewendet, weil hier gleichzeitig ein Gefagenenlager und ein grosses Lazarett mit vielen Verwundeten von der April-Offensive besucht werden konnten.

Im Gefangenenlager bekomme ich sofort den Eindruck, dass sich die Einstellung gegenüber den Kriegsgefangenen in mancher Beziehung neuerdings verschlimmert hat. Das merke ich an einem etwas frostigen Empfang durch den Lagerkommandanten. Dann muss ich es aus verschiedenen amtlichen Anschlägen herauslesen, die kund geben, dass manche frühere Vergünstigungen den Gefangenen nun entzogen sind, dass auf Verfügungen von Paris her allerlei Räumlichkeiten für Unterhaltung und Unterricht nun geschlossen sind — wie angegeben ist, als Vergeltungsmassnahmen für gleiche Einschränkungen, welche von den Deutschen den gefangenen Franzosen auferlegt worden seien. Es weht da leider wirklich zur Zeit ein etwas scharfer, böser Wind gegen die Gefangenen hin. Anders, als ich es vor wenigen Wochen bei den Engländern wahrgenommen. — Die Franzosen sagen freilich: die Deutschen haben mit den Schlägen angefangen und, was sie täten, seien nur berechtigte Gegenhiebe.

Immerhin habe ich auch — auf telegraphischem Wege — etwas Erfreuliches erfahren, das von Nordamerika her kommt: Als die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten gegen Deutschland,

musste von der Leitung der amerikanischen Kriegsgefangenenhilfe in Paris, die den deutschen Gefangenen zu gute kam, an die Oberleitung in Nordamerika, an den bekannten John Mott, die Frage gerichtet werden: Was nun? Soll man jetzt, wo Deutschland Gegner geworden ist, die Hilfe einstellen, oder damit weiterfahren? Da ist von John Mott telegraphisch ungefähr folgender Bescheid gekommen: „Die Hilfstätigkeit für die deutschen Gefangenen ist, so weit als möglich, weiterzuführen; denn über den Reichen dieser Welt und ihrer Feindschaft steht für uns das Reich Gottes und die Forderung christlichen Erbarmens."

Der Telegraph musste in diesem Kriege der rasche Verbreiter vieler böser, oft unwahrer, Unheil stiftender Dinge sein. Gottlob konnte er auch hie und da eine gute Botschaft, die Menschen zusammenbrachte und Hilfe bedeutete, weitertragen.

Die Einstellung des französischen Protestantismus zum kriegführenden Deutschland

Etwas Erfreuliches war es auch, zu hören, dass ein katholischer und der protestantische Pfarrer von Poitiers regelmässig das Lager besuchen und für die Gefangenen alles das tun, was ihnen nach Masstab ihrer Sprachkenntnisse und ihres Verständnisses möglich ist. Gerade für den protestantischen Pfarrer mag diese Tätigkeit nicht ohne Selbstüberwindung vor sich gehen. Denn es ist zweifellos, dass der französische Protestantismus dem kriegführenden Deutschland noch schärfer ablehnend gegenübersteht, als der französische Katholizismus.

Gerade hier in Poitiers hat ein französischer protestantischer Feldprediger, mit dem ich zusammentraf, mir das zu erklären gesucht:

Zwischen dem protestantischen Frankreich und dem protestantischen Deutschland hätten vor dem Kriege wesentlich engere innere Beziehungen bestanden, als zwischen dem katholischen Frankreich und dem katholischen Deutschland. Um so näher sei den französischen Protestanten die mit Deutschland erlebte traurige Erfahrung und Enttäuschung gegangen. Die von einem Freund erlittene unerwartete Kränkung schmerze und erzürne ja meist viel mehr, als das Unerfreuliche, das man mit einem Fremden erlebe.

Schon aus diesem einen Grunde sei gewiss teilweise das sehr starke Abrücken von Deutschland gekommen.

Dann sei noch eine andere Ursache da, welche in der sehr exponierten Lage des französischen in starker Minderheit sich befindenden Protestantismus liege. Dem könnte der in grosser Mehrheit dastehende französische Katholizismus vorhalten: Da sieht man, was man mit den Protestanten, mit dem protestantischen Lande Deutschland erleben kann. — Um da nicht in einen Topf geworfen zu werden, müsse der Protest gegen Deutschland beim französischen Protestantismus noch besonders entschieden, ja scharf sein.

So ungefähr äusserte sich der französische, protestantische Feldprediger, einer der an der ernsten Frage zunächst Beteiligten. — Ob die Erbitterung gegen Deutschland, gerade gegen das protestantische Deutschland, vielleicht noch aus andern Quellen, aus noch tieferliegenden, herausfliessen mag, das kann ich nicht ohne weiteres ergründen. Es ist aber wohl möglich, dass die dem Calvinismus eigene ethische Einstellung, die hohe Wertung von Recht und Unrecht, dieses unerbittliche Zürnen gegenüber dem Kriegsgegner noch in besonderer Weise bestimmt und vertieft hat.

Im alten Bischofspalast habe ich 350 deutsche Verwundete gefunden. Meistens haben sie ihre Verletzungen am Grosskampftag, den 16. April, am Chemin des Dames erlitten.

Mit der Verpflegung scheint es sehr gut zu stehen; sie ist jedenfalls wesentlich besser, als die Verwundeten sie jetzt in ihrer Heimat finden könnten. Hingegen kommen mir die Krankenräume etwas stark besetzt vor. Das Lazarettpersonal scheint, gerade was die Aerzte betrifft, etwas knapp bemessen — und so mag manchem der Verwundeten nicht ganz alle eingehende, sorgfältige Behandlung zuteil werden, die er in Friedenszeiten in einer chirurgischen Klinik finden würde.

Es ist eben Krieg mit seinem Aerztemangel — und das bekommen gewiss nicht nur die feindlichen Verwundeten, sogar auch die des eigenen Landes, zu spüren. Es ist wohl unmöglich, allen Lazaretten nach Grosskampfzeiten die eigentlich notwendige Zahl von richtig ausgebildeten Chirurgen zur Verfügung zu stellen.

Einer der hiesigen Aerzte, dem der Name meines chirurgischen Bruders wohl bekannt war, begleitete mich noch ein Stück

weit gegen die Stadt zu und erklärte, er fühle sich hier gar nicht am richtigen Platz. Er sei Professor für Augenheilkunde und es diene seinen Patienten und ihm nicht, dass er hier vor allem Chirurgie treiben solle, während er anderswo, wo Augenverletzungen in grösserer Zahl zu behandeln seien, sich ganz anders wirklich nützlich machen könnte. Ich suchte ihn zu trösten mit dem Hinweis, dass bei uns in der Schweiz ein sehr tüchtiger Chirurge, Chefarzt der chirurgischen Abteilung eines grössern Spitals, monatelang seine bedeutenden Fachkenntnisse habe brach liegen lassen müssen, um im Grenzdienst bei seiner militärischen Einheit zu einigen Fusskranken oder Fällen von leichter Erkältung oder Verdauungsstörung zu sehen.

Die vielfachen Anforderungen des Soldatendienstes machen es wohl manchmal, auch bei gutem Willen, nicht möglich, jeden stets an den rechten Platz zu stellen und nach dem Mass seiner besondern Fähigkeiten zu verwenden.

Als meine Tagesarbeit getan ist und ich abends durch die Strassen der Stadt gehe, fällt es mir auf, in welchem Masse hier die Glyzinien mit ihrem zarten Violett als Schmuck der Häuserfassaden vorherrscht.

Wenn ich einmal später an Poitiers zurückdenken werde, so werden zwei Dinge sehr verschiedener Art mir sofort wieder gegenwärtig sein: das vielfache Elend der Verwundeten im Bischofs-Palast und die anderswo noch nie gesehene Glyzinienpracht.

Guter Abschluss eines etwas angreifenden Himmelfahrtstages

Dieser abendliche Gang fand dann zunächst seinen Abschluss in einer katholischen Kirche, in welcher gerade ein Himmelfahrtsabendgottesdienst gehalten wurde. Durch eine offene Kirchentüre hörte ich beim Vorbeigehen Worte eines Predigers, und ich trat ein, ohne zunächst viel darnach zu fragen, welcher Konfession Kirche und Prediger angehören möchten. Ich hatte ein starkes Bedürfnis, über die teilweise recht bedrückenden, angreifenden Eindrücke dieses Tages noch einen andern Eindruck zu stellen, die Dinge noch in ein anderes, höheres Licht gestellt zu sehen. Aus der Predigt, welche bereits ihren Anfang genommen hatte, habe ich einige Gedanken niedergeschrieben:

Jésus nous demande trois choses:

1. D'abord un acte de foi. France peux-tu croire? Si oui, tu verras de la part de Dieu un acte de magnificence à ton égard. Dans l'évangile aussi Jésus demande souvent un acte de foi de ceux, qui ont recours à lui (Récit de Lazare).

2. Jésus nous demande et recommande la prière.

3. Réparations de nos fautes. Amende honorable, dont la sincérité doit être prouvée par les faits, par les actes. Nous devons expier par toutes sortes de souffrances physiques et morales les péchés de la France. Il faut s'immoler pour les autres. De sacrifice en sacrifice on arrive alors au sommet de la perfection.

Plus que jamais il y a maintenant des âmes, qui sont prêtes au plus grands sacrifices. Il faut être capable de dire: „Je veux mettre mon âme, ma vie, sur le plateau de l'expiation."

Bei diesem letzten, spezifisch katholischen Gedanken vom Sühnen fremder Schuld durch das Leiden und die frommen Bemühungen auserwählter Mitmenschen, geht ja die protestantische Glaubensauffassung nicht mit; sie kennt nur die Sühne durch Jesus.

Es kam in der Predigt dann noch der Hinweis auf den lebendig frommen General de Sonis, einen der wenigen erfolgreichen französischen Truppenführer von 1870/71, welcher im Krieg immer eine kleine Statue „du sacré cœur" mit sich geführt und vor derselben regelmässig sein Gebet verrichtet habe.

Und am Schluss der Predigt dann noch der allgemein christliche Gedanke: „Nous ne savons pas, où gît le cœur de Dieu le Père, afin que nous le cherchions toujours de nouveau dans le cœur de Jésus Christ, qui nous est bien connu." (Wir wissen nicht, wo sich das Herz Gottes befindet, aber wir können dasselbe immer wieder suchen und finden im Herzen Jesu, welcher uns ja wohl bekannt und nahe ist."

Paris, 19. Mai 1917.

Gestern noch Fortsetzung der Besuche in den Lazaretten von Poitiers und heute hierher gekommen zu Besprechungen auf dem Kriegsministerium und zu Besuchen bei den deutschen Verwundeten, welche seit meiner letzten Anwesenheit in die hiesigen Lazarette gebracht worden sind.

Paris, Sonntag, 20. Mai 1917.

Fast den ganzen Sonntag im Lazarett Val de Grâce zugebracht bei Verwundeten aus den Kämpfen bei Soissons und Laffaux. Einer derselben, ein junger Kaufmann aus Jena, bittet vor allem um ein Neues Testament; das Seinige sei im Tornister auf dem Schlachtfeld geblieben.

Verschiedene berichten, was sie während den Schlachttagen und auch schon vorher durchgemacht haben. „Wir sind mehrmals zwei bis drei Tage ohne Verpflegung geblieben; aber davon wissen die Herren bei den hohen Stäben nichts."

Es war dann davon die Rede, dass die Schwerverwundeten in ihre Heimat verbracht werden könnten. Das natürlich unter der Voraussetzung, dass sie, bei allfälliger Wiederherstellung, nicht mehr Kriegsverwendung finden durften. Da meinte einer: „Es wäre doch einer dumm, wenn er, nach der Heimschaffung, wieder an die Front ginge und sich noch einmal der Gefahr aussetzte, totgeschossen zu werden." Ich habe den Eindruck, dass unter den Kriegsgefangenen (vielleicht nicht nur unter den Deutschen) jetzt viele so denken, auch, wenn sie es nicht gerade so offen heraussagen.

Paris, 21. Mai 1917.

Den Verwundeten im Lazarett Panthéon habe ich unter anderem auch einen kleinen Dienst, der dem Magen zu gut kommt, leisten können.

Sie sprachen mir davon, dass an der Qualität des Essens gar nichts auszusetzen sei, die sei vorzüglich, aber, je mehr die Genesung fortschreite, desto weniger genüge die Quantität für den wiederkehrenden Appetit.

Der Verwaltungsoffizier des Lazaretts, dem ich das Anliegen vorbrachte, hatte durchaus Verständnis für dasselbe. — Bisher hätten die deutschen Verwundeten die Krankenration bekommen (gleich wie die französischen); nun würden sie ohne weiteres auf die ganze Ration gesetzt werden.

Ich notiere diesen Beweis wohlwollender Gesinnung, weil jetzt die Tendenz vorherrscht, alles Unerfreuliche in der gegenseitigen Feindesbehandlung zu unterstreichen. Dessen gibt es ja leider genug.

Der Chef der Kriegsgefangenenabteilung auf dem Kriegsmini-

sterium hat mir von neuen Schwierigkeiten zu berichten, welche in Kriegsgefangenensachen mit Deutschland entstanden seien.

Er legt mir die Frage nahe, ob sich nicht vielleicht eine zweite Gelegenheit bieten könnte, den deutschen Kaiser zu sehen und seine Intervention zugunsten der französischen Gefangenen in Deutschland anzurufen.

Ich muss einen solchen Versuch als aussichtslos ansehen. Der Kaiser weilt meistens im Grossen Hauptquartier. Und wenn er auch erreichbar wäre, so wäre es ein unerhörter, kaum zu erwartender Glücksfall, wenn er ein zweitesmal sich gegen das eigene Kriegsministerium und dessen Massnahmen entscheiden würde. Aber, auch wenn sich die Wohlgesinntheit gegenüber dem Besucher wiederholen und der Kaiser dessen Milderungsvorschlägen zustimmen sollte, ist's nicht gesagt, dass sein kaiserlicher Wille sich dann tatsächlich gegen alle weiter unten vorhandenen starken Widerstände würde durchsetzen können.

Dem Namen nach ist der Kaiser noch der „Oberste Kriegsherr", aber verschiedenes lässt vermuten, dass sein Einfluss nach und nach — im Vergleich zu frühern Zeiten — gewisse Abstriche erfahren hat, dass seine Meinung nicht mehr immer eingeholt wird, oder, in aller Stille, ohne dass er immer Kenntnis davon hat, wider dieselbe vorgegangen wird.

Paris, 22. Mai 1917.

Eben erfahre ich, dass die in den letzten Tagen verfügte völlige Grenzsperre für Auslandreisende wieder aufgehoben ist, aber vielleicht nur für ganz kurze Zeit.

Diese Reisemöglichkeit musste ich sofort ausnützen, denn auf Pfingsten will ich wieder in der Gemeinde sein und in meiner Aufgabe dort — welche ich jedenfalls nicht wieder in den nächsten Monaten unterbrechen werde.

Dritte Deutschland-Reise

Im Zuge zwischen Lindau und München, 19. Mai 1918.

Die dem französischen Kriegsministerium schon letztes Jahr zugesagte kurze Reise zu französischen Kriegsgefangenen in Bayern ist endlich möglich geworden.

Der Zug fährt zwischen Lindau und München lange Zeit durch ein Gelände, das eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Emmental hat, wenigstens in dem Sinn, dass es fast ganz auf Milchwirtschaft eingestellt ist. Hier im Allgäu sind die meisten Käsereien des Bayernlandes, hier ist, in Biessenhofen, die Tochterunternehmung der Siederei Stalden, die Alpursa.

Auf vielen Matten ist man an einem frühen Heuet. Es ist unsicheres Wetter — und da sehe ich zum erstenmal die Verwendung jener kleinen Holzgerüste, die man Heinzen nennt, auf welchen das Gras, ohne dass es den Boden berührt, ganz an der Luft dürr wird. Eine in Zeiten regnerischen Heuets gewiss vorteilhafte Sache, welche nur den Nachteil hat, dass das Aufstellen und Wegnehmen der Heinzen ziemlich viel Zeit in Anspruch nimmt, und dass es ordentlich Platz braucht, um sie zu Hause unterzubringen.

Dass es Krieg ist, merkt man daran, dass auf den Matten fast nur Frauen, Kinder und ältere Männer an der Arbeit sind. — Es ist nun schon der vierte Kriegsheuet. In mancher Familie wird der Hausvater, der Sohn, der Bruder an keinem mehr dabei sein.

Ein sinkender Königsthron

München, 30. Mai 1918.

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass der Tag meiner Ankunft mit dem grossen katholischen Kirchenfest der „Fronleichnam“ zusam-

mentreffe. So finde ich alle Regierungsbureaus geschlossen. Auf dem Wege durch die Stadt treffe ich mit dem grossen Prozessionszuge zusammen, in dem alles, was in Kirche und Staat obenan ist, mitgeht: der greise König, der Erzbischof, Minister, Generäle.

N. B. Es war die letzte solche Prozession, über der noch der Glanz des Königstums schimmerte. Noch vor Jahresende war der König Privatmann geworden, war der Königsthron umgestürzt. Das Unerwartete dabei war das, dass es nur eines ganz leichten, ohne alle Mühe vor sich gehenden Stosses bedurfte, um alles das zum Zusammenfallen zu bringen, was seit bald einem Jahrtausend bestanden hatte, und dem man fast Ewigkeitsdauer hätte zumessen können. Ein aufständisch gewordenes Rekrutenbataillon und etwas Zuzug von Zivilleuten genügten, um in der grossen Königsstadt die Revolution durchzuführen. Etwas von ernsterem Widerstand war nicht zu spüren. Im Volksmund hiess es dann: Während Jahrhunderten sei von den stattlichen Gestalten der Schlosswache-Hartschiere das Schloss und der jeweilige Fürst gehütet worden, ohne dass irgend eine Bedrohung vorgelegen sei. Als diese dann schliesslich doch eingetreten sei, im November 1918, und endlich Gelegenheit da gewesen wäre, von den Waffen Gebrauch zu machen und den König zu schützen, da hätten die Schildwachen, die Hüter des Thrones, mit Beschleunigung die Hallebarten abgelegt und den Männern des neuen Regime sei ohne weiteres freie Bahn gegeben worden. —

Vier Jahre von Entbehrungen aller Art, von immer wieder neuen angreifenden Erlebnissen, können eben auch vorher ziemlich solide königstreue Gesinnung zum Zermürben bringen, so dass man dann den Dingen einfach ihren Lauf lässt.

Siegesbotschaften, aber kein Siegesjubel!

Gegen Mittag dieses 30. Mai erschien dann noch neuer Flaggenschmuck in der Stadt. Der galt dem eben bekanntgewordenen Sieg der Deutschen bei Soissons. An allen Anschlagsäulen waren die Siegesbulletins angeschlagen. Gleichzeitig mit mir blieb ein kriegsinvalider Major vor einer Säule stehen und las den Siegesbericht. — Eine Träne sah ich bei ihm herunterfallen. — War es eine Freudenträne, oder galt sie dem Schmerz, nicht mehr an

der Front seinen Mann stehen zu können, oder vielleicht den vielen Opfern, die auch ein Sieg, oft gerade ein Sieg, mit sich bringt, Opfer, die vielleicht doch nicht den Endsieg garantieren? Sein bekümmerter Blick beim mühsamen Weiterschreiten liess fast nicht auf eine Freudenträne schliessen.

Auch bei allen andern, die ich beim Lesen dieses Siegesbulletins beobachtete, war nicht gerade viel von überwallendem Siegesjubel zu bemerken. Man hatte schon so oft geflaggt ob Siegesnachrichten, und die Dinge waren doch zu Hause immer schlimmer geworden!

Eine einfache Frau, die einen Augenblick auf einer Bank sich ausruhte, mit der ich ins Gespräch kam, sagte mit einem Seufzer: „Schwere Zeiten, aber das schwerste sind nicht einmal die Essensangelegenheiten, obwohl das einer Hausmutter genug zu sorgen gibt, aber die Erziehungsschwierigkeiten, welche der Krieg mit sich bringt. Gerade in der Zeit, wo die Buben den Vater am meisten nötig hätten, ist er immer weg. Und ich muss auch viel von zu Hause weg sein, wegen des Verdienstes. Wenn nur die Kinder darob nicht zu sehr zu Schaden kommen; das ist mein grösstes Anliegen."

München, 31. Mai 1918.

Im evangelischen Hospiz „Baslerhof", wo ich mein Quartier habe, wohnte ich gerne der Morgenandacht bei. Man bekommt dabei fast immer etwas auf den Weg, das man brauchen kann. Es war da die Rede vom Kämmerer aus dem Mohrenland, „der fröhlich seine Strasse zog", trotzdem der, welcher ihm zur grossen innern Bereicherung einen Augenblick zur Seite getreten war, nun nicht mehr mit ihm weiter ging — aber das ihm geschenkte Licht leuchtete nun ermutigend auf den weitern Weg. Die Andacht schloss mit der Bitte: „Gib uns Ueberwindung der Feinde, dass endlich der ersehnte Friede komme. Verdient haben wir ihn zwar nicht; denn auch auf uns lastet schwere Schuld."

Einen Teil des Vormittags gab es auf dem schweizerischen Konsulat zu tun, respektive zu warten. In dieser Wartezeit nahm ich ein Werk des grossen Astronomen Flammarion, das auf dem Tische lag, zur Hand, welches in gut verständlicher Weise in die Unendlichkeit der Welten hineinführt. Solche Lektüre kann ganz gut tun und dazu helfen, dass manches, was im kleinen eigenen

Dasein einem etwas zu schaffen macht, sich zu den richtigen Dimensionen reduziert.

Zum erstenmal während meiner Deutschland-Kriegsreisen musste ich mich hier um die Karten für Milch, Butter, Brot, Fleisch, Eier etc. selber bemühen. Das war etwas zeitraubend, aber es ist doch für mich nur etwas Einmaliges. Da dauern mich die deutschen Hausfrauen, die immer wieder nach diesen Karten ausgehen müssen und für die es dann noch gar nicht sicher ist, ob sie die ihnen zugesprochenen bescheidenen Rationen überhaupt erhalten werden, während das bei uns in der Schweiz doch noch möglich ist. Ich hörte zwar auf dem Kartenamt eine Frau halblaut sagen: „Butter ist noch genug da; man muss sie nur zu bekommen wissen" — und sie sah darnach aus, als sei sie dazu schon imstande. Aber nicht alle verfügen **über** die nötige Rücksichtslosigkeit und die weiter nötigen Silberstücke oder Banknoten.

Lob weiblicher städtischer Beamtinnen

München, 1. Juni 1918.

Bayern geniesst für militärische Angelegenheiten eine gewisse Selbständigkeit im Reich, braucht nicht für alles auf Berlin abzustellen — und man markiert das manchmal gerne mit ziemlicher Deutlichkeit. Davon bekam ich etwas zu merken, als ich hier auf dem bayrischen Kriegsministerium vorsprach und dort in harmloser Weise etwas von gewissen mir vom preussischen Kriegsministerium gewährten Erleichterungen und vom Interesse des Kaisers für Kriegsgefangenen-Angelegenheiten erwähnte. — Da wurde vom bayrischen Major v. F., der mich empfing, in ziemlich massiver Weise zu verstehen gegeben: Was in Berlin gelte, gelte noch nicht ohne weiteres in Bayern.

Wesentlich weniger bayrisch urwüchsig klang es dann beim Stabschef des stellvertretenden Generalkommandos, mit dem auch noch zu verhandeln war. Der ist zwar, so viel ich weiss, auch Bayer, aber von höherem Rang, Generalmajor. Durch ihn wurde mir die nun schon bei Deutschen, Franzosen, Engländern gemachte Erfahrung bestätigt, dass je höher man hinauf kommt, desto korrekter, ja gentlemanmässiger im ganzen die Aufnahme ist, die man findet — und dass mit einem General der amtliche, dienstliche

und auch persönliche, private Verkehr oft noch leichter und förderlicher ist, als mit dem Offizier auf den untern Rangstufen.

Auf dem städtischen Lebensmittelkartenbureau, wo ich noch einmal zu tun hatte, warten nun weibliche Beamte ihres Amtes — und ich kann nur rühmen, mit wie viel gesundem Menschenverstand, Anpassungsfähigkeit und freundlicher Bereitwilligkeit sie meinen etwas speziellen Fall rasch und in freundlicher Weise erledigten.

Von all diesen guten, nützlichen Eigenschaften fand ich bei ihnen fast mehr, als bei den Herren auf der Polizeidirektion, wo es wegen eines kleinen Formfehlers in meinem Diplomatenpass einige Anstände gab und ich mich dreinfinden musste, dass man, wie bei andern Ausländern, vom Zeigfinger der rechten Hand den üblichen Abdruck nahm und diesen dann irgendwo im Erkennungsdienst klassifizierte. — Beim Weggehen aus dieser Spezialabteilung hatte ich ein etwas eigenes Gefühl und betrachtete mich fast selber mit einigem Verdacht, obwohl ich ja schon wusste, dass in gegenwärtiger Zeit auch verhältnismässig rechte Leute sich solchen Anforderungen unterziehen müssen.

Von hoher Stelle ist dann übrigens gleich darauf die Erklärung gekommen, ich sei aufs beste ausgewiesen und diese Massregel hätte unterbleiben sollen.

Unter gefangenen französischen Offizieren

Ingolstadt, 2. Juni 1918.

Diese Ortschaft hat im Laufe der Jahrhunderte in bewegten Kriegszeiten schon mancherlei Merkwürdiges innerhalb und auch ausserhalb ihrer Mauern gesehen. Das Neueste ist, dass von Zeit zu Zeit gefangene französische Offiziere hier durchgeführt werden, um in das Fort Prinz Karl, das zu den Aussenbefestigungen gehört, verbracht zu werden.

Diesem Offizierslager galt mein heutiger Besuch. Da das Morgenessen sehr knapp gewesen und auf ein Mittagessen nicht zu rechnen war, wollte ich mich noch vor dem Eintritt in das alte Fort mit Kaffee, Brot und Käse beköstigen. Und, als ich an einer Wirtschaft auf dem Schild den anziehenden und nicht ganz gewöhnlichen Namen: „Zu den Jüngern von Emmaus“ las, kehrte ich dort ein.

Das Essen war recht. Aber der Wirt entsprach in der aus-

gesprochenen Versoffenheit seines Aussehens nicht gerade den Erwartungen, die der schöne Herbergsname hätte erwecken können. Der wirkliche, einstige Herbergsvater von Emmaus wird gewiss anders ausgesehen haben.

Beim Vorbeikommen an einer katholischen Kirche blieb ich einen Augenblick stehen und hörte gerade einige gute Predigtworte über Gemeinschaft mit Jesus und Gemeinschaft mit den Menschen.

Dann noch eine Begegnung besonderer Art. In der Nähe des Forts stiess ich mit einer kleinen Abteilung deutscher Soldaten zusammen, die in ihrer Mitte einen französischen Hauptmann hatte. Das war ein „Ausbrecher", ein Flüchtling, der von seinem zweiten Fluchtversuch zurückgebracht wurde. Er sei nur noch zehn Meter von der Schweizergrenze entfernt gewesen, als er von einer deutschen Patrouille noch gefasst wurde.

Im übrigen sei er von den deutschen Dienstinstanzen anlässlich dieser beiden Fluchtunternehmungen sehr anständig behandelt worden. Seine Familie wohnt in Paris, und da ich wohl bald dorthin kommen werde, verspreche ich ihm, seinen Leuten mündlich Bericht zu bringen über die letzten recht bewegten Wochen seiner Gefangenschaft.

Ueber die Unterkunftsverhältnisse im Fort Prinz Karl war mir auf dem Kriegsministerium in Paris ernste Klage geführt worden. Was ich nun hier hörte und selber sah, bestätigte das weitgehend.

Eine Festung aus jeder Zeitepoche, vor allem aus frühern Zeiten, kann eigentlich gar nicht eine dienliche, gesundheitlich einwandfreie Stätte für längere Bewohnung sein.

Das merkt man auch hier wieder, und ich konnte ohne weiteres begreifen, dass die Insassen gerade über ihre Unterkunft viel zu klagen haben. In diesen Kasematten, halb unterirdischen Räumen, mit sehr reduziertem Zutritt von Licht und Luft, ist in der Tat nicht gut hausen, besonders noch bei der knapp zugemessenen Beleuchtung und Beheizung. Gegenüber den zuständigen militärischen deutschen Instanzen werde ich diese Klagen über die Unterkunft als durchaus begründet erklären und um Abhilfe ersuchen. — Es wurden dann aus dem Kreise der gefangenen Offiziere noch viele Privatklagen und Privatwünsche laut.

Kurz vor meinem Kommen war ein französischer, protestantischer Gottesdienst abgehalten worden. Unter den Gefangenen ist ein

junger französischer Pfarrer, welcher seinen protestantischen Kameraden Sonntag für Sonntag auf diese Weise zu dienen sucht. — Gottesdienstraum ist ein unterirdisches Gemach, das fast wie die Krypta (unterirdische Kapelle) einer katholischen Kirche aussieht, jedenfalls auch der ungewöhnlichen Lage nach. — Ein Harmonium steht da, das von einem der protestantischen gefangenen Offiziere gespielt wird. Es wird mir eine Freude sein, dem gegenwärtig als Pfarrer und Professor in Lausanne tätigen, sehr geschätzten Vater des jungen Geistlichen, namens Westphal, von der so wichtigen Aufgabe zu erzählen, die da sein Sohn an einer ungewöhnlichen Gemeinde versieht.

Flieger-Gefangenenlager an weltgeschichtlicher Stätte

Lechfeld, 3. Juni 1918.

Auf dieser weiten Ebene, welche so viel Raum für Reiterkämpfe bietet, haben einst die von Osten heranstürmenden, berittenen Raubscharen der Ungarn den Widerstand der Deutschen, unter Kaiser Otto I, gefunden, einen so scharfen Widerstand, dass wohl nur ganz wenige von ihnen den Rückweg in die ferne Heimat fanden.

Im gegenwärtigen Kriege ist zwar hier nicht gekämpft worden, aber gefangene Kämpfer, meistens französische Unteroffiziere, sind hier in einem Lager untergebracht worden.

Es sind darunter ziemlich viele Flieger, Vertreter einer Waffe, von der man zur Zeit der Ungarnkämpfe noch nichts ahnen konnte. Die Kämpfe auf fester Erde gaben damals schon genug zu tun.

Das Lechfeldlager gehört zu denen, in welchen nicht gearbeitet wird.

Zum Teil sind hier höhere Unteroffiziere, die nicht zu arbeiten brauchen. Dann beherbergt das Lager auch solche Unteroffiziere, die arbeitsfähig wären, die aber nicht arbeiten wollen, und die nun zur Strafe hierhergekommen sind.

Wo nicht gearbeitet wird, auch wenn man könnte, da ist meistens die Gemütsverfassung der Leute keine besonders gute, da wird meistens viel geklagt. So ist es auch in diesem Lager. Es kommen Klagen von beiden Seiten. Von den Deutschen über die Unbotmässigkeit der Gefangenen. Von diesen über unendlich vieles, das

ihnen hier fehle, oder das man gegen sie verfehle, ihnen zu leid tue.

Es ist mir vom französischen Lagerältesten eine lange Liste von 18 Klagepunkten, die er ohne viel Besinnen rasch beieinander hatte, übergeben worden.

Am meisten begründet kommt mir vor die Klage über mangelhafte Unterkunft. Auf einen Gefangenen kommt nur 1,50 m² Bodenfläche. Das wäre, wie wenn man in einem ganz kleinen Zimmer unserer üblichen Wohnungen 8—10 Personen für Tag und Nacht unterbrächte. Sonst sind die Unterkunftsverhältnisse in den deutschen Barackenlagern für Kriegsgefangene ja im ganzen recht ordentliche, vielleicht durchschnittlich eher bessere als in Frankreich. Aber hier ist fast ein Gegenstück zum schlimmten Lager, das ich in Frankreich gesehen, zu dem von La Rochelle. Hier möchte ich nicht gefangen sein, aber auch nicht Hüter der Gefangenen. Die einzige Beschäftigung derselben, vor allem der Flieger, ist wohl, über Fluchtversuche nachzustudieren und dieselben vorzubereiten.

Auf dem Rückweg zur weit entlegenen Bahnstation habe ich noch zwei kleine Gefangenengruppen auf landwirtschaftlichen Betrieben getroffen.

Bei der ersten Gruppe wurde viel geklagt, vor allem über das Essen; sie hätten fast nichts anderes, als Kartoffeln. „8 jours nous sommes assez gais; 15 jours tout à fait déprimés.“ (Während einer Woche sind wir ordentlich hellauf, dann während zwei Wochen wieder ganz unten im Gemüt.)

Bei der zweiten Gruppe wusste man nur zu rühmen: „Gute Unterkunft, sogar elektrisches Licht (was sie allem nach zu Hause nicht haben), gutes Essen, viermal Fleisch in der Woche, freundliche Behandlung durch die Familie des Gutsbesitzers.“

Aus den Aussagen der ersten Gruppe wird dann jedenfalls in Frankreich aufs neue geschlossen werden: „Die französischen Kriegsgefangenen werden in Deutschland schlecht behandelt.“ — Ueber die Aussagen der zweiten Gruppe wird voraussichtlich im ganzen geschwiegen werden. Sie werden jedenfalls nicht an die Oeffentlichkeit gelangen. Ganz genau so wird es ja auch in Deutschland gehalten betreffend das Ungute und das Gute, das über französische Kriegsgefangenenbehandlung zu sagen ist.

Französische Gefangene bei deutschen Landwirten sind meist gut daran

Starnberg, 4. Juni 1918.

Einem weitern Exempel von guter Behandlung bin ich heute vormittag hier begegnet. Da sind auf einem Gutshof zwei gefangene Franzosen. Ihre Unterkunft haben sie in einem netten, saubern Zimmer eines Nebengebäudes des Herrenhauses. Sie erzählen mir von ihren Verhältnissen in der Heimat, von Beruf und Familie.

Der eine, aus einer Pariser Vorstadt, weist auf das Bild seiner hübschen Frau, das er über dem Bett aufgehängt hat und spricht von ihr mit Freude und Stolz.

Sie rühmen die gute Verpflegung und die nette Art, wie der Gutsherr mit ihnen verkehrt.

Eigentliche Ueberwachung ist keine da; einmal im Tag müssen sie sich bei der Ortsbehörde melden.

Weglaufen werden sie kaum. Sie sind ja in gewissem Sinn besser dran, als wenn sie im Schützengraben wären, und der eine hat wohl auch zu Hause keinen so gut gedeckten Tisch und keine so schöne Stube, wie hier.

N. B. Wenn also die Gefangenschaft als solche für die beiden sehr erträglich war, so sollte das lange Fernsein von der Familie für den einen dann doch sehr ernste Folgen haben, wovon leider noch wird zu reden sein. —

Ich wäre gern noch zum Starnbergersee hinuntergestiegen und seinen Ufern nachgegangen. Dieser See hat ja im romantisch-tragischen Leben und dann durch das selbstgewählte Sterben des Bayern-Königs Ludwig eine besondere Bedeutung erlangt. Aber für solche Privatsachen war jetzt keine Zeit da.

Allach, Unter-Menzing, 4. Juni 1918.

An einer landwirtschaftlichen Arbeitsstätte zwei korsikanische Unteroffiziere, ein Brüderpaar, getroffen, die, als ich ihnen von ihrer schönen Inselheimat erzählen kann, von meinem Besuch dort vor 1½ Jahren, so erfreut sind, dass sie mich zu einem Mahle nach korsikanischer Art einladen und mir Schafkäse, korsikanische Wurst, Oliven, Kastanien und noch anderes aufstellen, was alles in reichlicher Sendung eben von Korsika angelangt war.

Wie man auch im Kuhstall etwas vom Kriege merkt

Auf einem mittelgrossen Bauerngut traf ich unerwarteterweise auch noch einen Gefangenen, einen Südfranzosen. Er war gerade daran, ein etwas spätes „Zvieri“ einzunehmen. Vor sich hatte er einen Bierhumpen von einer bei ihm zu Hause unbekannten Grösse, dazu Brot und Käse; daneben lag auf dem Tisch ein „Buschi“ von 6—8 Monaten, dessen Behütung der Franzose mit freundlichem Zuspruch als Nebenbeschäftigung besorgte, während die Mutter, die Bäuerin, im Stalle ihrer Arbeit oblag.

Was ich dann dort im Kuhstalle erblickte, trug deutlich die Merkmale des Krieges. Einen so schlimm aussehenden, abgemagerten Viehstand hatte ich noch nie gesehen, jedenfalls in keinem Emmentaler Stall. Das liegt hier wohl nicht an ungenügender Fütterung (es ist genug Gras da), aber an ungenügender, unrichtiger Besorgung durch Leute, die das nicht recht verstehen, die vor allem im Melken nicht bewandert sind. Es ist eben schon das vierte Jahr des fast beständigen Fehlens kundiger Hände auf diesem Bauernwesen. Der Bauer und der Knecht kommen etwa alle sechs Monate für ein paar Tage nach Hause, aber, was sie da ausrichten können, ist so gut wie nichts.

Bei der Hausfrau und andern Leuten in diesem Dorfe ist denn auch eine grosse Kriegsmüdigkeit wahrnehmbar. Man bekommt den Eindruck, die ziehen nun bald ein Kriegsende mit Schrecken diesem langen nun fast vierjährigen Schrecken ohne Ende vor.

Rorschach, 5. Juni 1918.

Beim Verlassen des deutschen Gebiets in Lindau war es wieder sehr deutlich spürbar, dass man im Zeichen des Krieges steht. Diesmal freilich mehr für andere, als für mich. Alle Mitreisenden, welche die Schweiz als Reiseziel hatten, wurden bei der Grenzkontrolle zunächst zurückgehalten und ich war der einzige Glückliche, dem, auf ein Telegramm von Berlin, sich der Durchgang zum bereitstehenden Bodenseedampfer gleich auftat — und als einziger Passagier des Schiffes gelangte ich hier wieder auf heimatlichen Boden, der einem jetzt noch mehr bedeutet, als in gewöhnlichen Zeiten.

Sechste Frankreich-Reise

Unterwegs nach Paris, 3. Juli 1918.

Als ich mich in Bern von einem deutschen Diplomaten, dem Neffen des Feldmarschalls Hindenburg, verabschiedete, sagte er (war es Ernst oder halb Spass?): „Falls noch während Ihrer Anwesenheit in Paris die deutschen Truppen dort einrücken, dann ist's am besten, wenn Sie sich gleich bei einer höheren Kommandostelle melden mit Berufung auf uns und auf Ihre Mission an unsern Kriegsgefangenen. — So ist dann die nötige Sicherung für Sie vorhanden.“ Es könnte also wirklich etwas sein an den Gerüchten von nahe bevorstehenden, grossen deutschen Unternehmungen, von denen man weitgehende Entscheidungen erhoffte.

Gleich beim Verlassen des Schweizerbodens ist mir ein Stück schwerer Kriegsheimsuchung nahegetreten: Eine Zeitlang fuhr eine ältere, einfach gekleidete Frau mit, die durch die Schweiz sich aus dem Kriegsgebiet geflüchtet hat und nun in Südfrankreich Unterkunft sucht. Als sie sich aus der zusammengeschossenen, brennenden Heimstätte rettete, konnte sie gerade das mitnehmen, was in ihrer kleinen Handtasche Platz hatte (nicht einmal ein Hemd zum Wechseln ist dabei). Die Schrecken jener Nacht der Beschiessung und der Flucht hat sie allein durchgemacht. Ihr Mann ist in Kriegsgefangenschaft und der Sohn an der Front, täglich in Todesbedrohung. Sie könne aber, sagt sie, das verlorene Heim, Hab und Gut verschmerzen, wenn nur Gott ihren Sohn erhalten wolle.

Ein anderer Hinweis auf den Krieg und die nun schliesslich auch in Frankreich notwendig gewordenen Einschränkungen, liegt in

dem Anschlag im Bahnhof Bellegarde: „Il est défendu de consommer: 1. Du pain sans carte; 2. du beurre frais ou conservé; 3. du lait caillé ou aigre; 4. de la crême sous quelle forme que ce soit; 5. la consommation de tous fromages."

Dieses Verbot von Butter und Käse kann sich aber jedenfalls nur auf Gasthöfe und Wirtschaften beziehen; denn von was sollten sonst die Leute in den Bergen leben?

Kriegsmässige Veränderung des Strassenbildes von Paris

Paris, 4. Juli 1918.

Seit dem Sommer 1917, da ich zum letztenmal hier war, hat das Strassenbild sich wesentlich verändert. — Der Soldat hat jetzt da einen noch grösseren Platz, als vorher, und zum französischen und englischen Soldaten ist nun auch noch der Amerikaner gekommen. Das bürgerliche Element unter den Passanten hat sich deutlich vermindert. Ein Kundiger sagt mir: „Im März dieses Jahres, nach der ganz unerwarteten Beschiessung durch das 100-Kilometer-Geschütz, hat eine neue starke Abwanderung in Paris eingesetzt. Mit Beschleunigung abgereist sind damals vor allem Leute von zwei Kategorien: Wohlhabende, die eigene Transportmittel hatten, Autos, oder Pferdefuhrwerke. Kleine Leute, Dienstboten usw., welche ihr ganzes Besitztum in einem Handkoffer mitnehmen konnten, zur Not auch ein Stück weit zu Fuss machen konnten, da auf die Bahnen bei dem grossen Zudrang nicht für alle zu rechnen war."

Es ist heute amerikanischer Nationalfeiertag. Das wurde kundgetan und gefeiert durch ein Defilee amerikanischer Truppen durch die Champs Elysées.

Es waren wohl in der Hauptsache auserlesene Mannschaften, welche dafür kommandiert und gezeigt wurden. Fast alles gutgewachsene, kräftige, junge Leute zwischen 20—25 Jahren. Auffallend ist für uns Schweizer, dass die amerikanischen Offiziere ohne Säbel an der Spitze ihrer Einheiten reiten, oder marschieren. Der französische Offizier trägt denselben noch bei Paradeanlässen, aber nicht beim Ausgang und nicht an der Front.

Auch in meinem Absteigequartier, dem Hotel de Friedland, sind die neuen Verbündeten bemerkbar, in der Gestalt von 3 Offi-

zierinnen des „Roten Kreuzes“. Im übrigen stechen sie von manchen französischen Rotkreuz-Damen durch das ausgesprochen militärische ihres Gewandes ab.

Auf dem Esstisch sieht es etwas einfacher aus, als vor einem Jahr. Butter und Zucker sind ganz verschwunden. Doch das lässt sich schon ersetzen oder entbehren. Es ist ja eine reichliche Quantität sehr schmackhaften Brotes zu bekommen; für mich bedeutet das viel.

Erste Vorläufer des Grippe-Todeszuges

Paris, 5. Juli 1918.

Die für die letzte Nacht vermuteten Fliegerangriffe auf Paris sind ausgeblieben. Ich bin froh über die ungestörte Nachtruhe, dies um so mehr, als ich nicht ganz wohl war gestern abend. Es war vielleicht ein ganz leichter Anfall jener eigentümlichen Erkrankung, die, wie ich gerade bei der Abreise noch vernahm, bei einzelnen von unsern Truppenteilen ausgebrochen ist. — Auch bei der französischen Armee ist etwas davon spürbar, sagt mir ein französischer Sanitätsoffizier. Man habe die Feststellung gemacht, dass bei Soldaten, die aus dienstlichen Gründen aus den Vogesen ans Meer versetzt worden seien, die schon vorhandenen, leichten Krankheitserscheinungen rasch zurückgegangen seien.

Was meine Nachtruhe auch erleichtert hat, ist das, dass von etwa 9 Uhr an der Strassenverkehr fast ganz aufhört; das auch im Zusammenhang mit der sehr reduzierten Beleuchtung. Man konnte fast glauben, man sei auf dem Lande, oder in einer kleinen Provinzstadt. Wer tagsüber stark in Anspruch genommen und abends müde ist, empfindet diese Einstellung eines grossen Teils des lärmenden Nachtlebens der Weltstadt eher wohltuend.

Sind vielleicht jetzt auch manche Franzosen auf der Ausschau nach dem Frieden?

In einer Unterredung mit meinem sehr gelehrten Freunde, Mgr. B., in seiner Gelehrtenklause, machte er die Aeusserung, man habe in den ihm nahestehenden Kreisen (meistens Persönlichkeiten in hoher bürgerlicher oder militärischer Stellung) mit grösstem

Interesse die Kundgebungen des deutschen Staatssekretärs für Auswärtiges, v. Kühlmann, verfolgt. Aus seinen Worten: „Der Krieg kann wohl nicht allein mit den Waffen zum Abschluss gebracht werden," scheine eine gewisse Bereitwilligkeit zum Einlenken gegen den Frieden ja hervorzugehen. Es habe den Anschein, dass der Kaiser — wider die Einstellung der Obersten Heeresleitung — Kühlmann in seiner Auffassung stütze und ihn gegen alle Anfeindung im Amte behalten wolle.

Dass diese Vorgänge beim Kriegsgegner hier bei Leuten, die nicht ohne Einfluss sind, so viel zu denken und zu reden geben, lässt vielleicht den Schluss zu, dass dieses scheinbare Einlenken des deutschen Lenkers der Aussenpolitik gewissen hiesigen Wünschen und Hoffnungen, die man zwar öffentlich zunächst nicht recht zugeben will, entgegenkommt und entspricht. Man würde zwar wohl selber keinen Schritt in der Richtung des Friedens tun, kein erstes Wort dazu sagen, aber, wenn der Feind einen Schritt täte, ein annehmbares Wort sagte, so würde man vielleicht jetzt eher aufhorchen und mit sich reden lassen, als zu gewissen andern Zeiten.

Das sind Vermutungen, die mir kamen, indem ich Mgr. B. zuhörte, und sie haben mich auf dem weiten Heimweg in mein Quartier noch beschäftigt.

Vom neuen, wohl mit Mühe gefundenen, deutschen Kanzler, dem Grafen Hertling, wusste Mgr. B. noch verschiedenes zu berichten. Er habe ihn seinerzeit an einem wissenschaftlichen Kongress in Paris kennen gelernt. Ob wohl einer, der sein Bestes bisher in der Stille des Studierzimmers geleistet hat, ganz der Mann dazu ist, dem gegenwärtig tobenden Weltensturm Einhalt zu gebieten?!

Durch den Krieg zerstörtes Eheglück

Bei den am Nachmittag gemachten Besuchen bei Angehörigen französischer Kriegsgefangener, die ich in Bayern vor wenigen Wochen gesehen, bin ich in sehr verschiedene Häuser und Umgebungen gekommen, unter anderm in ein Arbeiterhaus im Quartier Villette, das etwas als Räuberquartier gilt. — Dann aber auch in den Empfangssalon des Luftfahrtsministeriums. — Am erstern Ort suchte ich die Frau eines der Kriegsgefangenen von Starn-

berg. Sie war gerade abwesend. Hausgenossen, denen ich den Grund meines Kommens angab, meinten, es wäre für den Mann besser, er käme aus der Gefangenschaft nie mehr zurück; denn, was er hier finden wird, das wird ihn nicht freuen; sein Platz ist durch einen andern besetzt. Und das betrifft leider gerade den, welcher mit Bewegung und Freude das Bild seiner Frau gezeigt hatte, seiner Frau, der leider das Warten auf ihren Mann zu lange geworden ist.

Solch unheilvolle Folgen der langen Abwesenheit an der Front, oder in der Kriegsgefangenschaft, mögen noch an diesem und jenem andern Ort eingetreten sein.

Paris, 6. Juli 1918.

Fortsetzung der Besuche bei Familien von französischen Kriegsgefangenen. Unterwegs allerlei Spuren des letzten deutschen Fliegerangriffs auf Paris gesehen. Unter anderem die Ueberreste eines Hauses, dessen Stockwerke und Vorderfront durch eine grosse Fliegerbombe durchschlagen worden sind. Erst das Kellergewölbe brachte das fast mannshohe Bombenungeheuer zum Anhalten. Wer sich von den Bewohnern dorthin geflüchtet hatte, der blieb am Leben. Den andern muss es schlimm gegangen sein.

Dann konnte ich an der Kirche von St. Gervais noch das Unheil wahrnehmen, das bei der ersten Beschiessung mit dem Horngeschütz am Karfreitag durch eine Granate angerichtet worden ist. Sie durchbrach das Dach des Gotteshauses, in dem gerade Gottesdienst abgehalten wurde — und durch die Bruchstücke des Daches mehr noch, als durch die Sprengstücke der Granate, kamen mehr als 70 Personen ums Leben, darunter auch ein junger Schweizer Diplomat mit seiner Frau.

Der Nachmittag brachte unerwarteten Besuch: den jener jungen Frau aus dem Villette-Quartier. Nicht ohne bestimmte Absicht mochte sie in Begleitung ihrer Mutter und Schwester gekommen sein. Das sollte wohl verhindern, dass ich auf persönliche Dinge einging. So sagte ich denn auf mehr indirektem Wege, was mir am Herzen lag. Ich redete vom sehr guten Eindruck, den mir ihr Mann gemacht, von der Herzlichkeit und Wärme, damit er mir von ihr geredet, von seinem Verlangen, unter günstigen Verhältnissen sein Heim wiederzusehen. — Sie liess besonders ihre Begleiterinnen, gerade die redegewandte Mutter, zum Worte kommen.

Ohne den Krieg und die äusserliche, von ihr nicht verschuldete, schwere Störung ihres Familienlebens, wäre vielleicht auch die innere so traurige Verstörung desselben nicht eingetreten, wäre die junge Frau vielleicht geblieben, was sie anfänglich wohl war, eine gute, hingebende Gattin.

Auf der Kriegsgefangenenabteilung des Kriegsministeriums, die an die Avenue de Saxe übergesiedelt ist, erfahre ich Erfreuliches und Unerfreuliches.

Das Erfreuliche ist, dass eine Anordnung zugunsten der Kriegsgefangenen, deren Förderung mir sehr am Herzen lag, nun endlich in das Stadium der Verwirklichung getreten ist und eine Erleichterung für viele bedeutet.

Das Unerfreuliche ist der Bescheid des Abteilungschefs, dass es mit der Ausführung des deutsch-französischen Abkommens über Heimschaffung von Kriegsgefangenen bedenklich happert.

Die Deutschen hätten sich wieder stark darin gezeigt „de provoquer des querelles d'Allemand", ein Vorwurf, für den es nicht leicht eine ganz zutreffende deutsche Uebersetzung gibt.

Kriegsmüdigkeit auch im französischen Heere

Ein französischer, sehr aufgeweckter Soldat, ein Bekannter des Hotelbesitzers, äussert: „Maintenant les ennemis sont flambés, à cause du secours américain." (Jetzt sind die Feinde erledigt, wegen der amerikanischen Hilfe.) Militärisch kommt diese vielleicht noch nicht so sehr in Betracht, aber man sieht und hört in diesen Tagen, dass sie doch schon ein starkes moralisches Gewicht hat und die Zuversicht schliesslichen Sieges mehrt. Und das ist vielleicht nicht ganz unnötig. Denn eine gewisse Kriegsmüdigkeit ist auch hier vorhanden, auch im Heere. Der genannte Soldat legt die Zeitung mit den neuesten Kriegsnachrichten ungelesen bei Seite: „On ne s'intéresse plus aux nouvelles de la guerre." (Man interessiert sich unter uns Soldaten nicht mehr für die neuesten Kriegsmeldungen.)

Im französisch-protestantischen Gottesdienst

Paris, Sonntag, 7. Juli 1918.

Da ein neu notwendig gewordener Ausweis für den Besuch

der Kriegsgefangenen-Lazarette noch nicht in meinen Händen ist, kann ich, anstatt andern zu predigen, wieder einmal mir selber predigen lassen. — Das ist gerade in Zeiten starker Spannungen wohltuend.

Am nächsten liegt von den protestantisch-französischen Kirchen l'église de l'Etoile, wo einst der beredte, geistesmächtige Bersier seine Kanzel hatte.

Die Zuhörerschaft besteht aus Frauen, Töchtern, einigen Knaben und ältern Herren und etlichen wohl auf Urlaub in Paris weilenden Soldaten, im ganzen etwa 100 Personen. Ein Teil der Gemeinde mag das bedrohte Paris verlassen haben.

Gelesen wurde zuerst ein Abschnitt aus jenem 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes, wo u. a. die Worte stehen: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!"

Im nachfolgenden Gebet hiess es unter anderem: „Nous te prions pour notre patrie et pour les nations alliées qui combattent pour le droit et la liberté, contre l'orgueil et l'ambition." (Wir bitten dich für unser Vaterland und die mit uns verbündeten Nationen, die da kämpfen für Recht und Freiheit gegen Hochmut und Ehrsucht.)

Aehnliche Anrufung Gottes habe ich auch auf der andern Seite in deutschen Gottesdiensten gehört, jedenfalls auch dort Berufung auf das Recht, das man für sich habe. — Da und dort in deutschen Gebeten fehlte aber die scharfe Spitze gegen den Feind.

Die Predigt wurde dann über das Wort Johannes 20, 11 gehalten: Maria am Grabe Jesu: „Elle pleure et elle prie. C'est déjà une consolation de pouvoir pleurer et prier vers la tombe de quelqu'un, qui nous est cher. Actuellement beaucoup d'entre nous n'ont pas même cette consolation. Vous ne pouvez pas vous tenir près du tombeau de votre mari ou de votre fils mort pour la patrie. Ce tombeau est trop loin, ou demeure inconnu. Mais en esprit on peut quand-même le faire.

Quels sont les sentiments de Marie, quels sont les nôtres en présence d'une tombe, d'un grand deuil récent? —

D'abord une grande tristesse. C'est l'heure de l'épée transperçante. Mais il y a quand-même une lueur d'espérance et de confiance chez Marie.

Serions-nous moins confiants et vaillants qu'elle, qui même dans sa grande tristesse appelle encore Jésus son maître? Nous aussi nous voulons nous confier à lui, qui dit aussi à nous:

„Je suis la résurrection et la vie.“ Non pas: „je serai“, ou: „j'ai été“, mais „je le suis“, „je le suis aujourd'hui“. Cette foi seule peut nous fournir une certitude et un appui dont nous avons besoin maintenant. Si légitimes que soient nos regrets, il ne faut pas rester renfermé dans nos douleurs. Il faut voir la tâche, qui s'ouvre encore devant nous: Plus de justice et de fraternité à l'égard de ceux, qui vivent encore autour de nous! Parmi ceux, qui voient déjà Dieu, et ceux, qui sont encore ici bas, les séparations ne sont jamais définitives.

Un jour il n'y aura plus de tombes, parce qu'il n'y aura plus de mort, plus de nuit du péché!

Ce sera alors le véritable foyer, dont nous n'avons ici-bas que le fantôme.“

Ein nach langem Ueberdenken geschriebener und nach weiterem Nachdenken vernichteter Brief

Die eine Hälfte des Nachmittags habe ich dazu verwendet, einen Brief an den deutschen Diplomaten v. H. abzufassen, die andere dazu, zu überlegen, ob ich den Brief absenden solle, oder ob es nicht besser sei, ihn dem Feuer anzuvertrauen.

Am Anfang des Briefes hatte ich von den eingetretenen grossen Schwierigkeiten in der Angelegenheit der Kriegsgefangenen-Heimschaffung geredet. Von der grossen Misstimmung der Franzosen wegen der Nichteinhaltung der Vertragsbestimmungen durch Deutschland. — Der Briefempfänger möchte sich doch für ein Einlenken seines Landes in dieser für die Kriegsgefangenen so wichtigen Sache verwenden.

Soweit befand sich der Brief ganz in der Richtung meiner Aufgabe.

In einem zweiten Teil sprach ich von verschiedenen Feststellungen der letzten Tage, welche mir die Vermutung nahe legten: Gerade jetzt, noch vor dem allgemein erwarteten neuen deutschen Offensivunternehmen, könnte ein neues deutsches Friedensangebot Deutschlands, mit einigermassen annehmbaren Vorschlägen, hier vielleicht bessere Aufnahme finden, als in mancher frühern Zeit!

Solche Andeutung sei im Interesse aller in diesen unheilvollen Krieg Verwickelten gemacht, — so schloss ich den Brief.

Diese Mitteilung, zwar in guter Meinung unternommen, könnte schliesslich aber doch zu unguten Dingen führen, musste ich mir aber dann nach ernstem Ueberlegen sagen. Es wäre ein Abgehen von der bis dahin befolgten Linie, mich nur mit dem zu befassen, was *meines Amtes ist und mich nicht auf Nebenwege einzulassen*, auch nicht in bester Absicht. Das hier wäre nun ein Nebenweg; er könnte, ohne wirklich jemandem zu dienen, meine Aufgabe gefährden und, was noch schlimmer wäre, meinem Lande Schwierigkeiten bringen. Darum trat der Brief die Reise nicht an.

N. B. Als ich einige Monate später, nach dem für Deutschland so bittern Friedensschluss, dem deutschen Diplomaten etwas von diesem geschriebenen, aber nicht abgesandten Pariser-Briefe sagte, äusserte er: „Wenn Sie denselben doch nur abgeschickt hätten. Ich würde ihn gleich an die höchsten Stellen weitergeleitet haben. Er hätte gerade damals einen neuen Impuls geben können zu raschem Weiterleiten der bei uns schon erwogenen, aber noch etwas zurückgehaltenen Friedensvorschläge.“

Es ist ja möglich, dass dadurch bereits beabsichtigte und vorbereitete Unterhandlungen seitens der Deutschen etwas beschleunigt worden wären, aber es ist ziemlich sicher, dass das damals von Deutschland den Alliierten Angebotene nur so knapp bemessen gewesen wäre, dass dieselben, trotz des dort in manchen Kreisen wirklich vorhandenen Friedensverlangens, auf die gemachten Vorschläge nicht hätten eingehen können.

Gerade von den Besten sterben so manche frühzeitig im Kriege

Paris, 8. Juli 1918.

Da die neuen Ausweispapiere immer noch nicht vorliegen, kann ich mich unterdessen noch mit den Interessen französischer Kriegsgefangenen und mit den Anliegen ihrer Angehörigen befassen.

Es stellten sich zuerst die Angehörigen jenes Hauptmanns ein, den ich auf der Zurückschaffung von seinem Fluchtversuch vor dem Tore der Festung Ingolstadt getroffen. Sie waren froh, zu hören, dass die Deutschen, nach diesem neuen Fluchtunternehmen, es gnädiger mit ihm gemacht, als anzunehmen gewesen war.

Dann kam mit einem grossen Anliegen die Mutter eines jungen

Offiziersaspiranten vom ersten Jägerregiment zu Fuss. Am 31. März 1916, bei einem der blutigen Kämpfe um das Fort Douaumont bei Verdun, wurde er zum letztenmal lebend gesehen, am Kopfe blutend. Dann weder unter den Toten gesichtet, noch als Gefangener gemeldet. Die Mutter erzählte manches aus seiner Jugend, liess mich in manche seiner Briefe einen Einblick tun. Er muss ein junger Mensch von aussergewöhnlicher innerer Reife und Feinheit und Zartheit des Wesens gewesen sein. Ich konnte begreifen, was es für eine Mutter bedeuten würde, einen solchen Sohn wiederzubekommen. Sie hatte wohl von mir erwartet, dass ich ihr neue Hoffnungen geben könnte. Das hätte ich kaum je lieber getan, als gerade in diesem Falle. Aber es wäre ein Versuch gutgemeinter Täuschung gewesen, die dann doch ziemlich bald durch die harte Wirklichkeit aufgedeckt worden wäre. — Auch da soll zwar nachgeforscht werden, aber es ist leider fast ganz gewiss, dass das auf keine Lebensspur führen wird.

Als sie weggegangen war, musste ich aufs neue, wie oft schon!, dem Rätsel des frühen Sterbens gerade wertvoller, vielverheissender Menschenkinder nachsinnen und dem andern Rätsel des oft so langen Weiterlebens solcher, die nach menschlichem Uebersehen und Schätzen, zu wenig Dienlichem da sind. Das kann einem, wenn diese und jene Fälle in ihrer ernsten schweren Wirklichkeit vor einem stehen, recht zu schaffen machen, auch wenn die eigene Person davon nicht direkt betroffen ist.

Familie und Staat hätten noch so viel Gebrauch für junge Männer von der wertvollen Art dessen, der da auf dem Schlachtfeld von Verdun frühe sich verblutet hat.

Diese Mutter wurde abgelöst durch eine junge Tochter, Angestellte des Photogeschäftes, das photographische Arbeiten für mich besorgt. Sie möchte nach neuen von mir vermittelten Nachrichten von ihrer in Köln lebenden Grossmutter fragen. Während dreier Kriegsjahre hatten sie nichts von derselben vernehmen können. Die Besucherin ist in Paris geboren, als Kind eines Engländers und einer Deutschen, einer Rheinländerin. Auf England mag ihre natürliche Art und ihre besondere Blondheit hinweisen, auf Deutschland das bei ihr spürbare Gemüt, und vom Aufgewachsensein in französischer Luft mag eine gewisse Grazie herrühren, welche sich hier auch bei einfachen Menschenkindern gar oft findet. Jede Nation kann die Vermittlerin sein besonderer Quali-

täten. Dessen dürfte man in gegenwärtiger Zeit etwas mehr gedenken.

Als ich die Familie einmal zu Hause aufsuchte, um Nachrichten zu bringen, fiel mir wieder auf, mit wie bescheidenen Wohnungsverhältnissen der Kleinbürger von Paris sich oft begnügt, mit einem sehr kleinen Mass von Licht, Sonne, Raum!

Dann kam noch jemand, welcher nichts für sich selber oder für seine Angehörigen wünschte, aber fremdes Leid vorbringen wollte, mich um Eintreten bat für eine französische Familie, über welche besonders schwere Not gekommen ist: Sie wohnte in einer Gegend, welche in den letzten Monaten, durch das Vorrücken der Deutschen, zum Kriegsgebiet geworden ist. Fast von einer Stunde zur andern mussten die Wohnstätten geräumt werden. Während das in Eile in dieser Familie im Tun ist, stirbt plötzlich die noch jüngere Hausmutter an einem Herzschlag, und die Kinder mussten durch alles Kriegsvolk hindurch allein die Flucht antreten! Der Vater ist kriegsgefangen in Deutschland. Nach den neuen Verträgen hat er Aussicht auf Freilassung nach nicht zu langer Zeit. Man bittet mich nun, diese Freilassung in möglichst kurzer Frist veranlassen zu wollen. Dieser Dienst wird der Familie vielleicht geleistet werden können. Aber es wird schwer sein, dass sie einen Ersatz für ihr zerstörtes Heim findet, unmöglich, dass sie einen findet für die frühzeitig durch die Kriegsnot ihr entrissene Mutter. — Trauriges Heimkommen für den Vater unter solchen Umständen!

Mgr. B. Bote bedeutsamster Kunde

Paris, 10. Juli 1918.

Gestern den ganzen Tag am Schreibtisch gesessen zur Korrespondenz für deutsche und französische Gefangene und ihre Familien.

In den Zeitungen lese ich vom Ueberhandnehmen der eigenartigen Grippekrankheit bei unsern Soldaten, aber auch bei der bürgerlichen Bevölkerung. Bis jetzt scheint noch die eigene Gemeinde und das Pfarrhaus davon verschont geblieben zu sein. — Aber das gibt mir doch oft zu denken.

Hier spricht man immer wieder von der erwarteten deutschen Offensive. Warum überlassen die Franzosen und Engländer das der

Gegenseite? Vielleicht wollen sie die Deutschen zuerst mit vielen Verlusten anrennen lassen — und haben sie sich bereits auf einen Gegenstoss gerüstet, wenn dafür noch genug Reserven da sind.

Am Nachmittag Besuch von Mgr. B., dessen unerwartetes Erscheinen Wichtiges erwarten liess.

Er berichtet von einer kürzlich stattgehabten Einladung en petit comité, an der, ausser ihm, auch der frühere Botschafter in Berlin, Cambon (nun in hoher Stellung im Auswärtigen Amt), und General de Castelnau teilgenommen hätten. Da sei von aktuellsten Dingen die Rede gewesen, u. a. von einem eben von der deutschen Regierung bei der amerikanischen Gesandtschaft in Bern unternommenen Schritte betreffend Friedensvermittlung, allerdings unter Voraussetzungen, welche für die Alliierten nicht in Betracht fallen könnten.

Es sei dabei auch das interessant, dass die geheimen Unterhandlungen gerade mit diesem Kriegsgegner angeknüpft worden seien. — Man habe hier den Eindruck, als ob die Vereinigten Staaten bei eventuellen Friedensverhandlungen eine sehr grosse Rolle spielen sollten und auch wollten, vielleicht eine grössere, als den andern Mitkämpfern, den Franzosen und Engländern, erwünscht sein könnte. Es sei ungewiss, ob die Amerikabegeisterung, die sich vor noch nicht so langer Zeit bei der Einweihung der Avenue Präsident Wilson gezeigt, noch lange vorhalten werde.

Es schienen schon allerlei Unstimmigkeiten da zu sein, hervorgerufen durch nordamerikanische Ueberheblichkeiten.

Das ist interessante Kunde — und da sie von einem gebracht wird, der sonst eher Zurückhaltung in solchen Dingen beobachtet und der dem „Anrichtloch“ der offiziellen französischen Meinung ziemlich nahe steht, mag schon etwas dran sein.

Mancher Pariser, auch Mgr. B., hat den Wanderstab schon bereit gestellt

Während ich den Besucher auf das andere Seine-Ufer, gegen seine Wohnstätte zu, begleite, spricht er von seiner baldigen Abreise in die Provinz zu längerem Aufenthalt. Das ist etwas auffällig, denn die eigentliche Ferienzeit hat noch nicht angefangen. Ungewöhnlich ist auch, dass er dieses Mal die Gegenstände in sei-

nem Gelehrtenzimmer, die für ihn ganz besondere Bedeutung und Wert haben, soweit sie leicht transportabel sind, mitnimmt. Er ist übrigens nicht allein am Packen. Auf einem Ministerium wird, wie ich unter der Hand erfahren, das wichtigste unter den Aktenstücken transportbereit gemacht. Eine Bank, mit der ich etwa zu tun habe, hat ihren Wertschriftenbestand und die meisten Barmittel schon aufs Land in Sicherheit gebracht.

Es scheint etwas von der Stimmung über Paris zu schweben, von der Matthäus 24, von Vers 15 an so gewaltig und anschaulich die Rede ist: „Wenn ihr nun sehet den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdischen Lande ist. Und, wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder etwas aus seinem Hause zu holen“ usw.

Mit der Möglichkeit, dass die deutschen Heere jetzt bis Paris vorstossen und „den Greuel der Verwüstung“ auch über diese Stätte bringen könnten, scheinen manche nun sehr ernstlich zu rechnen.

Mgr B. legt mir mit freundschaftlicher Besorgnis nahe, auch ich sollte, solange noch die Türen offen ständen, mich auswärts, etwas weiter weg vom „Geschütz“ verziehen. Es ist aber für mich gerade hier noch allerlei zu tun, darauf andere zählen. So bleibe ich noch da, wo mir übrigens die Dinge noch nicht gerade so bedrohlich vorkommen.

Unterwegs im Bois de Boulogne sich vergnügende Kindergruppen angetroffen. Für sie spielt die Möglichkeit der Beschiessung und Eroberung von Paris noch keine Rolle in ihrem Denken und Planen. Sie freuen sich des freien Nachmittags, des schönen Wetters und der Möglichkeit zu kindlichem Spiel und Zeitvertreib.

Ein Brief etwas bedrohlichen Inhalts

Für mich bekam der Tag schliesslich noch ein ziemlich ernstes Aussehen, als ich auf unserer Gesandtschaft einen Brief las, der persönlich abgegeben und als wichtig bezeichnet worden sei. Er ist von einem französischen Unteroffizier, früheren Dolmetscher in Gefangenenlagern, wo ich ihn kennen und wegen seiner weitherzigen, gegenüber den Gefangenen gerechten Art schätzen lernte.

Er hatte mir dann in der Schweiz von der schweren Erkrankung seiner Frau, die aus Deutschland stammt, geschrieben, die noch

dadurch verschlimmert werde, dass sie in zunehmender, beängstigender Sorge um ihre Angehörigen in Deutschland sei, von denen sie seit vier Jahren keine direkten, genauen Nachrichten mehr habe. Es könne zur Erhaltung ihres jungen Lebens beitragen, wenn sie etwas von zu Hause, gerade über das Geschick ihrer beiden an der Front stehenden Brüder erfahren könnte.

Auf meine Anfrage in jener deutschen Stadt war vom Vater ein Brief mit sehr erfreulichem, beruhigendem Bescheid gekommen.

Im Gedanken, dass für sie der Anblick der väterlichen Schrift die Glaubhaftigkeit der Nachrichten vermehren würde, hatte ich den Brief selber, mit einigen Begleitzeilen, in Paris der Post übergeben, von wo er nur noch einen kurzen Weg bis zu dem hierwohnenden Adressaten zurückzulegen hatte. Aber auf diesem Weg war er, wie der Empfänger mitteilte, vom Briefkontrolldienst der Geheimpolizei angehalten und geöffnet worden — und erst dann an die betreffende Familie weitergegeben. Der Inhalt hatte für die junge Frau sehr wohltuend gewirkt, aber zugleich hatte die Polizei vermerkt, dass da ein gewisser Verkehr mit Deutschland vorliege. Und das hatte bei der Staatspolizei einen schlechten Punkt für den Briefempfänger, aber ohne Zweifel auch für den Briefvermittler, meine Person, gegeben. — Das war in der kurzen Mitteilung des französischen Unteroffiziers, des Gattens dieser Frau, nur leise angedeutet. Aber es war doch viel genug gesagt, dass die Sache zu denken geben konnte; im Blick auf diese Familie, für die nur Gutes beabsichtigt worden war, im Blick auf mich, den Mittelsmann, der nun allem nach in einem etwas verdächtigen Lichte dastand.

Die hiesige Geheimpolizei (übrigens auch die in andern Kriegsländern) ist gegenwärtig ausserordentlich schnell bereit, hinter den harmlosesten Vorgängen „Verkehr mit dem Feind“, Spionage, Landesverrat, Hochverrat zu wittern — und sogar solche werden bekanntlich auf die Anklagebank gesetzt, die noch vor kurzem auf Senatoren- oder Ministerstühlen sassen und fast schrankenlos über das Leben anderer verfügten.

Gerade bis zur Landesverratsanklage wird es für mich kaum kommen, aber auch schon daraus, dass ich als Verdächtiger auf eine „schwarze Liste“ käme, könnte meiner Aufgabe hier manche Schädigung erwachsen.

Auf dem Heimweg von der Gesandtschaft in mein Quartier war es mir ganz willkommen, mich in der stillen amerikanischen Kirche einige Augenblicke auf eine Bank zu setzen, diesen Zwischenfall ruhig zu überdenken, ihn auch zugleich in höhere Beleuchtung zu stellen. Darob fiel mir ein, dass vor einiger Zeit eine sehr hochgestellte Persönlichkeit dieses Landes, auf gemeinsamem Heimweg nach einer Einladung, mir ganz aus eigenem Antrieb gesagt hatte: „In der Erfüllung Ihrer so delikaten Aufgabe können Sie wohl einmal in eine schwierige, ja gefährliche Lage kommen. Dann dürfen Sie sich nur auf mich berufen und auf unser freundschaftliches Verhältnis, und ich werde voll und ganz zu Ihnen stehen.“ Der weitere Verlauf der Dinge wird mir weisen, ob ich von diesem unerwarteten, wertvollen Anerbieten nun vielleicht Gebrauch machen sollte.

Paris, 12. Juli 1918.

Mehr persönliche Sorgen, als der mögliche Heranmarsch der Deutschen gegen Paris, macht mir fast das Vordringen der hier „spanische Krankheit“ genannten Seuche nun auch in der Schweiz. Aber gerade jetzt, wo mich vielleicht plötzlich meine Pflicht nach Hause rufen könnte, ist die Möglichkeit einer freien, ungehinderten Wegreise ganz in Frage gestellt.

Am Quai d'Orsay, Service du Protocole, wo ich mich eben erkundigt habe, hiess es: Strengste Grenzsperre für Ausreise aus Frankreich. Sie gilt diesesmal auch den Inhabern von Diplomatenpässen, die einem sonst, wie ich es erfahren, immer die Türe öffneten. Nur wenn dringendste Notwendigkeit nachgewiesen und völligste Unverdächtigkeit durch die französische Geheime Ausländer-Ueberwachungspolizei festgestellt sei, könnte eine Ausnahme gemacht werden. Sie sei aber praktisch kaum denkbar.

Ich habe aber doch das Gesuch um eine Spezialerlaubnis für jederzeitigen Grenzübertritt eingegeben. Der Bescheid werde mir nach eingehenden Erkundigungen über meine Person beim Kriegsministerium und den zuständigen Polizeibehörden zukommen. Da wird es sich jedenfalls zeigen, wie weit meine Reputation durch den Zwischenfall mit dem unterwegs geöffneten Briefe gelitten hat.

Der Grund dieser vollständigen Verkehrs- und Korrespondenzsperre liege darin, dass man bei der gegenwärtigen Kriegslage soweit als irgend möglich verhindern wolle, dass dem Feinde ge-

heim militärische Nachrichten zukommen. Solche seien sogar in den diplomatischen Kuriersendungen neutraler Länder aus Frankreich herausgeschmuggelt worden.

Fast jeder misstraut fast jedem!

Warum hat Nordamerika in den Krieg eingegriffen?

Im Gespräch mit einem sehr geweckten Angehörigen der nordamerikanischen Armee äussert dieser: „Wenn die Vereinigten Staaten in diesen Kriegsjahren einen Präsidenten von der überragenden staatsmännischen Klugheit eines Abraham Lincoln gehabt hätten, so wäre wahrscheinlich manches anders herausgekommen, man würde wohl den Weg zum Frieden gefunden haben, bevor der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg für notwendig gehalten wurde. Aber da wir einmal im Kriege drin sind, kommt es auf 2—3 Jahre nicht draufan, um die Sache gründlich zu erledigen. Wir verfügen, was den andern Kriegführenden teilweise etwas abgeht, in ziemlichem Masse über die Gabe der Organisation und das fördert manches; es hat unter anderem den Ueberseetransport von mehr als einer Million Soldaten in den letzten Monaten möglich gemacht."

Einen weitern Beitrag zu dieser Angelegenheit: Beteiligung der Vereinigten Staaten, hat dann diesen Abend noch ein Schweizer gegeben, der im Dienst einer amerikanischen Bank in Paris steht: „Neben gewiss auch vorhandenen idealen Beweggründen ist doch auch ein ordentliches Quantum Geschäftsinteresse diesem Kriegsunternehmen beigemischt. Man möchte die bisherige finanzielle Beteiligung zugunsten der Alliierten (es können schon einige Milliarden sein) sicherstellen, die vorgeschossenen gewaltigen Summen wiedereinbringen und das ist eben nur dadurch möglich, dass man den Franzosen und Engländern als Mitkämpfer zum Siege verhilft."

Diese Finanzrücksichten waren dem andern Gewährsmann ja wohl auch bewusst, aber er durfte nicht so unbefangen davon reden, wie das dem neutralen Kenner der Verhältnisse möglich war.

Verschwindende Schriftstücke

Paris, 13. Juli 1918.

Diesen Nachmittag gab es eine kleine Ueberraschung: Ein Päck-

lein mit Visitenkarten und Adressen deutscher und französischer Persönlichkeiten, mit denen ich in Kriegsgefangenenangelegenheiten in Berührung gekommen bin, oder noch in Berührung kommen sollte, ist wohl über die Mittagszeit, aus meinem Schreibtisch verschwunden. — Da in dieser Zeit nur der Valet de chambre sich im Zimmer etwas zu schaffen machte, kann vermutet werden, dass er sich für diese Sache interessiert hat, natürlich nicht zu eigenen Handen, sondern zu denen der Polizei. Es ist sicher, dass gerade in Hotels, in denen Ausländer verkehren, diese und jene vom Personal der Polizei allerlei Dienste erweisen, manchmal in ziemlich geschickter, manchmal auch in ungeeigneter Weise.

Das Letztere ist hier passiert. Es sind gerade Adressen französischer Familien, denen ich noch über ihre Angehörigen, die kriegsgefangen sind, hätte berichten sollen, entwendet worden. Dann Visitekarten von deutschen höheren Offizieren, mit denen ich auf Wunsch des französischen Kriegsministeriums im Interesse der französischen Kriegsgefangenen schon verhandelt habe, oder noch verhandeln wollte.

Die Leidtragenden bei dieser halbamtlichen Entwendung sind also die Franzosen selber.

Dem Hotelier, einem wackern Berner, will ich von diesem kleinen Erlebnis zeitgemässer Art lieber nichts sagen; er hat, als Ausländer, jetzt sonst schon Schwierigkeiten und Sorgen genug. Wenn er den etwas zu neugierigen französischen Angestellten entlassen, oder verklagen wollte, so würden jedenfalls ihm grössere Unannehmlichkeiten von Seiten der Polizei entstehen, als dem Fehlbaren.

Ein eigenartiges, viel bedeutendes Truppendefilee

Paris, 14. Juli 1918.

Beim Truppendefilee am heutigen Nationalfeiertage konnte man sich Rechenschaft geben, was alles auf Seiten der Alliierten mitmarschiert und mitkämpft. Es zogen da vorbei: Franzosen, Engländer, Italiener, Portugiesen, Nordamerikaner, Belgier, Serben, Polen, Griechen (mit dem weissen Kreuz im blauen Feld) Tschecho-Slowaken.

Seit dem letzten Jahr sind die russischen Truppen weggefallen, aber nun ersetzt durch die Amerikaner und durch andere.

Wie erklärt es sich, dass die Zentralmächte so viel Feindschaft gegen sich haben, die Alliierten so viel Freundschaft für sich? Wie weit spielen Antipathien und Sympathien da mit, wie weit politische, ökonomische, militärische Interessen, wie weit etwa der Druck der Grossen auf die Kleinen, daran es wohl nicht gefehlt hat?

Besonders freudig begrüssten die Pariser die serbischen Truppen, dann die Abteilungen französischer Marine-Infanterie, meistens Bretonen.

Da dachte man wohl daran, dass ihr tapferer, zäher Widerstand unter Admiral Ronarch im Spätherbst 1914 den Durchbruch der Deutschen an der Yser verhindert und damit wohl die Sache der Alliierten gerettet hat.

Die „ewigen Lichter" sind nicht so leicht auszulöschen!

Galt die Feier des Vormittags den lebenden Kämpfern, so wurde am Nachmittag der Toten und ihrer Kinder, der Kriegswaisen gedacht. Das geschah in feierlicher Zusammenkunft im grössten Raum von Paris. — Den Vorsitz hatte der Präsident der Republik. Neben ihm sassen der frühere Ministerpräsident Viviani und der Kardinal-Erzbischof von Paris, Amette. Die Nachbarschaft dieser beiden konnte allerlei Erinnerungen wecken, u. a. an eine zur Zeit der gewaltsamen Trennung von Kirche und Staat im Parlament gehaltene grosse Rede des Staatsmannes Viviani. In derselben war von ihm mit Nachdruck und Schwung das dann fast historisch gewordene Wort gesprochen worden: „Nous avons d'un geste superbe éteint les lumières de la croyance chrétienne au ciel de l'humanité!" (Wir haben mit kühnem Griff die Lichter christlichen Glaubens am Himmel der Menschheit ausgelöscht!)

Heute klang es bei ihm, dem Hauptredner der Feier, ganz anders. Seine Ansprache begann mit den Worten: „Je suis heureux de nous voir réunis ici dans un commun effort: croyants et non croyants; ces derniers respectant les convictions des autres." (Ich bin glücklich, uns hier zu gemeinsamer Tätigkeit zusammengeschlossen zu sehen, Gläubige und Nichtgläubige, diese Letztern voll Achtung für die Glaubensüberzeugung der andern.)

Bei diesen Worten verneigte er sich gegen seinen Nachbarn,

den Kardinal-Erzbischof, über dessen ernstes, kluges Gesicht darob ein feines Lächeln zog, dafür manche Deutung möglich war.

Manche, welche bis dahin, d. h. bis zur Zeit gemeinsamer Kriegsnot, kaum irgendwelche Berührungen hatten, abgesehen davon, dass man sich mit Wort und Schrift bekämpfte wegen politischer oder religiöser Differenzen, sind nun in diesen vier Kriegsjahren bei dieser und jener gemeinsamen Hilfsaktion, oder an der Front, in persönlichen Kontakt gekommen — und die zunächst äussere Annäherung mag dann dazu geführt haben, dass da und dort einer dem andern innerlich auch etwas näher kam, vielleicht zunächst nicht gerade seinen politischen oder religiösen Grundsätzen, aber doch dem Menschen, bei dem man manche nicht erwartete, schätzenswerte Eigenschaft entdeckte. Leute, die sonst für Religion, für die Kirche (katholische und auch protestantische), für ihre Vertreter und Anhänger, nicht viel übrig hatten, haben mir mit unverholener Anerkennung und Hochachtung von der grossen Pflichttreue und Hingebungsfähigkeit gesprochen, die sie antreffen bei geistlichen und weltlichen Vertretern der beiden Konfessionen, welche neben ihnen in der Drangsal des Krieges standen und noch stehen.

Es hat einer im Blick auf solche Erfahrungen gesagt: „On mangera à l'avenir quand-même un peu moins vite du curé!" Auf deutsch gesagt: man werde in Zukunft doch etwas zurückhaltender sein punkto die bis dahin etwas stark geübte „Pfaffenfresserei".

Die Willigkeit, den Menschen im andern Lager gerecht werden zu wollen, ist übrigens auch auf der rechtsstehenden Seite da: Es ist mir da im Sinn ein sehr feines, weitherziges, anerkennungsvolles Wort, das ich in diesen Tagen aus dem Munde eines hochgestellten katholischen Geistlichen betreffend einen Bekannten, einen ausgesprochenen Freidenker, hörte, mit dem die schweren Verhältnisse der Zeit ihn in öftere, besondere Berührung gebracht haben.

Man hat heute mehrmals davon gesprochen, gerade auch auf dem Rückweg von dieser Feier, ob die Deutschen sich wohl mit einem Flugangriff auf Paris in ihrer Weise an der französischen Nationalfeier beteiligen würden? Bis jetzt ist aber alles still geblieben von dieser Seite. Vielleicht auch dank dem trüben, unsichtigen Wetter.

Paris hört den Kanonendonner der zweiten Marneschlacht und erblickt am nächtlichen Himmel den Widerschein des Kampfes

Paris, 15. Juli 1918.

Von Mitternacht an lange schlaflos gelegen. Von diesem Zeitpunkt an war während Stunden die Luft erfüllt von ununterbrochenem Donner der Kanonen, wie bei einem ausserordentlich starken, aber etwas entfernten Gewitter. An ein Gewitter hätte man auch fast denken können ob der beständigen blitzartigen Erhellung des dunkeln Gewölkes. Gegendkundige meinen, das sei aus der Gegend der Marne und von Reims her gekommen; während des ganzen Krieges sei in Paris noch nie etwas der Art gehört und gesehen worden.

War das wohl der Anfang der angekündigten, mit Spannung erwarteten, grossen deutschen Offensive? Dann muss sie in einem Paris ziemlich nahen Sektor der deutschfranzösischen Front vor sich gegangen sein.

Paris, 15. Juli 1918 (mittags).

Die Morgen- und Mittagszeitungen bestätigen in der Hauptsache diese Vermutungen: Auf einer Front von etwa 90 km, im Sektor Château-Thierry-Reims-Dormans ist die Schlacht im Gang — also im Gebiet der Marne, um die schon das grosse Ringen vom September 1914 durchgeführt wurde.

Der Anfang der Kanonade der vergangenen Nacht kam aber nicht von der deutschen, sondern von der französischen Seite. Das ist die grosse Ueberraschung des Beginns dieser neuen Kriegsphase.

Paris unter dem Feuer des deutschen Ferngeschützes

15. Juli, nachmittags ½ 3 Uhr.

Während ich eben im Hotelzimmer am Schreibtisch sass, an einem Brief für Trubschachen schreibend, ertönte plötzlich ein gewaltiges Krachen, unter Erschütterung des ganzen Hauses, wie es einem vorkam. Was konnte das sein? Eine Fliegerbombe? Aber Fliegerangriffe auf Paris finden selten am heiterhellen Tage statt.

Ich lege die Feder ab, gehe ins Hotelbureau und sehe den

Hotelier fragend an. „C'est la grosse Bertha." (Das ist die dicke Bertha!) sagt er. So nennt der Volksmund das deutsche Riesengeschütz, das schon im Frühling während einiger Tage seine gewaltigen Geschosse etwa 100 km weit in die Stadt Paris hinein schleuderte.

Dieses Geschütz ist also jetzt aufs neue in Tätigkeit; allem nach im Zusammenhang mit der begonnenen grossen Offensive. Die Deutschen wollen wohl damit den Bewohnern von Paris zu verstehen, zu hören geben, die Hauptstadt sei auch in die entbrannte Schlacht einbezogen.

Wo mag diese erste Granate niedergegangen sein? Wann wird die nächste aus dieser grossen Distanz (ungefähr die von Bern nach Lausanne) anlangen und, wo mag sie wohl einschlagen?

Bei der Frühlingsbeschiessung ist ein Geschoss in einen Garten nahe unserem Hotel niedergegangen, hat aber nicht dem grossen Lärm entsprechend Schaden angerichtet.

15. Juli 1918 (abends 10 Uhr).

Nun ist's wieder still geworden. Mit dem Einbruch der Abenddämmerung hat das Ferngeschütz seine Tätigkeit bis auf weiteres eingestellt. Dies wohl, um seine Lage nicht durch das in der Finsternis sichtbare Mündungsfeuer zu verraten.

Ich habe mir, während ich an meinen Briefen weiterschrieb und dann noch einen kurzen Ausgang auf die nahe Gesandtschaft machte, die Einschlagszeiten aufgeschrieben. Weitere Schüsse: 3 Uhr (ziemlich entfernt); 4 Uhr (näher); 5 Uhr (noch näher); 5¼ Uhr; 6 Uhr; 6¾ Uhr (ziemlich entfernt); 7 Uhr (nahe); 7½ Uhr (entfernt); 8 Uhr (sehr nahe); 8½ Uhr (ziemlich entfernt); 8¾ Uhr (nahe).

Aus diesen wohl annähernd zutreffenden Feststellungen lässt sich schliessen, dass von Schuss zu Schuss die Geschützrichtung verändert wurde, um einen möglichst grossen Teil von Paris in Feuerbereich zu bringen — und damit möglichst vielen Parisern einen Schrecken einzujagen. Um das Treffen bestimmter Objekte kann es sich ja nicht handeln, da eine eigentliche Kontrolle der Schiesserfolge ausgeschlossen ist. — Es ist den Zeitungen streng untersagt, genaue Mitteilungen über die Resultate der Beschiessung zu bringen.

Gerüchtweise ist das durchgesickert: Einer der ersten Schüsse

habe am Champ de Mars eine Hausecke getroffen und durch die Mauerstücke seien einige Passanten getötet, andere verletzt worden. Eine später kommende Granate sei auf dem Platz vor dem Bahnhof St. Lazare geplatzt und habe, trotz des dort sehr starken Verkehrs, keinen andern Schaden angerichtet, als die Zeitungen in einem Kiosk auseinander zu jagen.

Was die Einschüchterung der Bevölkerung betrifft, hatte ich bis dahin nicht gerade den Eindruck von einem grossen Erfolg: Die Tramwagen verkehren in gewohnter Weise. Man sah die Leute wie sonst den Geschäften nachgehen, oder Kapellen und Kirchen aufsuchen zum abendlichen Gebet. Mehrere Personen, welche sich zu Besprechungen bei mir angesagt hatten, sind zur bestimmten Zeit im Hotel eingetroffen. Die meisten beschiessungsscheuen Pariser sind wohl längst nicht mehr hier, sondern irgendwo in der Provinz ausserhalb Schussweite.

Nur in einer Beziehung macht sich die Beschiessung etwas spürbar, darin, dass das Abendessen mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit serviert wird. Da der Essaal von einem Glasdach bedeckt ist, könnte allerdings eine da niedergehende Granate ziemlich übel hausen.

Paris, 16. Juli 1918.

Mit angebrochenem Tag hat das Schiessen wieder eingesetzt. Aber ganz bald kam auch ein langandauerndes Gewitter, und schliesslich wusste man oft nicht mehr recht, was Kanonendonner, respektive Einschlagsdonner, und was Gewitterdonner sei. Während einer längern Fahrt zum Kriegsministerium wurden mir von Mitfahrenden verschiedene Punkte bezeichnet, wo gestern Granaten eingeschlagen hätten. An einem Punkte, in der Nähe des Eifelturmes, war das Strassenpflaster aufgerissen. Halblaut darf man über diese Dinge reden, aber nicht vor grösserem Publikum. Ein Taxichauffeur, der ziemlich weithin hörbar und etwas aufgeregt darüber schimpfte, dass man jetzt auch noch diesen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sei und nicht sicher sei, ob nicht eine Granate das Taxi auseinander jage, wurde von einem Polizisten am Kragen gefasst und an den Schatten gebracht.

So lange ich kontrollieren konnte, war festzustellen, dass heute alle 20 Minuten ein Schuss abgefeuert wurde und nach Paris

gelangte. Ziemlich schwierige Verhandlungen auf dem Kriegsministerium setzten dann meinen Beobachtungen ein Ende.

Paris, 17. Juli 1918.

Während der letzten Nacht war wieder von der Front her starker Kanonendonner zu hören.

Die zweite Schlacht an der Marne setzt sich also fort, auch nächtlicherweise, aber nach den Meldungen der französischen Obersten Heeresleitung scheint den Deutschen die Sache doch nicht im erhofften Mass glücken zu wollen.

Heute hat das grosse Ferngeschütz seine Beschiessung von Paris eingestellt. Aber ich konnte den Zeitpunkt nicht genau bestimmen, da ich die Einschläge nicht mehr notierte. Man gewöhnt sich eigentlich rasch an manche Dinge, auch an solche, die eine gewisse Gefährdung mit sich bringen können.

Durch die Champs Elysées sah ich lange Kolonnen von Sanitätsautomobilen gegen die Front zu ziehen. Die finden dort jetzt viel Arbeit. In der Stadt werden eine Anzahl Schulhäuser requiriert und Hilfslazarette eingerichtet.

Paris, 18. Juli 1918.

Endlich den Zentralpräsidenten des französischen Roten Kreuzes, Baron d'A., getroffen, mit dem eine Anzahl Anliegen der französischen Gefangenen in Deutschland zu besprechen sind. Eigenartige Persönlichkeit, in Aussehen und Benehmen sehr der „Grand Seigneur", zum Dominieren disponiert, allem nach auch dazu befähigt. — Seine Mitteilungen an das Bureaupersonal erfolgten fast alle in Form eines kurzgefassten Befehls, woran jedermann gewöhnt schien.

Besprechung mit einem belgischen Offizier, dem ich den Verkehr mit seiner im besetzten Gebiet Belgiens lebenden Familie etwas habe erleichtern können. Es muss dort eine teure „Lebtig" sein: 1 kg Fleisch kosten 35 Fr.; 1 kg Kartoffeln 4 Fr.! Allerdings sind wohl belgische Franken gemeint, die unter unserm Schweizerfranken stehen! Aber auch so muss es dort für eine Hausfrau schwere Zeit sein!

Der französische Heeresbericht erwähnt eine erfolgreiche Offensive zwischen Soissons-Château-Thierry.

Nächtliches Geläute der sonst stets schweigenden Kirchenglocken von Paris

In der letzten Nacht ist der längst prophezeite deutsche Fliegerangriff auf Paris gekommen.

Sirenengeheul, gellende Hornsignale brachten der Bevölkerung Warnung und Aufforderung zum Löschen aller Lichter, auch zur Flucht in die Kellerräume. Aber auf dieses Letztere verzichten wohl doch manche. An meinem Teil begnügte ich mich damit, die schweren Fenstervorhänge vorzuziehen. Das als Sicherung gegen Glassplitter. Bei der Explosion der grossen Fliegerbomben werden vom Luftdruck oft im weiten Umkreis die Fenster zerschmettert und die Glassplitter oft weit ins Zimmer hineingejagt. — Ein etwas solider Vorhang kann dieses Letztere verhindern, oder doch mildern.

Es wurde einige Zeit in die Luft hinauf und wohl auch von der Luft herunter geschossen. Dann fand der nächtliche Zwischenfall einen sehr wohltuenden Abschluss: Mit einemmal erklangen alle Kirchenglocken von Paris. Das bedeutet jeweilen: „Fliegergefahr vorbei; man darf sich wieder zur Ruhe begeben.“ Da man sonst die Kirchenglocken von Paris eigentlich nie zu hören bekommt, macht dieses friedvolle Geläute, nach dem wilden Lärm der Geschütze, der Sirenen, der Alarmhörner, einen ganz besondern Eindruck.

Die grosse Wandlung im Kriegsgeschick. Anfang von Siegesjubel

Etampes, 19. Juli 1918.

Da die neuen Ausweisschriften nun schliesslich in meine Hände gekommen sind, stehen mir die Gefangenenlager um Paris und die Gefangenenlazarette in Paris wieder offen.

In den Tramwagen, auf den Bahnhöfen, in den Zügen ist immer mehr weibliches Personal im Dienst. Als ich auf der Gare d'Orléans in den Bahnwagen stieg, als erster Reisender, kam die Kondukteurin auf mich zu mit strahlendem Gesicht, und ganz unversehends umarmte sie mich, indem sie begeistert ausrief: „N'est ce pas, cher Monsieur, maintenant cela va enfin bien pour nous; nous les enfonçons; cette fois nous les aurons; la paix sera bien-

tôt là.“ (Nicht wahr, lieber Herr, jetzt kommt's doch endlich gut für uns; nun schlagen wir sie gründlich, und dann kommt doch endlich der Friede!)

Dieser Freudenausbruch hatte Bezug auf den französischen Sieg, der gestern in den Zeitungen kurz angekündigt wurde und dessen ausdrückliche Bestätigung heute zu lesen war.

N. B. Die Sieges- und Friedensahnung dieser Französin war wirklich zutreffend: Der Vorstoss der 10. Armee (Mangin) aus dem Walde von Villers-Cotterets bedeutete nicht nur einen isolierten Sieg, sondern war der Ausgangspunkt des Sieges überhaupt.

Von diesem Tage an, dem 18. Juli, ist es für die Deutschen, wenn auch unter zähem Widerstand, immer nur rückwärts und nie mehr vorwärts gegangen!

Die verschiedenen Nationen erhalten Zeugnisnoten

Mein Reisegefährte bis Etampes war ein belgischer Grossgrundbesitzer, Hr. L. de B., der auch in der Normandie eine grosse Besitzung hat. Er äusserte sich zum eben aufgekommenen Projekt eines „Völkerbundes“, dem er keine Lebensmöglichkeit zusprechen kann. Dann spricht er von den Hoffnungen der Deutschen, dass die Vlamen sich schliesslich auf ihre Seite schlagen und dass Deutschland so in Belgien noch festern Fuss fassen werde. Er gehöre selber diesem Volksstamm an und könne feststellen, dass sie nichts gemein hätten mit deutscher Art und deutscher Politik. Da liege eine psychologische Irrmeinung der Deutschen vor.

Dann charakterisiert er die Engländer: „Sie sind sehr zäh, aber nicht nur im Festhalten des Guten, sondern auch im Steckenbleiben in Irrtümern — und sie lassen sich durch nichts davon abbringen.“

Ueber die Franzosen meinte er, sie seien zu wenig unternehmend, sowohl als Landwirte, denn als Geschäftsleute — und das komme davon, dass sie zu wenig Bedürfnisse hätten, zu mässig seien, sich deshalb auch schon mit kleinen Gewinnen zufrieden gäben.

Bevor er noch andern Nationen, vielleicht auch der Schweiz, eine Note geben konnte, hielt der Zug in Etampes, meinem Reiseziel.

Im hiesigen Gefangenenlager lässt sich feststellen, dass seit meinen letzten Besuchen in den äussern Verhältnissen sich manches

gebessert hat. Die Paketsendungen bleiben weniger lang unterwegs stecken. Das sind allerdings immer seltener Sendungen aus der deutschen Heimat, wo man je länger je weniger etwas zum Senden hat. — Es handelt sich vor allem um Pakete der Hilfsorganisationen für Kriegsgefangene, gerade der Institution Pro Captivis in Bern. „Wir sind so dankbar für diese Berner Sendungen. Es wird so weitherzig und nobel immer allen unsern Wünschen entsprochen," heisst es bei den Gefangenen. Solches Lob will ich dann gerne dem Leiter von Pro Captivis, Dr. R. v. Tavel, weitergeben.

Trotz solchen Erleichterungen wird die Gefangenschaft immer mehr als eine schwere Last empfunden, besonders von den Familienvätern.

Auf dem Arbeitskommando St. Cyr la Rivière hiess es bei einem derselben: „Die Zeit des Wegseins von zu Hause wird einem zu lang. Jetzt bin ich bald vier Jahre von der Familie fort. Das jüngste der Kinder habe ich noch gar nicht gesehen. Es kam zur Welt bald nach meinem Einrücken zum Kriege. Die Kinder müssen so dem Vater ganz entfremdet werden. Es wäre auch im Geschäft so manches zu regeln. Man kann doch nicht Jahre lang die ganze Last auf der Frau liegen lassen."

Zum Glück gehört er zu denen, die, wenn die Dinge ihren ordentlichen Lauf gehen, bald zum Heimtransport kommen sollen.

Deutsche Gefangene erzählen von freundlicher Gesinnung ihrer französischen Umgebung

Versailles, 21. Juli 1918.

Gestern habe ich mich bemüht, vom hohen Berge meiner Schreib-Verpflichtungen (vor allem den Kriegsgefangenen und ihren Angehörigen geltend) möglichst viel abzutragen.

Der heutige Sonntag wurde dann zum Besuche einiger Arbeits-Kommandos in der Nähe von Versailles verwendet: Fontenay le Fleury, Ferme des Graviers, Petits Prés.

An einem dieser Orte konnte ich helfen, Steine des Zwistes, der Verärgerung, welche die Gefangenen sich selbst in den Weg gelegt, zu beseitigen.

Abgesehen von diesen Dingen, welche die Gefangenen anfänglich gegeneinander auf dem Herzen hatten, hatten sie nichts zu

klagen, jedenfalls nicht über die Behandlung durch die Franzosen. Und diese ihrerseits hatten nur Gutes über die deutschen Gehilfen in der Landarbeit, auch im Gewerbe, zu sagen, rühmten Zuverlässigkeit, Arbeitsgeschick und Arbeitsausdauer.

Einigen katholischen Gefangenen war noch in wohltuender Erinnerung, dass man ihnen erlaubt hatte, an der Weihnachtsmesse, inmitten der französischen Gemeinde, teilzunehmen, dass sie da, an der Krippe Jesu, nicht als Feinde, oder doch Fremde, sondern als Gleichberechtigte betrachtet und behandelt wurden.

Im einstigen Hauptquartier des siegreichen Preussenkönigs

Während sonst an den Tagen der Besuche bei den Gefangenen oft Fastenzeit für mich war, gönnte ich mir heute eine richtige Mittagsmahlzeit, und das an einer Stätte von weltgeschichtlicher Bedeutung, im Hotel des Réservoirs, in welchem der König von Preussen im Kriege 1870/71 während Monaten sein Hauptquartier hatte. Eben gerade in der Zeit, da die Kriegsentscheidung zugunsten Deutschlands fiel.

Wird sich das wiederholen, werden noch einmal französische Unterhändler, als Geschlagene, hierher kommen müssen, um ein Friedensdiktat entgegenzunehmen?

Das erscheint jetzt nicht mehr sehr wahrscheinlich; denn Wilhelm I, Moltke, der Aeltere, Bismarck sind nicht mehr da — und haben Deutschland schon vor Kriegsbeginn und während des Krieges (gerade in den ersten entscheidenden Monaten) sehr gemangelt. Dafür ist den Franzosen während dieses Krieges etwas von dem zugefallen, was ihnen 1870/71 fast gänzlich fehlte: Staatslenker und Heerführer von klarem, weitem Blick und energischer Hand.

Es scheint in den Völkergeschicken die Ordnung zu bestehen, dass da eine Art Turnus, Wechsel, stattfindet und dass selten einem Volk auf lange Zeiten hinaus der Besitz von hochragenden Führern zufällt.

Es mag allerdings manchmal auch so sein, dass deren etliche eigentlich da wären, aber dass, unter besondern Umständen, sie nicht zu rechter Zeit hervortreten können, oder hervorgerufen werden und ihre besondere Gabe zu besonderer Aufgabe nicht zur Auswertung kommt.

Vielleicht beschäftigten meinen Tischgenossen, den französischen Dolmetscher für die deutschen Gefangenengruppen bei Versailles, ähnliche rückblickende Gedanken. Der noch junge Mann ist Historiker, aber auch noch Sprachforscher und entstammt der bekannten elsässischen Gelehrtenfamilie Matter. Aber von den Deutschen, von dem einst von Versailles aus diktierten Siegerfrieden, sprach er zunächst nicht.

Spannungen zwischen den Franzosen und den nordamerikanischen Bundesgenossen

Hingegen hatte er verschiedenes betreffend die neuen Bundesgenossen, die Nordamerikaner, auf dem Herzen: „Ils auront tous les profits matériels, économiques de cette guerre et pour nous il y aura les lauriers, les honneurs." (In materieller und finanzieller Beziehung werden sie die Hauptprofitierenden bei diesem Kriege sein — und die Franzosen werden auf die Lorbeeren, die Ehren angewiesen werden.)

Sie machten schon jetzt punkto Verpflegung nicht geringe Ansprüche. Vor kurzem habe er es miterlebt, wie eine amerikanische Truppe in der Nähe eine Sendung ganz frischen französischen Soldatenbrotes, das wirklich sehr gut ist, entschieden zurückgewiesen hätte. Das ässen sie nicht. Man hätte dann von Paris per Auto ein Quantum extra weisses Brot für sie holen müssen.

Das sind ja wohl, wenn man will, Kleinigkeiten. Aber, ich glaube, die Franzosen werden diese refüsierte Brotsendung und ähnliches nicht so leicht verdauen können, wenn man's auch öffentlich zunächst nicht so zeigt.

Etliche der jungen soldatischen Vertreter eines in manchem noch etwas jungen Volkes leben vielleicht etwas stark im Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit als Retter Frankreichs — und da ist denn der Schritt zu einer gelegentlichen gewissen Ueberheblichkeit und Ungeniertheit nicht so weit.

Auf Deutschland kam mein Tischnachbar auch noch zu reden. Aber nicht auf das kriegführende Deutschland, sondern auf das Land der Wissenschaft, in dem er vor dem Kriege viele wertvolle Bereicherung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse geholt habe. — Er erwähnt unter anderem einen akademischen Lehrer für Ro-

manistik, der punkte Kenntnis des Französischen, auch der meisten Dialektsprachen, jedem Professor der Sorbonne in Paris gewachsen sei; das auch in dem sehr heiklen, schwierigen Punkte der Aussprache, des „Accent“, wobei bei ihm in gar keiner Weise der Deutsche zum Ausdruck komme.

Die Schätzung solch hoher, wissenschaftlicher Tätigkeit, und seine Dankbarkeit für das in Deutschland in dieser Beziehung einst von ihm Gefundene, werde durch das Kriegsgeschehen bei ihm nicht durchgetan.

Unter den deutschen Verwundeten der zweiten Marneschlacht
Dienst als Samariter, Dolmetscher und Seelsorger

Paris, 23. Juli 1918.

Gestern fand ich im Militärspital Val de Grâce die ersten deutschen gefangenen Verwundeten von der zweiten Marne-Schlacht und von den Kämpfen um Soissons am 18. dies. Die waren schon alle richtig verbunden, lagen in saubern Betten und hatten sich körperlich und seelisch schon ein wenig vom Schlimmsten, das die Schlacht gebracht hatte, erholt.

Ein ganz anderes Bild trat mir heute im Hôpital du Panthéon entgegen. Gerade vor meiner Ankunft dort war ein grösserer Transport von Verwundeten von den Schlachtfeldern der nahen Front hergebracht worden. — Dort war nur das Notwendigste möglich gewesen von ärztlicher Hilfeleistung und Verpflegung. Einigen, welche allem nach zunächst gar nicht gefunden worden waren und einige Tage und Nächte auf dem Schlachtfeld liegen geblieben waren, hatte auch dieses Notwendigste gefehlt.

Ihr Anblick und Zustand war denn auch dementsprechend. Hier kam es mir zum erstenmal unverhüllt zum Bewusstsein, wie es nach einer Schlacht bei einem Teil der Soldaten aussieht, welche daran teilgenommen haben, verwundet worden sind und denen noch keine eigentliche Hilfe hat zuteil werden können. Eine eingehende, anschauliche Beschreibung dessen, was man da sieht, auch etwa riecht, könnte leicht dem Unvertrauten als etwas Uebertriebenes vorkommen — und doch hätte in Wirklichkeit die Feder wohl weniger ausgedrückt, als den Tatsachen entspräche.

Ich merkte da gleich: Neben den Seelsorgerdienst, vielleicht so-

gar zunächst noch vor denselben, muss der Samariterdienst treten. — Das auf diese und jene Weise. Wasser, Tee und Fleischbrühe waren zur Verteilung bereit, aber zu wenig Sanitätsmannschaft, um bald allen sehnsüchtig Wartenden das Ihre zu bringen. Da war zunächst Mithilfe nötig. Sie war aber gar nicht immer einfach vorzunehmen. — Mit einer Tasse Tee trete ich zu einem, der schrecklich stöhnt und durch Zeichen zu verstehen gibt, er sollte bald drankommen. Aber wie ich ihn ansehe, erschrecke **ich.** Die mittlere und untere Gesichtspartie, wo bei den gewöhnlichen Menschen Nase, Mund und Kinn sich befinden, ist bei ihm nur eine grosse, zerfetzte Oeffnung, wie mir schien, ohne Zunge, Zähne und Lippen. Da war eine Tasse unbrauchbar. Zum Glück finde ich eine gebogene Glasröhre und kann so dem Dürstenden Tropfen um Tropfen in die vorhandene Oeffnung hineinträufeln. — Einem, der noch auf der Tragbahre lag, hielt ich eine Gamelle mit Fleischbrühe hin und wollte dann gleich zum nächsten weitergehen — aber er sagt: „Ich kann's Ihnen nicht abnehmen." — Wie ich ihm den blutbefleckten Kaput zurückschlage, begreife ich das Warum: Beide Arme sind dem Beklagenswerten weit oben abgerissen. Da muss man ihm wie einem kleinen Kinde zu essen geben. Da liegt einer mit zerschmettertem Bein im Bett, will aber in der Aufregung auf und davon. Ein anderer in ähnlich-seelischer Verfassung will seine Verbände abreissen. Da muss man sie von solchem Unterfangen abhalten und zugleich mit einem beruhigenden Wort versuchen, sie wieder etwas zur Fassung zu bringen. Dieses Letztere wäre dem Sanitätspersonal nicht so leicht möglich, da niemand von ihnen deutsch versteht. — So gehört zum Samariterdienst dieses Tages auch das Dolmetschen. Der Chefchirurge lässt mich in den improvisierten Operationssaal rufen, wo neben andern einer mit aufgerissenem Unterleib und übel zugerichteten wichtigen Organen liegt. Den soll ich deutsch manches fragen und es dann französisch den Aerzten weitersagen. Ich muss mich wundern, wie ruhig und besinnt der schrecklich Verletzte Bescheid gibt.

Hat wohl der gewaltige seelische Schock des Schlachterlebens einen Teil des Schmerzempfindungsvermögens bei ihm ausgelöscht? Es wäre eine gnädige Sache, wenn dem so wäre!

Als ich wieder in einen der Verwundetensäle kam, winkt mir einer, an sein Bett zu kommen. Er nennt seinen Namen: „Feld-

webel T. aus Augsburg. „Ich habe viel durchgemacht: drei Revolverschüsse habe ich bekommen, zwei Bajonettstiche, zwei Granatsplitter im Leib — und noch Gasvergiftung. Wer so viel durchgemacht hat, der muss so schnell als möglich heim," fügte er hinzu — wohl schon von Fieber- oder Schwäche-Phantasie erfasst.

Und dann plötzlich, im Gedanken an seine dienstliche Verantwortung: „Wo ist meine Kompagnie? Ich kann sie nicht mehr finden und zum Sammeln bringen. Könnten Sie mir vielleicht dabei helfen, Herr Feldprediger?" Darob, dass ich mich neben ihn setze, seine Hände erfasse, einige Worte aus dem Psalm 23 und ein kurzes Gebet spreche, wird er nach und nach ruhiger. Mehrmals wiederholt er leise für sich die Psalmworte: „Ich fürchte mich nicht, denn Du bist bei mir."

Etwas später sollte er zur genaueren Untersuchung und Behandlung der vielfachen Verletzungen in das Operationszimmer gebracht werden. Zwei französische Sanitätler wollten ihn tragen „Bitte nicht anrühren," sagte er, „mein Leib ist so zerrissen, dass ich es nicht aushalten würde." Und nun geht's am ehesten so, dass er sich selber hinschleppt, indem wir ihn etwas stützen, so zart anfassend als möglich.

Die Begriffe, welche die Verwundeten selber betreffend den Grad der Verwundung bei ihren Kameraden haben, sind etwas ungewöhnlich. Einen, der mit zerschmettertem Bein, das dann gleich amputiert wird, da liegt, bezeichnen sie mir als „leichtverwundet."

Ich selber erlebe merkwürdiges in diesem Stück. — Da ist einer, an dem nichts anderes wahrnehmbar ist, als eine kleine, schon zuheilende Stirnwunde (er weiss auch selber von keiner andern Verletzung). Er hat ein verhältnismässig normales Aussehen. Er erzählte mir ruhig von Heimat und Familie am Ostseestrand und ich versprach ihm, dorthin raschen Bericht zu geben, dass er mit einer leichten Verletzung gnädig davon gekommen sei. Nach kurzem Gespräch mit seinem Bettnachbaren wende ich mich dann wieder zu ihm, dass er mir noch eine Frage wegen der genauen Adresse der Seinigen beantworte. Es kommt aber keine Antwort — und ich sehe mit Erstaunen, dass er in aller Stille in das Land abgeschieden ist, aus dem die Vorausgegangenen uns auch auf die dringendsten Fragen ohne Antwort lassen müssen. Ein plötzliches Auslöschen des Lebenslichtes, ohne dass irgendwelches

mühsames, unsicheres, das Ende ankündigendes Flackern desselben vorausgegangen wäre!

Vorhin hatte ich einen sagen hören: „Wenn man so viel durchgemacht hat, wie wir, wenn man durch so viel Entbehrungen, durch so viel Schrecken und Grauen der Schlachten hindurch musste, so hält man nichts mehr aus, nicht einmal mehr eine leichte Verletzung.“ — Traf das vielleicht hier zu?!

Ein anderer Ausspruch eines Verwundeten: „Gott sei Dank, dass man hier ist in Gefangenschaft und in guter Pflege — nicht mehr an der Front. Da bleibt man doch am Leben und kann seiner Familie später wieder etwas sein. Auf Elsass-Lothringen, darum doch vor allem gekämpft wird, könnte ich an meinem Teil verzichten. Was hilft's, das absolut festhalten zu wollen, wenn darob alles zugrunde geht, die an der Front und die zu Hause?!“

Weitere Besuche bei den deutschen Verwundeten im Lazarett Panthéon

Paris, 25. Juli 1918.

Gestern, nach einem zweiten kürzern Besuch im Lazarett Panthéon, fast den ganzen Tag am Schreibtisch gesessen, um einen Brief nach dem andern an die Angehörigen der dort besuchten deutschen Verwundeten zu schreiben.

Heute bin ich wieder in diesem Lazarett gewesen. Mit dem Feldwebel T. geht es deutlich dem Ende zu. Seine Gedanken sind schon weitgehend über das leibliche Elend hinausgehoben und in andern, bessern Regionen. Er frägt mich: „Woher kommt es, dass meine Frau da, ganz nahe, hinter der Türe steht und auf mich wartet, um mich heimzubringen, und dass es mir vorkommt, ich sei nur eine halbe Stunde von zu Hause entfernt. Und doch weiss man ja, dass Augsburg von Paris mehr als 1000 km entfernt ist.“

Den Verwundeten mit dem aufgerissenen Unterleib und der so schlimmen Blasenverletzung habe ich nicht mehr lebend vorgefunden.

Bei einigen mit schweren Kopfschüssen ist ein Zustand halbseitiger Lähmung wahrnehmbar. Andern geht es deutlich besser.

Der französische Lazarett-Kommandant berichtet mir, bei der letzten deutschen Offensive an der Marne seien eine Anzahl best-eingerichteter französischer Lazarette hinter der Front dem Bombardement zum Opfer gefallen und deshalb seien viele französische und deutsche Verwundete recht spät zur notwendigen Hilfe gelangt.

Paris, 26. Juli 1918.

Fast den ganzen Tag im Militärspital Val de Grâce bei den deutschen Verwundeten zugebracht.

Als ich mich beim Oberarzt, Sanitäts-Oberstleutnant D., anmelden wollte, fand ich das ganze ärztliche Personal des grossen Spitals um ihn versammelt. Als die Herren abgegangen waren, erklärte er mir, es sei der Abschied von ihnen und seiner militärischen Stellung und Aufgabe gewesen, da er in Pensionszustand versetzt worden sei. Nun möchte er auch von mir Abschied nehmen und mich noch um einen Rat bitten. Er habe an das Savoier Städtchen Evian am Genfersee als Ruhestätte gedacht und wüsste gerne, was mir über Land und Leute dort bekannt sei, wie die äussern und innern Existenzmöglichkeiten dort sein möchten? Für einen bis dahin so tätigen und noch tätigkeitsfreudigen Mann könnte es in diesem, ausserhalb der kurzen Saisonzeit, etwas stillen und toten Städtchen vielleicht der Stille fast etwas zu viel sein.

Ich habe den Eindruck, dass ihm diese Wendung seines Lebens, die er jedenfalls nicht gesucht hat, recht nahe geht. — Mit seiner etwas kurzangebundenen Art hat er wohl da und dort anstossen mögen. Für mich war das kein Hindernis guten Auskommens in diesen zwei Jahren. Es wäre ihm leicht gewesen, mir für die Erfüllung meiner Aufgabe in diesem Hause, in dem er fast allmächtig war, allerlei in den Weg zu legen. — Er hat in zunehmendem Zutrauen und Entgegenkommen eher das Gegenteil getan, manches erleichtert. Er hat auch, was noch wichtiger war, dafür gesorgt, dass den deutschen Verwundeten, seinen Landesfeinden, in der Hauptsache die gleiche Pflege zukomme, wie den französischen Verwundeten.

In der Abteilung der deutschen Verwundeten habe ich viele Neuangekommene gesehen. Darunter auch Gasvergiftete. Den An-

blick zweier unter ihnen, bei denen ein Brechanfall und Erstikkungsanfall den andern ablöste, werde ich kaum je vergessen.

Die Wirkung dieser Giftgase hätte zuerst am Erfinder und an denen, welche ihre Verwendung im Kriege veranlassten, ausprobiert werden sollen!

Wie die grosse Ueberrumpelung am 18. Juli vor sich ging

Unter den leichter Verwundeten bin ich vor allem ins Gespräch gekommen mit einem sehr aufgeweckten jungen Manne, namens K., zu Hause Student der Kameralwissenschaften. Er wusste sehr anschaulich von jenem für die Deutschen so verhängnisvoller 18. dieses Monats zu erzählen, an welchem aus dem Walde von Villers Cotterets, wo alles still und ohne Gefahrdrohung zu sein schien, der gewaltige, sorgfältig vorbereitete Gegenstoss der 10. Armee Mangin mit einigen amerikanischen Einheiten kam.

„Beim Morgengrauen kamen sie, ohne irgend eine Artillerievorbereitung, mit ganzen Mengen von Tanks auf uns los. Direkt gegenüber uns waren es vor allem Amerikaner. Wir konnten gegenüber diesen kräftigen, jungen Leuten, die noch keine jahrelange Kriegszermürbung an Leib und Seele durchgemacht hatten, nichts ausrichten, wurden über den Haufen geworfen und zum grössten Teil gefangen genommen. Man merkte deutlich, dass unsere Gegner ohne Rücksicht auf Verluste angesetzt wurden und dass sie, ohne viel Deckung zu suchen, einfach vorwärts rannten. Dann mussten viele von uns Gefangenen, unverwundete und verwundete, vier Tage und Nächte im Freien ausharren, bis ein amerikanischer Sanitätszug kam und uns aufnahm. Die Amerikaner waren sehr nett zu uns, gaben uns gleich von allem, was sie hatten, Schokolade, Cakes, Rauchartikel. Hier im Spital sahen die Franzosen auch sehr gut zu uns. Das Essen ist ganz wunderbar. Zu Hause sagten sie uns, es ginge auch den Franzosen punkto Essen schlecht und doch hielten sie aus. Nun sehen wir, dass das gar nicht stimmt. Auch an der Front war es schliesslich bei uns übel bestellt mit der Verpflegung. Mittags Suppe mit oft ganz wenig Fleisch drin. Abends: Brot und Marmelade; hie und da etwas Butter. Es ist Zeit für uns Deutsche, zu Hause und an der Front, dass es wohl nun bald Schluss wird.“

Paris, 27. Juli 1918.

Ob es, trotz der strengsten Grenzsperre, für mich doch in nächster Zeit eine Herauskommensmöglichkeit aus Frankreich geben wird, das ist noch nicht gewiss, wie ich eben auf der Grenzpolizei-Abteilung des Auswärtigen Amtes erfahren habe. Gegenwärtig werden nur die diplomatischen und militärischen Vertreter der Alliierten durchgelassen, aber nicht die Diplomaten der neutralen Mächte. Die Entscheidung betreffend meine Person wird abgestellt werden auf das „Leumundszeugnis", das mir das Kriegsministerium ausstellen soll.

Während der Wartezeit in dieser Abteilung der Geheimen Polizei fällt mir eine ältere, gutgekleidete Dame auf, die mit mir eingetreten ist und die in diesen sonst wenig zugänglichen Räumen verkehrt, wie wenn sie hier ganz zu Hause wäre. Es ist nicht undenkbar, dass sie irgendwie im Dienste der polizeilichen Fremdenüberwachung steht und da Angeberdienste leistet. Da gibt es jetzt viel Arbeit, und Damen mögen ganz geeignet sein, einen Teil derselben zu verrichten.

Meine Aufgabe hat in diesen Tagen eine kleine Erweiterung erfahren, indem nun auch Landsleute sich einfinden, nicht gerade für materielle Hilfeleistung, aber um Rat und Verständnis zu suchen in allerlei persönlichen, delikaten Angelegenheiten, auch in Schwierigkeiten familiärer Art, wie sie sich aus den ungewöhnlichen Zeitverhältnissen ergeben können. Einer dieser Besucher hat mir dann selber wohlgetan durch das tapfere, getroste Vertrauen, mit dem er den jetzt in sein Leben getretenen nicht geringen Schwierigkeiten gegenübertritt und ihre schliessliche Lösung und Beseitigung als etwas ganz Gewisses erwartet.

Paris, 27. Juli 1918.

Im Lazarett Panthéon habe ich mehrere Betten anders besetzt gefunden, auch das des Feldwebels T. Für ihn bedeutete der Tod ein gnädiges Herausgeholtwerden aus grösstem leiblichem Elend. Aber, als ich mich in meinem Quartier hinsetzte, um der Frau, der ich in einem frühern Brief noch etwas Hoffnung machen konnte, seinen Tod mitzuteilen, da habe ich mehrmals die Feder wieder abgelegt, weil ich zunächst die Worte nicht recht fin-

den konnte, die mir schonend genug vorkamen zur Mitteilung der schweren Botschaft.

Ein um die deutschen Verwundeten sehr besorgter französischer Chirurge

Paris, 30. Juli 1918.

An den beiden letzten Tagen habe ich manches Erfreuliche erlebt. Die im Hilfslazarett Villemin (früher ein Kloster) untergebrachten deutschen Verwundeten werden wohl fast alle genesen und ihre Heimat wiedersehen. Es sind auch ganz besonders günstige Verhältnisse da für sie: In hohen Räumen — bei nicht sehr starker Belegung — steht jedem ein gehöriges Quantum Platz und Luft zur Verfügung.

Der Chefarzt, Professor der Chirurgie, dessen Bekanntschaft mit meinem chirurgischen Bruder mir die Kontaktnahme sehr erleichterte, hat sich selber die Behandlung der verwundeten Deutschen reserviert. Er hat sein Quartier ganz im Lazarett genommen, um auch nachts Hilfe zu bringen, oder anordnen zu können. Wohltuend war es auch, die Bekanntschaft seiner Frau zu machen, der Präsidentin des Bundes französischer Frauen. Sie hat einen grossen Bestand Rauchmaterial erhalten für die französischen Verwundeten. Davon hat sie aber, da der Sachen genug da sind, einen Teil in zarter Weitherzigkeit für die deutschen Verwundeten bei Seite gelegt.

Die beiden haben den einen ihrer Söhne im Krieg verloren; darum sagten mir ihre barmherzigen, sorgfältigen Bemühungen um die verwundeten Deutschen um so mehr.

Weiter wohltuend war, wie diese geprüfte Mutter mir gar nicht von ihrem eigenen Leide sprach, sondern nur von dem der unzähligen französischen kriegsheimgesuchten Familien, deren sich der von ihr geleitete Frauenverband annimmt.

Eine andere erfreuliche Sache ist, dass von Hause endlich der lange unterwegs steckengebliebene Bericht angelangt ist mit beruhigenden Nachrichten über den Gesundheitszustand in Gemeinde und Familie.

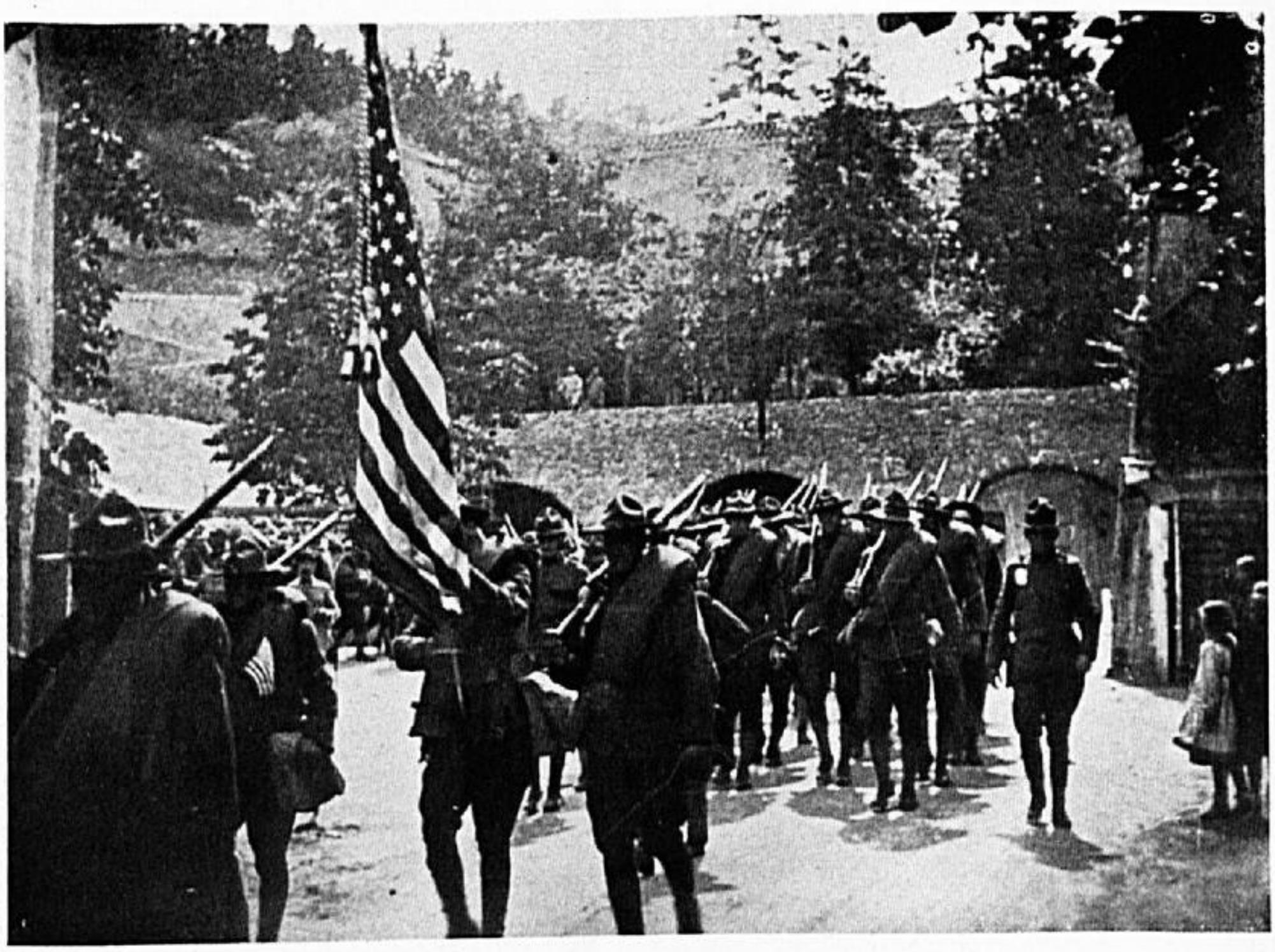
Eine gute Sache ist es ferner, dass mir auf dem Auswärtigen Amt heute die Eröffnung gemacht wurde, dass ich die Grenze

Oben: Deutsche internierte Soldaten nach dem Gottesdienst vor dem Kirchlein von Schüpfheim

Mitte: Deutsches Internierten-Ehepaar nach der Trauung vor dem Pfarrhaus Trubschachen

Unten: Gottesdienstraum der französischen protestantischen gefangenen Offiziere im Fort Ingolstadt mit dem Prediger, Sergeant Westphal

(Seite 28')



Die Nordamerikaner auf dem Anmarsch
(Seite 286)



Gefangene deutsche Offiziere im Lager Moulins
(Seite 253)

zu jeder Zeit für mich offen finden würde. — Die Mitteilung erfolgte, nach vorheriger etwas kühler Zurückhaltung, nun in auffallend verbindlicher Weise, was annehmen lässt, dass vom Kriegsministerium aus ein besonders gutes Wort in dieser Sache eingelegt wurde.

Amtliche Warnung vor Kundgebung von Kriegsmüdigkeit

Im Lazarett Villemin habe ich mir in der Abteilung für französische Verwundete eine an der Wand angebrachte Inschrift notiert: „Défense absolue de prononcer ici aucune parole de découragement, de lassitude ou de critique.“ (Es ist strengstens untersagt, hier irgendein Wort der Mutlosigkeit und Entmutigung, der Kriegsmüdigkeit, der Kritik auszusprechen.)

Ist das wohl in allen französischen Kriegslazaretten angeschlagen? Ist's wohl möglich, auf diese Weise das Weitergreifen des Kriegsmüdigkeits-Bazillus zu verhindern, wie man etwa Schutzmassnahmen gegen den Cholerabazillus treffen kann?

Was geschieht denen, welchen Verfehlung gegen dieses Gebot nachgewiesen werden kann? Strafverfügung und Strafvollzug gegen Verwundete, vor allem Schwerverwundete, ist bekanntlich eine etwas schwierige Sache.

Neue starke Spannungen in Kriegsgefangenensachen zwischen Frankreich und Deutschland

Paris, 31. Juli 1918.

Das war heute eine lange Besprechung auf dem Kriegsministerium mit dem Chef der Kriegsgefangenenabteilung, Herrn C. Sie galt den bedenklichen Schwierigkeiten, welche bei der Ausführung des kürzlich abgeschlossenen Gefangenen-Heimschaffungsvertrages schon entstanden sind. Die Franzosen haben eine Klageliste vorzulegen von nicht weniger als 13 Punkten gegen die Deutschen, welche in all diesen Punkten vertragsbrüchig seien.

Ich werde gebeten, mündlich betreffend all das bei der Kriegsgefangenenabteilung der deutschen Gesandtschaft in Bern vorstellig zu werden. Die Franzosen hielten sich streng an das Abkommen; auch da, wo es für sie nachteilig sei. Sie entliessen

aus der Gefangenschaft auch solche, welche ihnen als Spezial-Arbeiter in technischen Betrieben noch nützlich sein könnten, während die Deutschen immer wieder Arbeitsunfähige zum Abtransport brächten, dafür aber Arbeitsfähige, die das Recht auf Heimschaffung hätten und an der Reihe wären, zurückbehielten.

All das schaffe bei den Benachteiligten und ihren Familien in Frankreich grosse Verbitterung und die Regierung, vor allem das Kriegsministerium, werde mit Protesten von allen Seiten bestürmt, dringend aufgefordert, gegenüber Deutschland da zum Rechten zu sehen. Frankreich könnte genötigt werden, den Vertrag wegen Nichterfüllung zu kündigen. Seine segensreichen Wirkungen seien übrigens bereits teilweise ausgeschaltet.

Ich denke, das, was in dieser Angelegenheit in Bern zu unternehmen sein wird, das wird wohl das Letzte sein, was ich für die Kriegsgefangenen der beiden Länder werde tun können. Die Rücksicht auf Gemeinde und Familie legt doch den gänzlichen Verzicht auf diese Aufgabe immer mehr nahe. Von dieser Absicht habe ich Herrn C. auf dem Kriegsministerium auch Kenntnis gegeben. Er wollte auf diesen Gedanken nicht recht eingehen. Die französische Regierung würde nach meinem Wegzug keinem andern in gleicher Eigenschaft den Zutritt zu den Gefangenen und den ungehinderten Verkehr mit ihnen gestatten. Ich solle doch eine Fortsetzung der Aufgabe noch einmal in Erwägung ziehen. Dabei hatte er sehr herzliche Worte über das zwischen uns entstandene Vertrauensverhältnis. Das habe dem Kriegsministerium ermöglicht, mir für die Ausübung dieser so sehr delikaten Mission und Aufgabe gar manche Freiheit und Erleichterung zu gestatten, die sonst in Kriegszeiten einem ausländischen Abgesandten nicht leicht gewährt würden.

Ein baldiger Beginn der Verhandlungen in Bern mit den Deutschen scheint bei der grossen Verfahrenheit der Situation sehr wünschbar. Darum soll es nun an die Heimreise gehen. Sie kann aber nur auf einem ziemlichen Umwege vor sich gehen. Denn auf einen telegraphisch gekommenen dringenden Wunsch des preussischen Kriegsministeriums soll ich vorher noch einen vor französisches Kriegsgericht gestellten deutschen Offizier besuchen und sehen, was sich für ihn, der vielleicht geisteskrank geworden ist, tun lässt. Das wird mich ganz nach dem Süden, nach Carcassonne führen, wo er in Haft sein soll.

Wie ein französischer Offizier den richtigen Ton findet gegenüber einem unzufriedenen Soldaten

Unterwegs zwischen Paris und Carcassonne,
31. Juli/1. August 1918.

Meine Reisegefährten im Nachtzug waren während längerer Zeit ein französischer Artillerie-Oberleutnant und ein kriegsverwundeter Soldat, der auf Erholungsurlaub nach Hause reiste. Wir überliessen diesem natürlich den bequemsten Platz, wofür er recht dankbar war. Aber er hatte sonst über vieles in sehr aufgeregter Tonart zu klagen. Ueber diese und jene Zustände an der Front, über Behandlung durch gewisse Vorgesetzte, über ungeeignete Pflege im Lazarett, die nicht seiner Verwundung entsprechend gewesen sei — und noch über manches mehr.

Ich war gespannt, wie der Offizier sich dazu einstellen werde? Er konnte, sich schlafend stellend, die heftigen Ausfälle des Soldaten ignorieren. Er konnte auch, ohne auf irgend etwas einzugehen, im Blick auf seine Galons den Mann mit einigen scharfen Worten in den „Senkel“ stellen, ihm Schweigen gebieten. Er liess sich aber ganz ruhig, wie etwa ein älterer, erfahrener Kamerad gegenüber einem jüngern, in ein Gespräch mit ihm ein, liess einiges von dem, was er kritisierend vorbrachte, als vielleicht begründet gelten, betreffend anderes erinnerte er ihn daran, dass manches Unerfreuliche, was jetzt ein Kriegsteilnehmer erlebe, nicht immer auf den bösen Willen anderer, auch nicht der militärischen Vorgesetzten, zurückzuführen sei, sondern auf die schweren Kriegsumstände, an denen von niemandem etwas geändert werden könnte, die auch von den „Höhern und Höchsten“ unter den Offizieren manches Opfer, manches Ertragen und Verzichten forderten.

Ob diesen in ruhig-bestimmtem, aber zugleich freundschaftlichem Ton gemachten Vorhalten beruhigte sich der Mann zusehends und gab zu, man könne in der Tat die Dinge auch in diesem Lichte ansehen und annehmen. Diese in diesem Fall gewiss richtige Behandlung (der Offizier war nicht der direkte Vorgesetzte des Soldaten) war um so bemerkenswerter, als der Artillerie-Oberleutnant jedenfalls von jüngern Jahren war, als der andere, der bei uns wohl zur Landwehr gehören würde. — Aber er machte den Eindruck eines Menschen, der sich selber beherrschen kann,

der zu einer gewissen Reife gelangt ist und deshalb fähig ist, Autorität über andere zu haben und ihnen ein Erzieher zu sein.

Der französische Offizier spricht sich über die Nordamerikaner aus

Seinen Vorgesetzten mussten seine erzieherischen und militärischen Fähigkeiten bekannt sein. Er war von ihnen für längere Zeit zur weitern Ausbildung der Mannschaften und vielleicht teilweise auch Offiziere einer amerikanischen Batterie abkommandiert worden. Eine interessante, aber auch etwas delikate Aufgabe, wenn man an das nicht geringe Selbstbewusstsein mancher dieser Krieger von jenseits des Wassers denkt.

Von dieser Tätigkeit wusste er, als wir dann allein im Wagen waren, manches Bemerkenswerte zu erzählen: Der amerikanische Soldat, vor allem derjenige der Spezialtruppen, sei stark auf selbständiges Handeln eingestellt und habe ein grosses Unabhängigkeitsbedürfnis. Damit müsse gerechnet werden; aber, wenn man ihn richtig zu nehmen und zu instruieren wisse, so käme man ganz ordentlich fort mit diesen Bundesgenossen.

Was fehle, das seien, gerade bei der Artillerie, richtig ausgebildete Stäbe und anderseits Mannschaften, die mit Pferden umzugehen wüssten. — Ueber letztern Punkt konnte er von einem eigenartigen Erlebnis berichten:

Er hatte feststellen müssen, dass ein Trainsoldat dieser Batterie während zweier Tage seinen Pferden kein Wasser gab. Darob zur Rede gestellt, sagte der, er hätte vorher nie mit Pferden zu tun gehabt und gar nicht gewusst, dass ein Pferd regelmässig getränkt werden müsse.

Mit Motoren wüssten sie meist vorzüglich umzugehen (die zwar meist auch ziemlich regelmässig der Wasserzufuhr bedürfen); aber nach den Erfahrungen des Krieges könne man bei der Artillerie doch noch nicht ganz ohne Pferdezug auskommen; man bleibe, wenn man nur motorisiert fahre, zu sehr an den Marschstrassen kleben.

Sehr rühmte mein Gewährsmann die Amerikaner als Eisenbahnspezialisten. Sie hätten im Kriegsgebiet und hinter demselben in erstaunlich kurzer Zeit Bahnlinien erstellt, oder zerstörte Linien wieder in Stand gestellt.

Marschall Foch als Redner

Eine Zeitlang gehörte er einer von Foch geführten Armee an. Von ihm sagte er, seine grosse Führerbefähigung sei schon längere Zeit vor dem Krieg bekannt gewesen. Als Redner habe er sich nie eigentlich hervorgetan. Die längste Rede, die er seinerzeit von ihm gehört habe, habe in bezug auf den Krieg den Wortlaut gehabt: „Ce sera encore long, très long; ce sera encore dur, très dur." (Das wird noch eine lange, sehr lange Sache sein; es wird dabei noch mühsam, sehr mühsam zugehen!)

Pétain sei schon vor dem Kriege sehr geschätzt gewesen als Lehrer von grösster Klarheit und Präzision an der „Ecole militaire".

Ein deutscher Offizier rühmt die Korrektheit eines französischen Kriegsgerichtes

Carcassonne, 1. August 1918.

Die Zitadelle, wo jener deutsche Offizier, dem meine Reise gilt, eingesperrt sein soll, ist nicht schwer zu finden. Sie ist von so gewaltigen Ausmassen und beherrscht mit ihren vielen Türmen so sehr das Stadtbild, dass man sie nicht übersehen und verfehlen kann. Welch gewaltige Bauwerke haben doch im Mittelalter die Wehrmacht und die Kirchenmacht zustande gebracht!

Den Gesuchten habe ich in dieser Riesenfestung nicht gefunden; er ist zur Aburteilung nach Montpellier gebracht worden. — Es sind aber andere deutsche Offiziere da, für welche die Festung als Straflager dient. Es sind meistens Disziplinarvergehen, welche hier gesühnt werden: Widersetzlichkeiten, Beschimpfung französischer Militärpersonen. Der Wortführer der deutschen Offiziere, Leutnant Graf von N., erkennt aber an, es sei vor dem französischen Kriegsgericht für ihn und seine Kameraden sehr korrekt zugegangen. Als sie erklärt hätten, als deutsche Offiziere könnten sie vor einem französischen Kriegsgericht keinen Eid leisten, habe man sie nicht schikaniert.

Sein persönliches Vergehen sei übrigens nicht gerade schwer gewesen: ein etwas massives Wort in einem Augenblick der Unbeherrschtheit.

Da machte einer der andern Offiziere die Bemerkung: „Die

Uebertretungen erfolgen sehr oft aus einem Zustande nervöser Ueberreiztheit. Dann wird man eingesperrt. Ob der Eingeschlossenheit, Untätigkeit, ob dem Mangel an Bewegung kommen neue Schübe von Nervosität und Temperaments-Ausbrüchen — und auf diese neuen Verfehlungen, neue Freiheitsstrafen. Eine unheilvolle Kreisbewegung!“

Als ich dann gegenüber dem französischen Festungskommandanten manches von den unerquicklichen Erlebnissen mit den deutschen Offizieren in diese Beleuchtung stellte, zeigte er sich nicht ohne Verständnis und versprach die Einrichtung eines Sportplatzes innerhalb des grossen Festungsareals für seine Gefangenen fördern zu wollen. So wird bald frische Luft und Bewegungsmöglichkeit manchem, wenn auch nicht jede Hilfe, so doch eine gewisse Hilfe und Entspannung bringen.

Ueber den von mir gesuchten Oberleutnant B. konnte mir einer seiner Kameraden ganz dienliche Auskunft geben. — Er sei gleichzeitig mit ihm in Haft gewesen und habe viel mehr den Eindruck eines im Gemüt Angegriffenen, als eines absichtlich sich Verfehlenden gemacht.

Ein Land ohne Milch

Eine einfache Französin sagt Gutes über die Deutschen

Auf dem Rückweg von der Zitadelle ins Hotel hatte ich das Gefühl, die Luft bestehe nur aus Staub und Hitzewellen. Es ging fast an die Grenze des Erträglichen. Meine Bitte nach einem Glas Milch erweckte Erstaunen und lag ausser aller Möglichkeit der Befriedigung. — Das sei in ganz Carcassonne jetzt wohl kaum aufzutreiben. — Ich habe allerdings auf meinem Gang in der Umgebung der Stadt kein Flecklein Grases wuchs gesehen, das auch nur eine Ziege hätte ernähren können.

Von was leben hier wohl die kleinen Kinder und die auf Milch angewiesenen Magen- und Nierenkranken?

Die junge Hoteliers-Frau, deren Mann an der Front steht, bringt das Gespräch auf Krieg und Frieden. — „Il paraît, que les Allemands voulaient s'arranger avec nous. Pourquoi n'a-t-on pas voulu? Ce n'est pas bien.“ (Es scheint, dass die Deutschen mit uns Frieden machen wollten. Warum wollte man unserseits nicht? Das war nicht recht!)

Solche Gedanken sind nicht unbegreiflich bei einer Frau, welche nun vier Jahre lang die ganze Geschäftslast allein tragen und Tag um Tag um das Leben ihres Mannes bangen musste. Die Frau äusserte dann noch, die Deutschen müssen doch auch ihre guten Eigenschaften haben. — Dass man dort nun vier Jahre so viel Entbehrungen auf sich genommen habe, ohne sich mehr dagegen aufzulehnen, das sei zum Verwundern und Bewundern.

Wenn man mit den Leuten aus dem Volke diesseits und jenseits des Rheins zu reden kommt, so ergibt sich wirklich der Eindruck: Das fatale Wort vom „Erbfeind“ (Frankreich Deutschlands Erbfeind und umgekehrt) ist kaum von ihnen aufgebracht und immer wieder „aufgewärmt“ worden; das kommt doch eher aus dem Munde und aus der Feder von gewissen Männern der Politik, gewissen Geschichtsschreibern und Zeitungsschreibern. Dieses „Erbfeind“-Wort wird aber gewiss nicht das letzte Wort sein.

Ein gemütskranker deutscher gefangener Offizier

Montpellier, 2. August 1918.

Hier endlich den gesuchten deutschen Offizier gefunden — in einer Gefängniszelle, die aber ziemlich geräumig und ordentlich ausgestattet ist. Oberleutnant B. gehört jedenfalls zu den ersten Gefangenen des Krieges. Seine Gefangenschaft datiert schon vom 18. August 1914. Das ist eine lange Zeit! Innerhalb derselben hat er fünf Fluchtversuche unternommen. Nach jedem derselben wurde er wohl enger eingetan und schärfer bewacht.

„Ich bin von Natur aus etwas starrköpfig und von raschem Temperament und konnte mich immer weniger in eine solche Existenz finden. Es kamen so bald Vergehungen gegen die Disziplin, dann Strafen, darauf wieder neue Verfehlungen und neue Strafen. Und nun bin ich völlig erledigt in meinen Nerven; wenn ich noch einmal heim kommen sollte, wird man mich doch als Offizier nicht mehr brauchen können“ (er ist Berufsoffizier). Aus wirklicher Ueberzeugung heraus suchte ich ihm gerade die Zukunft in einem andern Lichte zu zeigen. Dann längere Unterredung mit dem französischen Justiz-Hauptmann, der vor Kriegsgericht als Rapporteur, Vertreter der Anklage, amtiert hatte. Die Anklage hat gelautet: „Ständige Gehorsamsverweigerung“, und das Urteil: 5 Jahre Gefängnis.

Ich lege dem Vertreter des Kriegsgerichtes, der ein verständiger Mann zu sein scheint, nahe, man käme doch wohl am weitesten, wenn man in diesem ganz speziellen Fall Gnade, oder vielleicht auch nur gesunden Menschenverstand an Stelle des starren Rechtes (das natürlich in manchen andern Fällen auch „sein Recht hat“) setzen und den jungen Mann als zwar nicht eigentlich Geisteskranken, aber doch seelisch Zerrütteten entweder in die Schweiz internieren, oder in die Heimat abschieben würde, wie das für die ganz schwer Verwundeten geschieht. Damit wäre gewiss im Grunde auch den Franzosen gedient und ihnen viel weiterer Aerger erspart. Ich glaube zusichern zu dürfen, dass die Deutschen zu einem Gegendienst gerne bereit wären und einen unter ähnlichen Umständen verurteilten französischen kriegsgefangenen Offizier freilassen würden. Der Chef der Kriegsgefangenen-Abteilung im Kriegsministerium, General F., hat ein besonderes Interesse für diesen unglücklichen Offizier, der einst im Regiment unter ihm Dienst tat.

Der preussische Oberhofprediger und der französische Pfarrer Babut

Montpellier, 3. August 1918.

Nachdem in dieser Sache das augenblicklich Mögliche getan ist, kann noch eine Angelegenheit mehr privater, etwas delikater Art besorgt werden:

Bald nach Kriegsbeginn hat zwischen Oberhofprediger D. und einem der bedeutendsten Vertreter des französischen Protestantismus, Pfarrer B. in N., ein öffentlicher Briefwechsel stattgefunden, in welchem das Kriegsproblem in religiöse Beleuchtung gestellt wurde. Damals konnte man sich nicht ganz dem Eindruck entziehen, dass D., gerade in der Wortformulierung seiner Ueberzeugung, teilweise etwas zu scharf geworden war. Das wider seine gewohnte, eher beherrschte Art.

Vielleicht hatte D. selber das Gefühl, es sei da etwas gut zu machen. Da es nicht mehr gegenüber Pfarrer B. geschehen konnte, der dann schon bald aller Kriegspolemik, auch der religiös-orientierten, entrückt wurde, bat er mich bei unserm letzten Zusammensein in Berlin, ich möchte, wenn möglich, mit seiner

Witwe in Verbindung treten und ihr sagen, dass er ihres verstorbenen Mannes in Hochachtung und Liebe und ihrer in herzlicher Teilnahme gedenke.

Nach anderswo gemachten Erfahrungen war es für mich nicht ganz sicher, wie ich mit einer solchen Botschaft aus Feindesland aufgenommen werden würde. Aber sie fand hier, wo die Witwe nun wohnt, freundliche und verständnisvolle Aufnahme bei einer Persönlichkeit von wirklich christlicher, feiner Gesinnungsart.

Ich habe allerdings mit Nachdruck auch davon gesprochen, wie sehr mir der Oberhofprediger meine Bemühungen um die französischen Gefangenen erleichtert habe und seinen ganzen, grossen Einfluss in dieser Sache zur Geltung gebracht habe. — Es gibt immer wieder Menschen, deren Weitblick und Sinn für Gerechtigkeit am ehesten bedroht ist, wenn sie die Feder, dieses oft so unheilvolle Instrument, zur Hand nehmen.

Mancher ist in Wirklichkeit, in der Praxis, viel besser und christlicher, als es seine Feder oft ist.

Wie sich die französische Geheimpolizei vorübergehend für mich interessiert

Unterwegs zwischen Montpellier und Lyon,
3./4. August 1918.

An den Beginn der Heimreise trat noch ein zeitgemässer, kleiner Zwischenfall: Nachdem ich am Bahnhofschalter in Monpellier ein einfaches Billett nach Genf genommen, trat gleich ein jüngerer Herr in Zivil, den ich vorher schon in der Schalterhalle gesehen, auf mich zu und bat um meine Ausweispapiere. Nach Durchsicht des ihm vorgelegten Diplomatenpasses erklärte er sich befriedigt — und es war zu erwarten, dass nun der Weg zum Zuge, der mich gegen heimwärts führen sollte, offen stehe. Aber, während ich auf dem Perron dessen Ankunft erwarte, kommt er noch einmal zu mir; diesesmal von zwei uniformierten Polizisten begleitet, mit der Forderung: „Veuillez me montrer vos papiers militaires.“ (Bitte, Militärausweise vorlegen.) Darauf Ueberreichung des Ausweisschriftstückes des französischen Kriegsministeriums betreffend meine spezielle Mission in Frankreich. „Ah, une lettre ministérielle; cela c’est très bien et suffit amplement.“

(Ah, ein Ausweis eines Ministeriums. Das ist sehr gut und völlig genügend.) — So lautete nun sein mit viel Entschuldigungen gegebener Bescheid.

Dann Frage meinerseits, ob er vielleicht, ohne Verletzung seines Dienstgeheimnisses, mir sagen könnte, warum in so kurzer Zeit meine Person so viel Beachtung seitens der Polizei gefunden habe? Das könne er wohl: In der Schalterhalle sei ihm zunächst mein etwas fremdländisches Aussehen aufgefallen. Dann dem Billettschalter sich nähernd und hinter mich tretend, habe er gehört, dass ich ein Billett nach Genf verlange und das mit einem etwas ausländisch klingenden Akzent. Nun befinde sich Montpellier auf der grossen internationalen Route Barcelona (Spanien)-Frankreich-Schweiz, die jetzt, im Kriege, von Spionagespezialisten mit Vorliebe gebraucht werde. Damit sei jeder durchreisende Fremde mit Reiseziel Genf zunächst der Gegenstand eines gewissen Verdachtes und deshalb auch einer sorgfältigen Beobachtung, eventuell auch der Kontrolle. Wobei leider auch manchmal ein ganz Unschuldiger verdächtigt werde. Da nicht nur von Verkleidungen (in Priester- oder Nonnengewand), sondern auch von Passfälschungen öfters Gebrauch gemacht werde, habe er, nach der Pass-Kontrolle, noch auf andere Weise sich über meine Person und Absichten Gewissheit verschaffen müssen.

Beim Umsteigen in Avignon in den Schnellzug Marseille-Lyon erwies sich jeder Platz als besetzt, was für mich wenig bedeutete, aber mehr für einen französischen, mit mir umsteigenden Hauptmann, der noch eine weite Reise zum Wiedereinrücken an der Front vor sich hatte. Er machte seinem Unmut Luft in den Worten: „On nous fiche au front pour être tué — et alors on ne peut pas même se caser dans le train; on n'accepte pas cela." (Man spediert uns an die Front, wo es in den Tod gehen mag und dann sorgt man nicht einmal dafür, dass man im Zuge während der langen Fahrt einen Platz bekommen kann. Das kann man sich nicht gefallen lassen!)

Es ist wohl so, dass eine gewisse Kriegsmüdigkeit in allen Heeren spürbar ist, auch beim Soldaten und beim Offizier des französischen Heeres. Vier Jahre Krieg, und speziell vier Jahre des Krieges, wie er jetzt geführt wird, wo die Kriegsromantik von dazumal einen kleinen Platz hat, das ist eben eine ziemlich lange Zeit, eine schliesslich angreifende Zeit.

Dem Hauptmann räumte dann ein Zivilist, auf den zu Hause ein Bett, nicht der Schützengraben wartete, seinen Sitzplatz ein.

Ich hatte Stehplatz bis Lyon und konnte mich damit trösten, dass es dort für mich einige Stunden Nachtruhe geben würde unter etwas bequemeren Umständen. Unter Anwendung von manchen guten Worten und Aufwendung eines recht beträchtlichen Geldbetrages gelang es dann schliesslich in dieser nicht von Fremden, aber von Militärpersonen jetzt stark besetzten Stadt eine Lagerstätte zu finden zu kurzem Schlaf.

In Lyon und darum herum stehen die französischen grossen Reserven, die zur Verwendung kämen, wenn Deutschland einen Durchbruch durch die Schweiz versuchen würde; aber jetzt ist wohl die Zeit dafür vorbei.

Lange Zwiesprache mit dem französischen General F.

Genf, 4. August 1918.

Im Frühzug gegen Bellegarde und die Schweiz zu ist nun Platz genug. Die noch bestehende scharfe Grenzsperre hält doch manche zurück, diese Reise zu unternehmen.

Einige Frauen, zum Teil von Kindern begleitet, sind aber doch da. Sie wollen es versuchen, ob sie nicht vielleicht doch zu dem in der Schweiz internierten Mann und Vater gelangen können, den man seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen hat.

In meinem Wagenabteil bin ich allein mit einem französischen General. Er ist von Geburt Elsässer, ein Kind von Strassburg, wo seine Eltern nach 1871 geblieben sind. Er aber erhielt seine Ausbildung zum grossen Teil in Frankreich und wurde, als er sich für den Militärberuf entschied, gleichzeitig Franzose. Damit war natürlich eine etwas schwierige Situation geschaffen. Nicht zwischen ihm und den im Herzen französisch gebliebenen Eltern. Aber zwischen ihm und den nun in Strassburg neu Regierenden. Die Einkehr im Elternhause war oft nur mit allerlei Komplikationen und fast nur im Geheimen möglich. Er meint, nun könne es aber nur noch kurze Zeit dauern und er werde als ein Vollberechtigter am hellen Tage nach Strassburg kommen dürfen. Er freue sich darauf, auch seiner Kinder wegen, die er nun in die alte Vaterstadt und in das Haus seiner Jugend, das noch immer der Familie gehöre, werde bringen können.

Die Kunde von der Wiedergewinnung von Soissons durch die Franzosen brachte das Gespräch auf den Kriegsgegner. Da brauchte er harte, scharfe Worte, die ich zum Teil lieber ungeschrieben lasse. — Am zahmsten war fast noch das aus dem römischen Schriftsteller Tacitus entnommene Wort von „den stets nach Beute gierigen Germanen“. — Auf die Kriegsverwüstungen in Nord-Frankreich zu reden kommend, hiess es: „Ils devront reconstruire avec leurs hommes et leur matériel tout ce qu'ils ont détruit. Pas de paix avant.“ (Sie werden mit ihren Leuten und ihrem Material alles wieder aufbauen müssen, was sie zerstört haben. Vorher kein Friede!)

Dazu ist zu sagen, dass ein Teil des Schadens doch auch auf Rechnung der französischen und englischen Granaten kommt. Daneben kommt allerdings noch viel genug auf deutsche Rechnung, dabei leider so vieles, das fast nur in blinder Wut, zwecklos, sinnlos, zerstört, zerschossen, in Brand gesteckt wurde. Freilich haben zur Zeit des „grossen Ludwig“ die französischen Heere und Horden in Deutschland auch nicht viel anders gehaust, und auch das Beutemachen kaum verschmäht.

Der General kam dann noch auf die Wahrhaftigkeit und auf die Erziehung dazu zu reden. Das habe in Frankreich einen wichtigen Platz. „Menteur“ (Lügner) sei die schlimmste Beleidigung, die man einem Franzosen antun könne. Wahrheit, Aufrichtigkeit, Geradheit in Wort und Wandel scheinen aber bei den Deutschen nicht in gleicher Weise eingeschätzt zu werden. — Der General denkt also da ähnlich, wie Pfarrer B. in R. das in einer Predigt in etwas zarterer Form zum Ausdruck brachte. Aber solche Allgemeinurteile und Allgemeinverurteilungen eines Volkes nach einer bestimmten Seite hin sind doch vielleicht etwas gewagt und können zu Ungerechtigkeiten führen. Manchen Elsässern ist freilich eine unbefangene, ganz gerechte Einstellung gegenüber den Deutschen durch diese selber, gerade durch das, was sie während des Krieges im Elsass taten, sehr erschwert worden.

Der General sprach dann in anschaulicher Weise von den Kämpfen seiner Einheit (damals war er wohl noch Oberst) bei Perthes. — Da hätten sie im Herbst 1915 neue Schützengräben durch ganze Anhäufungen von Leichen, die von den Kämpfen im Frühling stammten, hindurchgraben müssen. Grauenvolle Kriegsarbeit!

An einer Haltestation stieg ein junges, sehr elegant sich dar-

stellendes Paar in den Zug und in unser Abteil. Nach einigen prüfenden Blicken beugte sich mein Reisegefährte zu mir herüber mit den halblauten Worten: „Das sy nit von unsere Lyt". Und etwas später glaubte er in der gleichen Sprache, richtigem Elsässerdeutsch, feststellen zu sollen, das sehe ganz nach nobler Spionagegesellschaft aus. Es war sehr lustig, dass ein französischer General zu solcher diskreter Mitteilung sich gerade eines deutschen Dialektes bediente. — Er hätte auch zu Latein seine Zuflucht nehmen können, welcher Sprache er noch jetzt sehr mächzu sein schien. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, dass von zwei französischen Generälen, die längere Zeit meine Reisegenossen waren, der eine mit Vorliebe den ziemlich schwierigen Lateiner Tacitus zitierte, der andere, den ich in der Bretagne kennen lernte, den noch heiklern griechischen Schriftsteller Thucydides als Reisebegleiter vor sich hatte und da ganz sattelfest zu sein schien.

Man hätte daraus allerlei Schlüsse betreffend die allgemeine Bildung der französischen Generalität ziehen können.

In Bellegarde, wo unsere Wege auseinander gingen, langte er aus dem Gepäcknetz ein Paket von sehr länglicher Form. Es war aber nicht etwa ein Säbel, sondern, wie er mir anvertraute, ein Pariser Steckenbrot, das er, als einen besondern Leckerbissen, seiner in den Bergen in den Ferien weilenden Familie bringe.

Langersehntes Glück und tiefstes Leid in schnellster Folge!

N. B. Nach einigen Monaten hörte ich dann wieder von diesem Reisegefährten, dem ich es verdanke, dass mir die Fahrt Lyon-Bellegarde recht kurz vorkam.

Seinem Bilde, welches er mir freundlich dedicierte, fügte er die Mitteilung bei, es sei ihm die hohe Genugtuung zuteil geworden, nach 48 Jahren des Fremdseins im Elsass, seiner alten Heimat, nun an der Spitze einer französischen Truppe in Neu-Breisach einziehen zu dürfen, und nun übe er das Kommando eines Militärgouverneurs dieser Festung aus.

Das hatte er geschrieben auf der Rückseite einer aus deutsch-elsässischer Zeit stammenden Ansichtskarte von Neu-Breisach, wel-

che die Ansicht des Kommandogebäudes zeigte, mit der gedruckten Ueberschrift: „Kaiserliche Kommandantur“. Diese zwei Worte waren von ihm mit rotem Stift durchgestrichen, ebenso die vor dem Eingang stehende deutsche Schildwache. Dafür hatte er die blau-weiss-rote französische Fahne, die Trikolore, ob dem Gebäude flatternd, hineingezeichnet.

Nun blieb nur noch die Erfüllung des andern grossen Wunsches übrig, nämlich, dass er seine Kinder ins grosselterliche Haus in Strassburg, von dem er ihnen so viel erzählt hatte, führen könne. Auch das schien der Verwirklichung ganz nahe zu sein. Da erhielt ich wenige Tage nach dieser ersten Sendung eine zweite: Es war die Todesanzeige dieser zwei Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, welche im Alter von 16 und 17 Jahren im Abstand von zwei Tagen der Grippe erlegen waren, gerade vor ihrer Abreise in die wiedergewonnene Heimat des Vaters!

Es wurde mir nicht ganz leicht, gegenüber der tragischen Schwere solchen Leides die einigermassen entsprechenden Worte des Teilnehmens, des Trostes zu finden.

Später schrieb ich ihm dann noch einmal, um die in seinem Kommandobezirk unter sehr schwierigen Umständen noch zurückgebliebenen Reichsdeutschen seiner verständnisvollen Rücksichtnahme anzubefehlen.

Das sehr enge Ausgangspförtlein von Bellegarde

In Bellegarde sollte es sich entscheiden: Durchkommen in die Schweiz oder nicht? Hier ist die wichtige französische Zoll- und Kontrollstation. Die mündliche Zusicherung der Durchlassung war zwar in Paris, im Ministerium des Aeussern, in bestimmter Weise gegeben worden. Aber die Mitteilung an die Grenzpolizei konnte sich verzögert haben. Die Passiererlaubnis konnte auch, infolge veränderter Umstände, zurückgezogen worden sein. Sollte auch ich vielleicht, wie Ungezählte andere, hier Wochen lang auf Durchpass warten müssen?!

In Kriegszeiten ist jede Ueberraschung möglich, gerade auch die eine, die Nichterfreuliches, Erschwerendes bringt.

Dies letztere ist zwar nicht gerade mein persönliches Erlebnis, aber das vieler andern. Für mich sollten auch jetzt die Dinge

gnädig ablaufen. Es hiess zwar zuerst, für eine Persönlichkeit dieses Namens sei eine spezielle Ausreiseerlaubnis von Paris nicht eingelangt. Es liege zwar ein Telegramm vor, aber das laute auf einen wesentlich andern Namen. Es stellte sich aber heraus, dass es sich nur um eine neue Schreibart des schwierig zu behaltenden und zu schreibenden Namens handelte. Als noch die Frage gestellt und beantwortet war, ob ich vom Kriegsministerium einen dringlichen Auftrag habe im Interesse der Kriegsgefangenen, da ging die seit Wochen Hunderten und vielleicht Tausenden verschlossene Türe gegen die Schweiz zu auf — und der gleich in der Richtung Genf abgehende Schnellzug musste sich mit mir als einzigem Reisenden begnügen.

In Bellegarde warten so manche, vor allem Angehörige von Internierten, darauf, dass für sie endlich die Stunde des Weiterfahrens komme, wenn irgend möglich, bevor ihr ganzes Reisegeld ob der schrecklichen Wartezeit aufgebraucht ist. Nur die Gasthöfe des Grenz-Städtchens mögen sich ob dieser seit Wochen andauernden Grenzsperre freuen.

Bern, 30. September 1918.

Nachdem die erste Unterredung, gleich nach meiner Rückkehr, mit der Leitung der Kriegsgefangenen-Abteilung der deutschen Gesandtschaft leider erst wenig zur Hebung der grossen Störungen in der Gefangenen-Heimschaffung beitragen konnte, ging es heute, wo ich dann die Sache dem eben von Berlin gekommenen neuernannten Chef des ganzen Kriegsgefangenenwesens, Oberst v. F., vorlegen und ans Herz legen konnte, doch vorwärts.

Es wird nun zugegeben, dass deutscherseits einiges gefehlt worden sei bei der Ausführung des Abkommens mit Frankreich. Allerdings sei die Spitze in Berlin nicht verantwortlich dafür, sondern die Fehlbaren fänden sich in den Stellvertretenden Generalkommandos und andern Kommandostellen. Es werde nun auf Abstellung der Mängel gedrungen, damit der Heimtransport der Kriegsgefangenen wieder im ganzen, vorgesehenen Umfang durchgeführt werden könne. Die in Deutschland teilweise noch vorhandene Dezentralisierung der Militärgewalten, wo den Generalkommandos gerade in Kriegsgefangenen-Angelegenheiten weitgehende Freiheiten und Kompetenzen gelassen sind, hat wohl tatsächlich manche Abmachung, die im Interesse der Gefangenen

beider kriegführender Länder lag, nicht recht zur Verwirklichung kommen lassen. Berlin mochte wohl abmachungsgemäss dies und das anordnen, aber die weitern Instanzen, denen die Ausführung oblag, scheinen oft gedacht zu haben: Berlin ist weit weg — und wir machen, was uns gefällt und uns dienlich erscheint.

In Frankreich führt, wie mir scheint, die ziemlich straffe Zentralisierung dazu, dass, was in Paris von der Oberleitung der Kriegsgefangenenabteilung angeordnet wird, in den untern und entfernten Regionen auch zur Durchführung kommt, wenigstens in den wichtigsten Grundlinien. Natürlich bleibt auch hier dem Lagerkommandanten noch ein gewisser Spielraum im Guten wie im Unguten.

Gedanken eines deutschen Diplomaten nach dem grossen Zusammenbruch

Bern, 4. November 1918.

Kriegsgefangenen-Angelegenheiten haben mich wieder auf die deutsche Gesandtschaft geführt, wo aber natürlich ebensosehr vom grossen Ereignis der letzten Tage die Rede war, dem völligen Zusammenbruch der deutschen Front, wo der Kampf aufgegeben wird. Der deutsche Diplomat, mit dem ich schon früher in Kriegsgefangenensachen viel zu tun hatte, ist völlig niedergeschmettert und hat seinen Gefühlen ungefähr in folgenden Worten Ausdruck gegeben:

„Wenn man nur wüsste, ob man jetzt am Ende des Elends und der Demütigungen angelangt ist und ob es dann mit der Zeit wieder aufwärts gehen kann? — Wir riskieren, dass wir jetzt erst recht als Abschaum der Menschheit angesehen werden und dass man mehr denn je alle Lügen über uns glaubt. Mit dem Hasse aller gegen uns wird aber auch bei uns ein Uebermass des Hasses gegen die ganze Welt sich aufspeichern — und in 20—30 Jahren kann das wieder eine schreckliche Kriegsexplosion geben, vielleicht dann mit Russland und Japan auf unserer Seite. Dieses schreckliche Geschick, das jetzt über uns ergeht, bricht doch manche Energie.“

Ich wies ihn darauf hin, dass ein Volk von der Arbeitsfreudigkeit und Arbeitstüchtigkeit Deutschlands (vielleicht hätte ich auch



Mannheim 5. Juli 1918
Général Foch

Der französische General F.
(Seite 331)



Einstige kaiserliche Kommandantur von Neubreisach (Elsass)
(Seite 333)



Oben: Deutsche Kriegergräber bei Albert, Endpunkt der grossen Offensive April 1918 (Seite 353)

Mitte: Was von der Stadt Lens nach dem Kriege übrig geblieben war; vorne amerikanischer Artillerieoffizier (Seite 354)

Unten: Wie ein Dorf bei Reims nach der zweiten Marneschlacht aussah (Seite 356)

noch von der Geschäftstüchtigkeit reden können) unter allen Umständen wieder auf seine Füsse kommen werde, auf ökonomischem Gebiet und ganz gewiss auch auf dem Gebiet staatlicher Macht und Geltung.

N. B. Jetzt, im Jahre 1936, noch vor Ablauf der von jenem deutschen Diplomaten erwähnten 20 Jahre, kann man feststellen, dass seine Prophezeiung von einer nach solcher Frist von Deutschland her drohenden neuen Kriegsexplosion von grossem Weitblick zeugte. An der raschen Anhäufung der Explosivstoffe ist allerdings ein Teil der einstigen Siegerstaaten nicht ganz unschuldig.

Nur betreffend die eventuellen zukünftigen Bundesgenossen ist die Prophezeiung teilweise mit den jetzigen Wirklichkeiten nicht ganz übereinstimmend.

Die grosse in Deutschland vor sich gegangene politische Wandlung, mit ihren Konsequenzen betreffend mögliche Bundesgenossenschaften war allerdings Ende 1918 schwer vorauszusehen und in Rechnung zu ziehen.

Siebente Frankreich-Reise

Bei den siegreichen Franzosen und Amerikanern

Paris, 30. April 1919.

Da bekanntlich das geschlagene Deutschland beim Kriegsende seine in Frankreich gefangenen Landsleute nicht frei bekommen hat, soll ich hier auf dringenden Wunsch von deutscher Seite, während eines kurzen Aufenthaltes, Erkundigungen einziehen, was für die Gefangenen bis zu ihrer Freilassung noch getan werden könnte?

Da will ich mich zunächst mit der Kriegsgefangenenhilfe des nordamerikanischen Christlichen Vereins junger Männer in Verbindung setzen, mit denen es während des Krieges eine so erfreuliche Zusammenarbeit gab.

Auf dem Weg zur Rue Provence sehe ich, dass das Strassenbild von Paris das Kriegsaussehen in der Hauptsache verloren hat und nahezu wieder ist, wie in einstigen Friedenszeiten. Die Stahlhelme, die horizontblauen Uniformen der Franzosen und die gelblichen der Engländer und Amerikaner sind in der Hauptsache verschwunden. Die Zivilisten geben wieder den Ton an. Die Autobusse, die sich vier Jahre an der Front nützlich machten, verkehren wieder. Man sieht, dass die Kinos und Tanzlokale wieder starken Zuspruch haben. Die „Chapelle d'Espagne", die sogenannte spanische katholische kleine Kirche an der Avenue de Friedland, in die ich während des Krieges so viele Andächtige hineingehen sah, scheint aber ziemlich verlassen zu sein.

Bei den Amerikanern erfahre ich, dass sie immer noch Kriegs-

gefangenenfürsorge treiben, aber das doch nur in beschränkter Weise. Während des Krieges standen ihnen alle Gefangenenlager in Frankreich offen, jetzt nur noch diejenigen, die unter amerikanischem Kommando stehen und mit von ihnen gemachten deutschen Gefangenen besetzt sind. „Man lässt uns spüren, dass man unsern kriegerischen Beistand jetzt nicht mehr so nötig hat und deshalb auch nicht mehr so viel Umstände mit uns zu machen braucht," wird von den Amerikanern im Blick auf die ehemaligen französischen Verbündeten, angedeutet. Die eingetretene Abkühlung ist schon recht spürbar.

„Versuch es noch einmal!"

Während ich im Bureau der amerikanischen Kriegsgefangenenhilfe auf den zunächst abwesenden Chef warte, betrachte ich ein grosses Bild an der Wand mir gegenüber. Es stellt einen Säemann dar, welcher in ziemlich ödem wüsteneiartigen Gelände über einen Acker geht, den Samen auswerfend. Darunter steht „Try again". „Versuch es noch ein neues Mal." Versuch es mit weiterer Aussaat, auch wenn zunächst bei der angewandten Mühe nicht viel herausgeschaut hat. — Das ist der Sinn des Bildes und der Unterschrift. Und indem ich darüber und über die auch für mich vielleicht gegebenen Anwendungen nachdenke, kommt mir die Wartezeit ziemlich kurz vor.

Da ich von Wandschmuck und Wandanschriften rede, will ich gleich noch anderes anführen, das ich heute sah und las: „Irgendwo unterwegs: „Bien faire et laisser braire." (Das Rechte tun — und dann ruhig die andern schreien und reden lassen, wie es ihnen gefällt.)

Und im Ministerium des Auswärtigen war im Wartezimmer eine Inschrift an der Wand: „Avec des assassins, avec des incendiaires, avec des voleurs — on ne discute pas, on les juge!" (Mit Mördern, mit Brandstiftern, mit Räubern verhandelt man nicht; man hält Gericht über sie.)

Das war auf die im Kriege Unterlegenen gemünzt. Und das sollte jetzt während den Friedensverhandlungen allen, welche etwa im Ministerium vorsprachen, den Franzosen selber, ihren Verbündeten, auch allfälligen Neutralen, recht nachdrücklich gemacht werden.

Diese Einstellung: Jetzt soll es in Versailles schärfste Gerichtszeit sein, ist nicht unbegreiflich, wenn man an alles über Frankreich gekommene, überreichliche Kriegsunheil denkt. Aber zugleich ist diese Gesinnung nicht unbedenklich und kann im Blick auf Gegenwart (die Entschliessungen in Versailles) und auf die Zukunft mancherlei zu sorgen geben.

Ich muss da auf's neue an das warnende Wort des Prinzen Max von Baden, des letzten Kriegsreichskanzlers, denken: „Man kann nicht immer vom Hasse leben!"

Paris in Unruhe

Paris, 1. Mai 1919.

Heute ist hier wieder Blut geflossen. Freilich nicht Feindesblut, nicht Kriegsblut, sondern Bürgerkriegsblut, zum Glück freilich nur in ganz kleinem Quantum.

Die Kommunisten und Linkssozialisten wollten den 1. Mai durch einen Umzug und eine grosse Protestversammlung auf der Place de la Concorde feiern.

Die Regierung glaubte diese Massenkundgebung aus Gründen der Verkehrssicherheit und der öffentlichen, staatlichen Sicherheit nicht gestatten zu können. Bei den andern hiess es: Dennoch; wir erzwingen es! In kleinen Abteilungen suchten sie von allen Seiten doch zur Place de la Concorde zu gelangen.

Die Behörden setzten dem Sperrmassnahmen durch die Pariser Polizei und Truppenabteilungen, vor allem Kavallerie entgegen.

Indem ich zu ziemlich dringlichem Besuche bei Mgr. Batiffol das andere Seineufer zu gewinnen trachtete, kam ich in der Nähe der Place de la Concorde ziemlich ahnungslos zwischen Polizei und Truppen einerseits und vordringenden Manifestantengruppen andererseits. In grosser Gefahr war ich aber nicht. Die Polizei machte von ihren Waffen zunächst keinen Gebrauch. Und die Kavallerie schien überhaupt keine zu haben. Ich sah weder Lanzen noch Karabiner, noch Säbel (es sei denn, die letztern seien unter den langen Mänteln versteckt gewesen). Und die Manifestanten begnügten sich meist mit lautem Geschrei, wenn sie vorwärtsdrängten, allerdings auch mit gelegentlichem Werfen von Steinen, welche aber selten trafen. Immerhin wurde einem Poli-

zisten neben mir doch das Gesicht durch einen Steinwurf aufgerissen und die stark blutende Wunde sah nicht schön aus.

Vor den nun wieder energisch vorgehenden Polizeimannschaften rannte der Steinschütze mit den meisten seiner Kameraden mit grösster Beschleunigung davon, um in einem Nebengässlein Versteck und Schutz zu finden. Es fiel mir die Jugendlichkeit der meisten dieser Manifestanten auf. Der erwähnte Schütze hätte wahrscheinlich bei uns noch auf der Schulbank sitzen müssen, oder hätte Lehrling im ersten Lehrjahr sein können. Ich musste fast ein wenig an die „Mätteler-Schlachten“ denken aus vergangenen schönen Bubenjahren.

Ob die Männer irgendwo im Hintergrund waren und den weitern Verlauf der Sache abwarteten?!

Bei den wirklichen, grossen, ernstgemeinten Revolutionen muss es doch wohl anders zugegangen sein, auch am Anfang.

Dort war auch wohl mehr wirklicher Zündstoff vorhanden, meist mehr Grund, in Bewegung und Hitze zu geraten.

Hier mochte doch eher eine teilweise künstlich geschaffene Erregung vorliegen.

Was General de Castelnau über die entscheidende Wendung im Kriege sagt

Schliesslich gelangte ich doch — nach mancherlei kleinen Abenteuern — ans Ziel, in die friedliche, fast klösterliche Behausung des grossen katholischen Forschers und Klerikers. Man hatte sich viel zu sagen. Das heisst: ich liess mir von ihm vor allem viel sagen. Er wusste zu reden von der neuesten theologischen Arbeit über den Kirchenvater Augustin. Aber auch mit manchen wenig bekannten, mit dem abgeschlossenen Krieg zusammenhängenden Dingen, erwies er sich als vertraut, und er hatte darüber Interessantes zu berichten. Unter anderem ein Urteil des grossen französischen Heerführers de Castelnau, das derselbe letzthin im Freundeskreise, zu dem auch Mgr. B. gehört, ausgesprochen: „C'est à Verdun, que nous avons constaté les limites des forces des Allemands.“ Von den Kriegsereignissen bei Verdun an habe er mit grosser Bestimmtheit an die schliessliche Niederlage der Deutschen geglaubt — und an den Endsieg Frankreichs.

Es ist da beizufügen, dass der Nichterfolg Deutschlands vor Verdun trotz gewaltigsten Kraftanstrengungen und trotzdem man Ströme von deutschem Blut dort fliessen liess, nicht zuletzt gerade auf das energische, zielbewusste Eingreifen des Generals de Castelnau beim Beginn dieser Monate dauernden Schlacht zurückzuführen ist.

Ein deutscher General wird von der Liste der „Kriegsverbrecher“ gestrichen

Paris, 2. Mai 1919.

Auf Einladung des Präsidenten der Untersuchungskommission für Vergehen gegen das Völkerrecht („Kriegsgreuel“) habe ich heute in der Cour des Comptes eine ganze Anzahl amtlicher Aktenstücke, die diese Dinge betreffen, durchgesehen und gleichzeitig von der langen Liste der deutschen Offiziere und Soldaten Kenntnis genommen, deren Bestrafung wegen solcher Vergehen verlangt wird. Ich weiss, dass auf dieser Liste auch der Name des mir bekannten und von mir geschätzten Generals v. H. steht. Er ist angeklagt, dass von seinem Divisionsstabe bei St. Quentin, anlässlich der Verlegung des Stabes, Möbelstücke verschleppt worden seien.

In dieser Sache glaubte ich intervenieren zu dürfen und zu sollen. Ich unterrichtete den anwesenden Präsidenten dieser Untersuchungskommission (es besteht zwischen uns ein gewisses Vertrauensverhältnis) über die Persönlichkeit des angeschuldigten deutschen Generals, die mir auszuschliessen scheine, dass er selbst den Befehl zu einer Möbel-Entführung gegeben habe. Das möge sehr wohl von untergeordneten Angehörigen des Stabes angeordnet worden sein — um das nächste Stabsquartier mit geeignetem Mobiliar zu versehen. Ein Divisionskommandant könne kaum persönlich für alles verantwortlich gemacht werden, was im Bereich seines Stabes vor sich gehe. Im übrigen sei dieses Vergehen, wenn auch bedauerlich, doch — in Kriegsumständen — einigermassen erklärbar, erklärbarer, als so vieles andere, was leider deutsche Truppen sich zu Schulden kommen liessen.

Diese Erklärung und Fürsprache wurde vom Präsidenten dieses Gerichtshofes akzeptiert und der Name des Generals wurde von der Liste der Angeklagten ohne weiteres gestrichen.

Die Sieger untereinander und teilweise schon wider einander

Am Abend noch eine Unterhaltung mit Herrn B. und einem über das gegenwärtige weltgeschichtliche Geschehen wohl unterrichteten Freund desselben. — Es wurde da der Vorhang von den Hintergründen des Friedenskongresses in Versailles etwas weggezogen, und ich konnte merken, dass jetzt, da der Krieg mit den Zentralmächten beendet ist, nun ob der Abrechnung mit diesen Feinden und ob der Teilung des Siegeskuchens fast etwas wie ein heimlicher Krieg unter den Siegermächten selbst vor sich geht.

Die Italiener sind erzürnt über den Präsidenten Wilson darob, dass er sie mit ihren ziemlich weitgehenden Forderungen etwas zurückgebunden hat.

Darob mühsam verhehlte Genugtuung bei den Franzosen, die etwas übel gelebt hatten an diesen italienischen „Sieger"-Ansprüchen, die ihnen durch die italienischen Kriegsleistungen nicht genügend begründet vorkamen.

Aber andererseits doch auch wieder Misstimmung bei den Franzosen und Belgiern gegen Wilson. Diese Abkühlung gegen den, der noch vor einem Jahre etwa als der Retter der alliierten Sache gepriesen wurde, rühre unter anderem davon her, dass der nordamerikanische Präsident sich ganz ablehnend verhalten habe gegen eine Einladung und höfliche Aufforderung, die zur Wüste gemachten Gebiete in Nordfrankreich und in Belgien zu bereisen. Er habe getan, wie wenn ihn das gar nichts angehe, wie wenn er während der Friedensverhandlungen lieber von den da angerichteten, unerhörten Verwüstungen nicht zu viel wissen wolle. Diese Bestrebungen nach einer möglichst neutralen, unbefangenen Einstellung wird von französischer und belgischer Seite dem Präsidenten nicht hoch angerechnet.

Bei den Belgiern ist es noch speziell übel vermerkt worden, dass Wilson für den Sitz des Völkerbundes der Schweiz vor Belgien den Vorzug gab und diesem vom Krieg schwer heimgesuchten Lande diese Genugtuung versagt habe.

Dem Gefühl des Zurückgesetztseins habe der König der Belgier bei einer letzthin stattgefundenen Konferenz der Häupter der Siegerstaaten dadurch Ausdruck verliehen, dass er zunächst

den Präsidenten fast ignoriert, ihn wie eine ihm kaum bekannte Persönlichkeit behandelt habe, obwohl bei einem frühern Anlass die offizielle Vorstellung in aller Form stattgefunden habe.

So geht während den Friedensverhandlungen wirklich fast etwas wie ein kleiner, stiller, nach aussen wenig wahrnehmbarer Krieg vor sich. Ein Nadelstich-Krieg!

So mag es übrigens je und je gewesen sein, wenn siegreiche Bundesgenossen sich dann zum Rechnungsabschluss zusammensetzten.

Es sieht aber hier zunächst nicht gerade darnach aus, als ob vom Streite, oder doch von den Reibungen unter Zweien der Dritte, das geschlagene Deutschland, viel Nutzen ziehen werde. Sobald das Gericht am Unterlegenen in Frage kommt, findet sich die Siegerfront dann doch in einer gewissen Einigkeit wieder zusammen; nur Wilson mag da vielleicht gelegentlich eine gewisse Ausnahme machen.

Paris, 3. Mai 1919.

Im Militärspital Val de Grâce unter den verwundeten deutschen Gefangenen und unter dem französischen Pflegepersonal noch einige Bekannte aus frühern Zeiten, vor allem vom Juli letzten Jahres, gefunden.

Wer hier seine Kriegsgefangenschaft verbringen kann, der ist relativ gut daran. Dies gilt besonders von meinem speziellen Bekannten von 1918, dem jungen Artilleristen S. K. Er ist wieder hergestellt; durch seine Dienstbereitschaft und Anpassungsfähigkeit hat er sich das Wohlwollen des Pflegepersonals erworben, und da hat man ihn hier behalten, wo er sich als Dolmetscher und als Hilfspfleger ganz nützlich macht und dabei selber auf seine Rechnung kommt, indem er nun davon dispensiert ist, hinter die Stacheldrahtzäune eines Gefangenenlagers zu kommen.

Beachtenswertes bei einem nordamerikanischen Admiral

Paris, 6. Mai 1919.

In den letzten Tagen viele Korrespondenz an Angehörige von Kriegsgefangenen erledigt, manchen Gang unternommen, der ihren Interessen dienen sollte.

Den heutigen Tag beschlossen in der amerikanischen Kirche an der Avenue de l'Alma. Das war nun wohl mein letztes Kommen in dieses Gotteshaus, über dessen Eingangstüre geschrieben steht: „Daily open for rest and prayer," (Alltäglich geöffnet zur Rast, zum Stillewerden und zum Gebet.) Gerade von diesem Angebot habe ich hie und da Gebrauch gemacht, habe mich auch an Werktagen, wenn mir dies und das in der Erfüllung meiner Aufgabe ziemlich zu schaffen machte und mein Weg mich hier vorbei führte, einen Augenblick auf eine Bank dieses an den Wochentagen so stillen Raumes gesetzt.

Heute ist die Kirche stark besetzt zu einem speziellen Ånlass. Von französischer Seite wurde den Amerikanern eine Art von Kirchenkonzert geboten. Diese musikalische Darbietung unterschied sich von ähnlichen Veranstaltungen bei uns dadurch, dass alle musikalischen Leistungen, auch die gesanglichen, von Berufsmusikern bestritten wurden.

Frankreich scheint freiwillige gesangliche Betätigung, wie sie bei uns in vielen grossen und kleinen Gesangvereinen geübt wird, wenig zu kennen. Jedenfalls bekommt die Oeffentlichkeit wenig davon zu hören. Auch in recht grossen Ortschaften wird kaum je kirchliche oder weltliche Musik durch nichtberufsmässige Sänger der Bevölkerung geboten.

Es ist mir aufgefallen, dass ich eigentlich nie mit einer während des Marsches, oder in einer Ruhestellung, singenden französischen Truppe zusammengekommen bin.

Nach der Feier sollte an den Kirchentüren für einen kirchlichen Zweck eine Sammlung durchgeführt werden. Für einen der bereitliegenden Sammelbeutel fehlte aber der Kirchgemeinderat, welcher ihn hinhalten sollte. Da ergriff denselben ohne weiteres der als Eingeladener in Uniform anwesende kommandierende Admiral des nordamerikanischen Kriegsgeschwaders und, neben den Sigristen sich stellend, tat er da, als Freiwilliger, kirchlichen Hilfsdienst.

Das war nur eine kleine Sache. Aber sie war doch bezeichnend.

Der Bewohner angelsächsischer Länder (England, Nordamerika), welcher religiöse oder doch kirchliche Interessen hat, empfindet meist wesentlich weniger, als das bei uns oft der Fall ist, Hemmungen, dies in ganz natürlicher Weise vor der Offentlichkeit

kund zu tun, und, auch ohne irgendwelches kirchliche Amt, in kirchlichem Leben sich zu betätigen. Er tut das ohne Bedenken, auch wenn er im Leben eine höhere, ja vielleicht recht hohe Stellung einnimmt.

Ich habe dabei vor allem im Sinn den, nach George Washington, wohl grössten aller Nordamerikaner, den Präsidenten Abraham Lincoln, dann auch seinen Nachfolger im fast allmächtigen Präsidentenamt, James Garfield. Sie waren beide schon sehr hoch hinaufgestiegen in ihrer staatsmännischen Laufbahn, als man sie noch dann und wann auf der Kanzel eines einfachen Gotteshauses sah und hörte, wo sie, das Wort des Predigers ergänzend und bestätigend, zu den Erwachsenen, oder auch zur Jugend sprachen.

Ich darf da auch an den unserem Lande entstammenden, dann Nordamerikaner gewordenen, General Alfred Girard denken. Im Verlaufe seiner erfolgreichen, ihn zum höchsten Range bringenden, bewegten militärischen Laufbahn, welche ihn zur Teilnahme an 14 Feldzügen führte, war er längere Zeit, als schon höherer Offizier des Sanitätskorps der regulären Armee, einer wichtigen Festung (Fort) an der Indianergrenze zugeteilt. Man war dort, während eines grössern Zeitraumes, ohne Militärgeistlichen, welcher auch den religiösen sonntäglichen Unterricht der Kinder der Offiziere und Unteroffiziere in Händen gehabt hatte. Damit diese für die Jugend wichtige Einrichtung nicht eingehe, übernahm ganz bald der Fort-Oberarzt Girard die Leitung dieser Sunday School (Sonntagschule), als etwas, das ihm ganz natürlich schien.

Es mochte da manchmal vorkommen, dass der zukünftige General, von einem nicht ungefährlichen Patrouillenritt (er hatte den Ruf eines der kühnsten und bestberittenen Reiter der regulären Armee) zurückkommend, oder vom Operationstisch her, wo er einem gefangenen, verwundeten Indianer rasche und geschickte Hilfe gebracht, noch an das Rednerpult im einfachen Kirchenraum trat, vor seine ihn erwartenden Sonntagschüler, um auch da sein Bestes zu geben.

Einige Bewohner von Trubschachen, wo er einst im Pfarrhaus zu kurzem Aufenthalt weilte, mögen sich vielleicht noch seiner erinnern, und es mag sie freuen, zu hören, dass er nachher gern von diesem Dorfe sprach, als von dem saubersten, das er auf vie-

len Reisen und Aufenthalten in zwei grossen Erdteilen angetroffen.

Präsident Wilson. Der Tag von Versailles

Paris, 7. Mai 1919.

Heute war in Versailles der grosse Tag, an dem der Friedensvertrag von den Siegermächten den Abgeordneten Deutschlands zur Kenntnisnahme vorgelegt wurde.

Als ich im Laufe des Vormittags zufällig auf dem Platze vorbei kam, welcher nun den Namen Place des Etats Unis trägt, sah ich vor einem stattlichen Gebäude mehrere Autos bereitstehen, davon eines vorne eine eigenartige Standarte trug, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem nordamerikanischen Sternenbanner hatte. Das sei die Präsidenten-Standarte. Dass der dann bald dieses Auto besteigende Mann von hoher, hagerer Gestalt Wilson sei, das brauchte einem nicht gesagt zu werden; sein Aussehen ist ja bekannt genug.

Eigenartig berührte, dass er in seinem Auto allein zu diesem denkwürdigen Anlass fuhr, weder vom Minister des Auswärtigen, noch von einer Persönlichkeit seines militärischen Stabes begleitet.

Allein sass er da im Wagen, mit einem Blick, der ganz in die Ferne, Weite gerichtet schien, scheinbar gelöst von den ihn umgebenden Wirklichkeiten. Ein Alleingänger und Alleindenker! Vielleicht mehr Philosoph und Historiker, als eigentlicher Staatsmann, wie das sein grosser Vorgänger, Abraham Lincoln, doch in hohem Masse gewesen war.

Nach der Zeit seiner Abfahrt zu schliessen, muss er ganz knapp zum angesetzten Beginn der Feierlichkeit angelangt sein. Das geschah nicht ohne Absicht; es verhinderte längeres Zusammensein vor dem Beginn der Sitzung mit den andern Staatsoberhäuptern, daran ihm allem nach wenig lag.

Ganz richtig zu spät angelangt sei ein anderer Staatspräsident, derjenige von Polen, der grosse Musiker Paderewski. Da lag wohl keine bestimmte Absicht vor, sondern es handelte sich nur um ein künstlerisches Nichtbeachten der Umstände von Zeit und Raum. Das gab zu allerlei lustigen Bemerkungen Anlass. Aber

nicht ohne einen kritischen Nebenton wurde festgestellt, dass im Kongress-Saal in Versailles, als einzige Dame, Frau Wilson (wohl im Einverständnis mit ihrem Gemahl) erschienen sei, nachdem sie sich einen Platz hatte reservieren lassen. Die Franzosen und vielleicht noch mehr die Engländer sehen solche selbstherrliche Durchbrechungen diplomatischen Brauches nicht gerade gerne.

Paris, 8. Mai 1919.

Im Lazarett Villemin, wo immer noch eine Anzahl verwundete oder kranke deutsche Gefangene ihre Pflege haben, bekam ich den Eindruck, dass die Stimmung gegenüber Deutschland eher schärfer und gereizter geworden ist, als sie es während des Krieges war. Die Patienten selber scheinen zwar darunter nicht zu leiden zu haben; an ihrer guten Versorgung in jeder Beziehung hat sich nichts geändert.

Die Zeitungen finden heute gewaltigen Absatz. Sie enthalten das Wichtigste, was man vom Kriegsschluss noch erfahren konnte, die Bedingungen des gestern in Versailles den Deutschen vorgelegten Friedensvertrages.

Eine Abschiedsmahlzeit besonderer Art

Das war denn auch am Abend das Hauptgesprächsthema beim festlichen Abendessen, das mein Freund B. vor meinem Abschied von Frankreich veranstaltet hatte. Ausser dem sonst etwa hier sich zusammenfindenden Freundeskreise war noch ein bedeutender Historiker eingeladen worden, der im Kriege der Nachrichtenabteilung der Heeresleitung zugeteilt gewesen war.

Die anwesenden französischen Persönlichkeiten gehörten fast alle der schärfern Richtung punkto Einstellung gegenüber Deutschland an.

Darum konnte es schon verwundern, als einer von ihnen erklärte: „Les conditions de paix sont peut-être trop dures.“ (Die Friedensbedingungen sind vielleicht zu hart.) Aber er fügte hinzu, das hätte praktisch nicht so viel zu bedeuten, denn die im Vertrage vorgesehenen Massnahmen, um dann von den Deutschen die Einhaltung dieser Bedingungen zu verlangen, seien durchaus ungenügend und würden sich in der Folge als unwirksam erweisen.

So schlimm jetzt auch die Sache auf dem Papier in mancher Beziehung für die Deutschen aussehen möge, würden sie doch in Wirklichkeit noch erträglich davonkommen, indem die Ausführung mancher Forderungen schliesslich unterbleiben würde, weil die Sieger dann das Heft wohl nicht mehr in den Händen hätten.

Französische Juristen zur geforderten Aburteilung des deutschen Kaisers

Zu der vor allem von England gestellten Forderung, der deutsche Kaiser sei von Holland den Alliierten zur Aburteilung auszuliefern, äusserten sich vor allem die anwesenden Juristen: Es sei gerade im Interesse der Siegerstaaten, zu wünschen, dass Holland solchem Verlangen nicht entspreche. Es würde eine Aburteilung dem deutschen Kaiser nur eine nicht wünschbare Popularität verschaffen. Man solle nur an die Verurteilung Napoleons I. und Karls von England denken; das habe ihren Richtern keinen Ruhm eingetragen. Dann sei fraglich, ob vom Standpunkt des Rechts ein solches Verlangen überhaupt gestellt werden könne und ob Holland einem solchen entsprechen müsse, ja dürfe? Es könne geltend gemacht werden, der Kaiser sei ein „politischer Verbrecher"; einen solchen auszuliefern, sei aber Holland nicht verpflichtet. — Angenommen auch, die Auslieferung werde dennoch bewilligt, so entstehe für den Richter eine recht schwierige Situation. Bei Vergehungen solcher Art sei der Grad der Verantwortlichkeit und das Strafmass äusserst schwierig in gerechter, zutreffender Weise festzustellen.

Der Historiker H., welcher längere Zeit dienstlich an der Nachrichten-Sammelstelle in Réchésy, ganz nahe der Schweizergrenze, tätig war, wusste manches sehr Anhörenswerte von seinen Erlebnissen zu berichten (wofür das Schweigegebot jetzt nicht mehr bestand).

Seine Aufgabe scheint ihm gelegentlich erleichtert worden zu sein durch allerlei Aeusserungen und Mitteilungen, die unsere im Pruntruterzipfel an der Grenze stehenden Soldaten, auch hie und da Offiziere, in harmlosem Gespräch machten, wovon dann die französischen Nachrichten-Offiziere genauere Notiz nahmen, als unsere mitteilungsfreudigen Leute denken mochten.

Freilich mag auch unser Nachrichtendienst dort gelegentlich Dinge, die für uns ganz wichtig waren, in Erfahrung gebracht haben.

Diese Eröffnungen und Enthüllungen interessierten mich um so mehr, als ich ja im Rayon Réchésy, Beurnevésin, im Kriegswinter 1914/15 bei Bemühungen um die im elsässischen Kriegsgebiet schwer heimgesuchte Emmentaler Familie B. (Mutter und ein Kind wurden während eines Gefechtes an der Larg durch Versehen erschossen) allerlei erlebt habe. — Von einem der tüchtigsten Agenten des französischen geheimen Nachrichtendienstes, dem Sergeant (später Capitaine) L., erfuhr ich damals manche Förderung und Erleichterung meiner Bemühungen um die überlebenden, aber zunächst gefangengehaltenen Glieder der Familie B.

Es kam dann die Rede auf die seinerzeit als Défaitistes taxierten Franzosen, auf jene Persönlichkeiten, welche einen baldigen, einigermassen annehmbaren Frieden (ohne viel Gewinn) einem noch lange fortdauernden, sehr blutigen Kriege mit doch unsicherem Ausgange glaubten vorziehen zu sollen. Zu meiner Verwunderung wurde da auch der einstige Ministerpräsident, dann auch Kriegsminister Painlevé und der Ministerpräsident Briand in diese Kategorie eingereiht und über ihre einstige Einstellung zu Krieg und Frieden recht scharfe Worte gebraucht.

Da war es deutlich merkbar, dass ich mich im Kreise der Freunde des Präsidenten Poincaré befand, der bekanntlich für die „Défaitistes“ nichts übrig hatte.

Beim Dessert des Mahles gab es dann noch eine Ueberraschung: eine auf die Schweiz und auch auf den Schreiber dieser Zeilen gemünzte Dank- und Abschiedsrede, gehalten durch den Minister Lebon. Das kam mir so unerwartet, dass es mir dann erst später, als ich schon auf der Treppe war, einfiel, dass wohl von meiner Seite eine Erwiderung dieser freundlichen Worte am Platz gewesen wäre.

Eine merkwürdige Zukunftsvoraussage eines französischen Geschichtsforschers

Beim schwarzen Kaffee machte Herr H., der Historiker, einige Aeusserungen, welche mir niederschreibenswert vorkommen: Man könnte geneigt sein, anzunehmen, meinte er, dass nun, nach rich-

tigem Kriegsende, im Leben der Völker die Dinge nach und nach wieder ins alte Geleise zurückkehren würden, die allmähliche Rückkehr der „guten alten Zeit“ zu erwarten sei. — Er glaube aber, dass man mit solcher Erwartung eine ganz falsche Zukunftsrechnung aufstellen würde. „Pendant ces années de guerre nous avons assisté au permier acte seulement d'un grand drame, dont nous ne connaissons pas encore le développement et la fin. — Chaque peuple et chaque individu sort autrement de la guerre, qu'il y est entré. De nouvelles tâches, de nouveaux problèmes d'ordre politique, moral, économique se présenteront et demanderont une solution, qui ne se trouvera probablement pas facilement.“ (Während dieser vergangenen Kriegsjahre haben wir nur dem ersten Akt eines gewaltigen Dramas beigewohnt, dessen weitere Entwicklung und dessen Abschluss wir noch gar nicht kennen. Kein Volk und kein einziges Individuum ist mehr in der gleichen Verfassung, wie vor dem Kriege. — Neue Aufgaben, neue Probleme auf jedem Gebiete, dem politischen, moralischen, ökonomischen, werden sich aufdrängen und nach Lösungen verlangen, welche voraussichtlich gar nicht so leicht zu finden sein werden.)

N. B. Indem ich jetzt, im Jahr 1936, diese an jenem Mai-Abend 1919 von französischen Staatsmännern und Gelehrten geäusserten Gedanken, gerade diejenigen, welche die Zukunft betreffen, aus den Tagebuchaufzeichnungen herausschreibe, kommt mir so recht zum Bewusstsein, wie scharfsehend, geradezu prophetisch weitblickend manche dieser Aeusserungen waren, besonders jener Hinweis: Das Kriegsgeschehen, die grosse Kriegsverwirrung bedeuten nur den „Anfang der Not“ (vergleiche Markus 13, 8), während 1919 der Hauptbestand der Menschen freudig der Hoffnung lebte, mit dem Kriegsabschluss sei auch das Not-Ende da, und man könne nun bald mit vollen Segeln wieder in die „gute, alte Zeit“ hineinfahren.

Ein freundliches, interessantes aber nicht wohl annehmbares Anerbieten

Paris, 10. Mai 1919.

Auf dem Kriegsministerium wurde mit dem Chef der Kriegsgefangenenabteilung, Herrn C., die gegenwärtige Lage der Kriegsgefangenen besprochen und die mir deutscherseits mitgegebenen An-

liegen. Da der Friedensvertrag von Versailles, unter gewissen Voraussetzungen, die Freilassung aller Gefangenen innerhalb der nächsten Monate vorsieht, ist die Verwirklichung mancher dieser Anliegen nicht mehr so notwendig.

Es wird mir das Anerbieten gemacht, durch ein Auto des Kriegsministeriums, unter Führung eines französischen Offiziers, durch die wichtigsten Partien des frühern Kriegsgebietes geleitet zu werden.

Eine gute Gelegenheit, traurig sehenswerte Dinge zu sehen. Dem Anerbieten wird der Wunsch beigefügt, ich möchte dann meine Eindrücke über das Geschaute schriftlich niederlegen und dem Kriegsministerium zur Verfügung stellen. Das könnte aber als Material zu weitern Anschuldigungen gegen Deutschland verwertet werden; darum habe ich die Einladung dankend abgelehnt.

Ich will mir lieber einiges auf eigene Rechnung ansehen, was mir dann erlaubt, darüber zunächst zu schweigen, bis nach Jahren über die Stätten der Verwüstung neues Gras gewachsen sein wird und der Krieg samt seinen Folgen in gewissem Sinn schon der Geschichte angehört.

Die ertötete Natur und die vernichteten Wohnstätten

Auf den Schlachtfeldern um Albert, Arras und Lens,
11. Mai 1919.

Bisher hatte ich in unzähligen Lazaretten vor allem das Vernichtungswerk des Krieges an den Menschen wahrgenommen. Heute sah ich die Verwüstung, bis zur Zerstörung, welche der Krieg an den Wohnstätten und Arbeitsstätten der Menschen und an der Natur da angerichtet hat, wo er während vier Jahren nun immer wieder gewütet hat und in schrecklicher Weise Meister gewesen ist.

Bis in die Gegend von Noyon brachte uns ein Extrazug auf dem gewöhnlichen Bahngeleise. Dann ging es auf einer Notbahnanlage in kleinen, leichten Bahnwagen weiter während etwa 60—70 km durch ein Gelände, das eine völlige Wüstenei und Wildnis ist, von Menschen nicht mehr bewohnt. Auf der ganzen Strecke, ungefähr die Distanz von Bern nach Olten, habe ich kaum einen lebenden Baum gesehen, kein lebendes Wesen, ausser hie und da einen Krähenschwarm.

Von Zeit zu Zeit an der Bahnlinie ein Brett, darauf der Name einer Bahnstation steht, welche einst dagewesen: Sailly-Saillisel, Combles, Bouchavesnes usw.

Jede dieser Stätten hat ihre mit Blut geschriebene Geschichte in der Entwicklung des Krieges.

An einem Ort sieht man als einziges Anzeichen einstigen Bewohntseins durch Christenmenschen ein Kreuzesbild. Alles andere ist vernichtet. Da, wo in der Nähe des Kruzifixes ein grösserer Steinhaufen sich befindet, mag einst, vor dem Kriege, die Dorfkirche ihre Stelle gehabt haben.

Endlich ein Ort erreicht, wo doch wenigstens einige Mauern übergeblieben sind. — Es sind die Ueberreste der Stadt Albert. Da in der Nähe der Mauern etwas von verbogenen, verrosteten Maschinenteilen zu sehen ist, kann der Schluss gezogen werden, dass hier einst Fabrikanlagen sich befanden.

Nicht weit von dem Punkt, wo der Zug hier hält, gerate ich zu einem kleinen, schlichten Kriegerfriedhof.

Wie englischer Alkohol den siegreichen deutschen Vormarsch bedenklich hemmte!

Es ist hier der äusserste Punkt, welchen die Deutschen bei ihrem gewaltigen, zuerst erfolgreichen Vorstoss gegen die englischen Stellungen im Frühling 1918 erreicht haben. Hätten sie noch etwas weiter vordringen können, bis zum nicht so weit entfernten Eisenbahnkreuzungspunkt Amiens, so wären Engländer und Franzosen auseinandergerissen worden, und der Endsieg hätte dann möglicherweise doch den Deutschen zufallen können. Am weitern Vorstossen seien sie nicht allein durch englische und dann auch noch französische Kugeln gehindert worden, sondern da und dort auch durch englische Alkohol-Quantitäten, Whiskyflaschen usw., die beim eiligen Rückzug der Engländer in ihre Hände fielen und denen dann, wie die Deutschen selber zugeben, ziemlich stark zugesprochen wurde. Das förderte nicht etwa, wie man früher gerne annahm, in besonderer Weise die Kriegscourage und die Vormarschfähigkeit.

Und nun kommt Arras. Da erblickt man noch Häuser. Sie sind aber nicht bewohnt. Beim nähern Zusehen merkt man, dass sie fensterlos sind und die Wände mehrfach durchlöchert. Einen Be-

wohner habe ich doch in einem Hause angetroffen: es war eine schwarze Katze, die sich nicht von ihrer Heimstätte hatte trennen können und den Kugeln und dem Hunger entronnen ist.

Das vollständige Verschwinden einer Stadt

Dann kommt nach längerer Fahrt wieder eine Haltestelle, mit einer bescheidenen Baracke als Stationsgebäude. Darauf steht der Name Lens geschrieben. Das war einst eine Stadt von der Grösse von Biel. Aber jetzt könnte kein Mensch erraten, wo die Gassen der Stadt durchgingen, wo die Kirchen standen, wo das Stadthaus und die grossen Schulhäuser und der wichtige Bahnhof ihren Platz hatten. Alles ist dem Erdboden gleich gemacht, oder von der Oberfläche des Erdbodens verschwunden. Nur an einem Orte waren noch einige Mauerreste und darum herum eine Anzahl Baumstümpfe von grossen Bäumen, der Rinde nach von Tannen, Buchen und Linden. Hier stand allem nach eine grössere Villa in schönem Park.

Wie ich hier das Stativ des Photoapparates sorgfältig abstelle, klirrt es; ich bin an einen der zahlreichen im Gelände halb vergrabenen Blindgänger geraten — und gehe nun diesem noch geladenen schweren Geschoss einen Schritt aus dem Wege.

Natürlich werden es nicht nur die deutschen Granaten gewesen sein, die es dazu gebracht haben, dass hier buchstäblich kein Stein auf dem andern geblieben ist, wie es sich einst für Jerusalem erfüllte. Auch englische Geschosse werden im Hin und Her des Kampfes da bei der Zerstörung mitgeholfen haben.

Aber, dass die Kohlenminen, der Reichtum, die Verdienstmöglichkeit für die ganze Gegend, auf lange Zeit ruiniert worden sind, indem sie „ersäuft“ wurden (man sieht, wo die Zugänge waren, einen kleinen See), das ist doch wohl von den Deutschen, bevor sie den Rückzug antreten mussten, noch angestellt worden. Und bei den Franzosen mag nun gewiss die Absicht bestehen, sie diese ersäufte Kohle teuer bezahlen zu lassen.

In der Nähe dieser zugrundegerichteten Kohlengruben und der verschwundenen Stadt Lens ist ein unter englischem Kommando stehendes Lager deutscher Kriegsgefangener, die wohl bei den Aufräumungsarbeiten mithelfen sollen. Unser Zug hält einen Augen-

blick in der Nähe dieser Gefangenen. Da tönen aus einem Wagen nicht freundliche Worte hinüber: „Deutschland unter alles in der Welt“ und dann auf französisch noch schlimmeres, das ich nicht wiederholen will.

Das war nicht fein gegenüber wehrlosen Leuten. Aber, ich muss mich fragen: Wie wäre die Stimmung bei uns in der Schweiz gegenüber feindlichen Kriegsgefangenen, wenn man dieselben in der Nähe einer teilweise durch ihre Kanonen zerstörten Stadt Biel, oder Burgdorf, die zum Schutthaufen geworden wäre, antreffen würde?!

Ein unerschrockener erster Ansiedler in weiter Kriegswildnis

Auf der Rückfahrt sah ich dann plötzlich etwas in diesem trostlosen, erstorbenen Gelände nicht mehr Erwartetes: Nicht so weit von der Bahnlinie einen grünen Fleck, ein paar Aren bebauten Landes, Gras, oder Getreide. Daneben eine kleine Wellblechbaracke, die Wohnstätte eines jedenfalls tapfern Mannes, der sich als erster daran gemacht hat, in diese Einöde wieder Leben und Fruchtbarkeit zu bringen. Es muss eine mühselige Arbeit gewesen sein; denn der Boden ist in diesem ganzen Gelände so durchwühlt durch den Krieg, dass vielfach die gute Erde in die Tiefe geraten ist und oben fast nur Schutt, Steine, Bruchstücke von Betonunterständen, ein ganzes Gewirr von Stacheldraht und auch von Granatsprengstücken aufliegen. Auch an nichtexplodierten Geschossen fehlt es hier nicht. So hat der Einsiedler und Pionier hier nicht nur mit Einsatz der ganzen Kraft, sondern auch mit Einsatz seines Lebens seine Arbeit getan. Wer mag er sein? Ist er auf die eigene Scholle, über die fast vier Jahre der Krieg ging, zurückgekehrt? Aber das eigene Land musste nicht einmal leicht zu finden sein, da ja, seitdem er sich flüchten musste, hier die Erde ihr Angesicht ganz verändert hat, weder Weg noch Steg, keine Landmarken mehr zu sehen sind.

Woher mag er seinen Unterhalt haben, woher vor allem das Wasser? Weit und breit sind ja alle Wasserleitungen zerstört, verschüttet — und das Wasser, das leitungslos etwa noch fliesst, mag über Hunderte und Tausende von verwesenden Leichen flies-

sen. Diesen Mann hätte ich gerne kennen gelernt, aber der Zug führte mich, ohne Möglichkeit des Verweilens an gewünschter Stätte, unaufhaltsam weiter. Ein Bild dessen, was das Leben auch in anderer Beziehung oft bringt.

Die Kathedrale von Reims und die deutschen Granaten

Reims, 12. Mai 1919.

Vorbei an Château-Thierry, Dormans, an Stätten, wo sich das Geschick der zweiten Marne-Schlacht entschieden hat, bin ich hierher gekommen. — Auf Distanz gesehen, scheint Reims im Kriege besser weggekommen zu sein, als manche andere Städte. Hier ist noch etwas wie eine Ortschaft sichtbar. Kommt man näher, so merkt man aber, dass manche Gebäude doch halbe Ruinen sind. Und die Kathedrale, deren Pracht einst viele von weither hieher geführt hat? Die Grundlinien des Baues scheinen sich nicht sehr verändert zu haben. Aber, von nahem gesehen, ist der Anblick doch ein sehr betrübender. Das Kirchendach ist verschwunden, dem Feuer zum Opfer gefallen. Vernichtet sind zum grossen Teil die bemalten Fenster aus der Blütezeit der Glasmalerei. Beschädigt sind unzählige kleine Partien des Baues. Bruchstücke davon liegen noch auf dem Boden um die Kirche herum.

Während des Krieges ist, auch bei uns in der Schweiz, viel darüber geredet und geschrieben worden, ob dieser Schaden absichtlich dem Gebäude zugefügt worden sei, ob es die Absicht der Deutschen gewesen sei, die Kathedrale in Grund und Boden zu schiessen? Ich glaube, wenn sie das gewollt hätten, so stände sie überhaupt nicht mehr da. Sie war ein so ausgezeichnetes Zielobjekt, dass es ein Leichtes gewesen wäre, sie dem Erdboden gleich zu machen. Das scheint aber deutscherseits allem nach nicht gewollt worden zu sein. Sie machten während des Krieges die Mitteilung, nur einige wenige Male sei die Kirche das Ziel einiger Schüsse gewesen, weil im Turme das Vorhandensein von französischen Beobachtungsposten festgestellt worden sei. Alle andern Treffer seien unabsichtlich gewesen und hätten naheliegenden öffentlichen Gebäuden der Stadt gegolten.

Während ich das Bauwerk mit dem, was ihm von Schönheit

genommen und noch geblieben ist, betrachtete, marschierte eine Abteilung deutscher Kriegsgefangener mit Schaufeln heran, um auf dem Münsterplatz Schutt wegzuräumen. Sie waren der Obhut eines französischen Unteroffiziers anvertraut, der in auffallend netter, fast kameradschaftlicher Art mit ihnen verkehrte.

Als ich ihm während eines kurzen Gespräches meine Freude hierüber aussprach, hiess es bei ihm: Er sei den deutschen Soldaten an der Front gegenübergestanden, und dass sie dort kämpften, könne man ihnen nicht übel nehmen, sie hätten damit nur das ihnen Befohlene getan. Dann sei er selber auch in Gefangenschaft geraten und er wisse aus Erfahrung, wie wohl es einem tue, wenn man als Gefangener anständig behandelt werde.

Und nun noch eine Art von Gegenstück, das sich auch hier in Reims, während der ersten Marne-Schlacht, zugetragen: Während die Stadt unter schwerem Artilleriefeuer der Deutschen lag, wurde über einen der Stadtplätze von einem französischen Feld-Gendarmen ein gefangener deutscher Offizier geführt. Plötzlich explodierte neben den beiden eine Granate. Als der Explosionsrauch sich etwas verzogen hat, sieht man den Franzosen in seinem Blute am Boden liegen. Zu ihm herunter bückt sich der deutsche Offizier, hebt ihn auf und trägt ihn sorgfältig ins nächste Haus, wo er einigermassen in Sicherheit ist. Da war beim deutschen Offizier das erste Gefühl das kameradschaftlich-humaner Hilfsbereitschaft gewesen, was gewiss nicht ausschloss, dass er an der Front, im Kampf, unerschrocken und entschieden seinen Mann gestellt hatte. Dem englischen Verbindungsoffizier, Leutnant Spears (später General), der Zeuge dieses Vorgangs war, machte dieses Benehmen, das der Engländer fair, gentlemanlike nennt, einen sehr starken Eindruck.

Man darf das Gedächtnis auch solcher Geschehnisse festhalten, nicht nur das der unzähligen Kriegsuntaten, deren Zeuge man teilweise selber sein musste.

Französisches Lob deutscher Arbeit

Einige Gefangenenabteilungen sind französischen Privatunternehmern, die am Wiederaufbau der Stadt beschäftigt sind, zugeteilt. Einer dieser Unternehmer sagt mir: „Es sind gute, zuver-

lässige Arbeiter, die etwas verrichten; nur muss man recht mit ihnen sein und sie auch richtig ernähren," und das tue er denn auch zu allseitigem Vorteil.

Bei einer Gefangenengruppe, die an der Ausbesserung eines schlimm zerschossenen Hauses arbeitete, hatte ich ein lustiges und zugleich bewegendes Erlebnis: Einige auf Urlaub befindliche amerikanische Soldaten blieben einen Augenblick bei den die Arbeit etwas einstellenden Gefangenen stehen, gaben ihnen Tabak und Zigaretten und sagten ihnen einige freundliche Worte. Einer der Gefangenen sah, dass ich aus ziemlicher Nähe diesem Vorgang mit Interesse folgte und zugleich eine kleine Notiz machte. Da ertönte sein Zuruf an die gefangenen Kameraden: „Achtung, dicke Luft!" und darauf ein allgemeines Verschwinden an die Arbeitsplätze im Haus.

Ich darf den Gefangenen gute Botschaft bringen

Ich gehe dann zu ihnen und sage ihnen, auf deutsch, dass die Luft ganz rein sei und keine Rede von „dicker Luft", ich hätte nur Gutes mit ihnen und für sie vor — und könne ihnen gleich eine gute Botschaft bringen, dass, wie ich auf dem Kriegsministerium in Paris eben erfahren, das Ende ihrer Gefangenschaft schon viel näher sei, als man bis vor kurzem habe erwarten dürfen. Ob ihrem zunächst fast ungläubigen, dann aber doch frohen Staunen musste ich an die Worte des alten Psalms denken: „Als der Herr die Gefangenen Zions erlöste, da waren wir wie die Träumenden."

Nun hatten sie für ihre Mittagspause, welche ganz nahe war, ein erfreuliches Gesprächsthema, so erfreulich, wie sie es seit Monaten, ja seit Jahren, nicht mehr gekannt hatten, und der Tabak der Amerikaner mochte unter solchen Umständen doppelt gut schmecken.

Ich wurde selber froh ob ihrer Freude und empfand es als ein besonders erfreuendes, mir gewährtes Vorrecht, dass die letzten Worte, die ich an Kriegsgefangene richtete, eine so gute Botschaft sein durfte.

Wenig bekannt gewordenes Heldentum

Im Verlauf der nächsten Monate werden die letzten Bestände der Kriegsgefangenen den Weg in die Heimat angetreten haben. Das lässt mich in besonderer Weise des einen unter den Kriegsgefangenen gedenken, der nicht Gewöhnliches auf sich nahm:

Vor etwa zwei Jahren hatte ich mitgeholfen, für ihn, den durch den Kriegsdienst und die Gefangenschaft gesundheitlich sehr geschwächten jungen Mann (einzigen Sohn betagter Eltern), die in diesem Fall besonders begründete Internierungsbewilligung zu erwirken. Er hätte sich nun gleich dem nächsten Interniertentransport anschliessen können und da bestimmte Aussichten der Lebensverlängerung gehabt.

Da kommt aber von ihm der damals nicht oft vernommene Bescheid, er könne von dieser grossen Vergünstigung keinen Gebrauch machen. Er wolle und müsse bei seinen Gefangenschafts-Kameraden bleiben. Er sei fast der Einzige unter ihnen, dem trotz der körperlichen Hinfälligkeit der Mut noch nicht ganz gesunken sei, der den Mitgefangenen noch etwas von der ihnen dringend notwendigen Aufmunterung bringen könne. Unter diesen Umständen sei der wichtigste und einzige Dienst, welcher er dem Vaterland und den Kameraden noch leisten könne, der, dass er auf seinem Gefangenschaftsposten, den Schicksalsgenossen weiterhin innerlich beistehend, ausharre bis zum Ende seiner leiblichen Kräfte.

Auch in den Kriegsgefangenenlagern gab es Heldentum, nicht nur an den Kriegsfronten, Heldentum, dessen freilich kaum je vor der Oeffentlichkeit ehrende Erwähnung getan wurde, weder in den Zeitungen, noch in einem Truppen-Tagesbefehl.

Abschluss der Aufgabe

Bern, den 1. Juni 1919.

Einem deutschen Diplomaten heute mündlich Bericht erstattet über die gegenwärtige Situation betreffend die deutschen Gefangenen in Frankreich. Dann habe ich ihm noch meine Bedenken ausgesprochen über die in den letzten Tagen in der deutschen offiziösen Presse erschienenen sehr heftigen Angriffe gegen den nordamerikanischen Präsidenten Wilson, womit in den falschen

„Hick“ gehauen werde. Wilson sei, nach dem, was ich aus guter Quelle wisse, gerade der gewesen, welcher bei den Verhandlungen in Versailles manche überscharfe Forderungen der Alliierten gegenüber Deutschland, so weit als möglich, gemässigt, zurückgebunden habe, oder doch den Versuch dazu unternommen habe.

Im Blick auf gegenwärtiges und zukünftiges Auskommen zwischen Deutschland und den Vereingten Staaten sei es vielleicht dienlich, diesen Sachverhalt zu kennen und schon jetzt zu berücksichtigen.

N. B. Diese Mitteilung, die ich im Friedensinteresse glaubte machen zu sollen, fand viel Verständnis; die Presseausfälle gegen das amerikanische Staatsoberhaupt flauten recht rasch ab. —

Ich benützte dann noch den Anlass, um dem Vertreter Deutschlands den Empfang der, von einem amtlichen Dankschreiben begleiteten, deutschen Dank- und Erinnerungs-Medaille zu bestätigen und meiner Verwunderung Ausdruck zu geben, dass man in einer für Deutschland so drangsalvollen und notvollen Zeit in freundlicher Weise noch an so etwas, nicht durchaus notwendiges, gedacht habe. Meine Verdienste um die Kriegsgefangenenhilfe seien nicht so überaus grosse, es sei mir in meiner Tätigkeit gar vieles durch mancherlei gnädige Fügungen in sehr unerwarteter, ermutigender Weise erleichtert worden.

Unter den Kriegsgefangenen

Erlebnisse
eines schweizerischen Feldpredigers hinter drei Fronten
in den Jahren 1916–1919

von

Theophil de Quervain

Als Manuskript gedruckt

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	7
Erste Ausreise nach Frankreich	13
Welche Anforderungen der Krieg an unsere Gesandtschaft in Paris stellt	15
Erste Berührung mit den Kriegsgefangenen	18
Eine ungewöhnliche Kanzel; kräftiger Männergesang	22
Tapfere französische Frauen	25
Das besonders Schwere an der Kriegsgefangenschaft	27
In der alten Heimat der Vorfahren	31
Bei gefangenen deutschen Offizieren	34
Kerven	37
Zweite Frankreichreise	50
Bei den Zivilgefangenen; ein gefangener Basler Missionar Helfer und Halt seiner Mitgefangenen	54
Bewegter Tagesabschluss	59
Ein Protestant tritt für den unbillig angefochtenen Papst ein	66
Sind die Klagen der Kriegsgefangenen immer hundertprozentig zutreffend?	70
Ist Präsident Poincaré für den Kriegsausbruch hauptsächlich verantwortlich?	71
Ein unbureaukratischer Admiral	73
Ein katholischer Kleriker redet mit höchster Verehrung von einem protestantischen Theologen	75
Sprachenwirrwarr unter österreichischen Gefangenen	82
Ein abgesetzter General und womit er sich tröstet	83
Wie die Schlacht Menschen zurichtet!	86
Neuer Einblick in Kriegsgefangenen-Nöte	87
Hinter der andern Front, Berlin und Potsdam	90
Auf dem Kriegsministerium	93

Seite

Unter gefangenen Engländern und Franzosen 96
Beim Oberhofprediger 97
An der Stätte, wo einst Bismarck machtvoll amtete 99
Beim höchsten militärischen Berater des Kaisers 100
Der Kaiser und die Kaiserin 102
Unter französischen und russischen Gefangenen 111

Dritte Frankreich-Reise.

Die fast allwissende Grenzpolizei 113
Türen, welche immer weiter aufgehen 115
Im letzten Augenblick dem Hinrichtungstod entrissen . . . 116
Indochinesische Volksmedizin und Kriegsbrandwunden . . . 118
Ein teures und doch einträgliches Kabeltelegramm 120
Unter gefangenen deutschen Offizieren 122
Neun Tage lebendig begraben 124
Wie eine französische Gräfin dem Feind Böses wünscht und ihm zugleich Gutes tut 125
Unermüdliches Suchen einer tapfern Frau 126
Unerwartete Aussprache über die Möglichkeit religiöser Ueberzeugung 128
Einspruch gegen den Kasernenhofton 130
Scharfgeschliffene geistige Waffen 132
Hintergründe der Dreyfus-Affäre 133
Indien und Afrika in europäischem Kriegslande 136
Unter englischen Kriegsschiffoffizieren 137
Ein rätselhafter Doppelgänger 138
Gefährden ob und unter dem Wasser 139
Am gleichen Vormittag in nördlicher und südlicher Landschaft . 143
Von Gefangenen von heute und solchen in längst vergangener Zeit . 145
Adventstage unter Palmen 147
In der Abgeschiedenheit eines Klosters und auf der Jagd nach einem Festlanddampfer 153
Ein Rätsel auf der Meeresoberfläche 157
Stiller Alarm bei den Engländern 160
Weihnacht und Weihnachtskrippe bei den Gefangenen . . . 161
Das Alter kommt wieder zu Ehren 161
Wieder an einer Weihnachtskrippe 162
Eines Knaben eigenartige Frage 163
Dunkelste Schattenseiten des Krieges 166

Zweite Deutschland-Reise 170
Krieg und Mission 171
Viel Kälte, wenig Brot 173
Zur Erschiessung von Miss Cavell 174
Scharfe Tonart auf dem Kriegsministerium 175
Eine Festpredigt in schwerster Zeit 176
Ein fürstlicher General sagt ein recht beherzigenswertes Wort . . 179
Red' und Antwort vor deutschen Stabsoffizieren 181

Seite

Tapfere deutsche Mütter und Frauen 181
Nöte und Sorgen deutscher Mütter 182
Ein fatales Professorenwort 183
Neue dunkle Wolken am Kriegshorizont 186
Ein Grosser im Reich der Wissenschaft 187
„Man kann nicht immer vom Hasse leben“ 188
Zeitgemässes Lied und zeitgemässe Predigt 189
Deutsche Reisegefährten, die mit der Bibel und Jeremias Gotthelf wohl vertraut sind 191
Französische Gefangene in einem Kohlenbergwerk 192
Ein menschenfreundlicher deutscher General hilft mir aus grossen Reiseschwierigkeiten 193
Die „wüste und die schöne Türe“ im grossherzoglichen Schloss. Eine fast erblindete, aber innerlich noch hellsichtige Fürstin . . 196
Des Verfassers „Hoffähigkeit“ wird angezweifelt 199

Vierte Frankreich-Reise.

Das Vertrauen französischer Soldaten zu deutschen Generälen . 201
Redeschlacht im französischen Parlament 202
Le Foyer de l'Ame 204
Unter den Angehörigen der Kriegsvermissten 205
Ein besonders rätselhaftes, trauriges Geschehnis 206
„Le caporal du bon Dieu“ 209
Auf dem Kriegministerium erfahre ich Unerquickliches, aber auch sehr Erfreuliches 211
Scharfe Tonart am Quai d'Orsay 212
Interessante Tischgespräche 214
Bedeutsame Aussprüche eines gescheiten Franzosen 216
In einem Pariser Taxi auf eine lange, oft etwas kalte Reise . . 216
Reichste Kunsthinterlassenschaft des Mittelalters 218
Unvorhergesehenes während kalter, nächtlicher Fahrt . . . 219
Ein französischer Dolmetscher von besonderer Qualität . . . 221
Ein letztes Lebenszeichen von Pfr. Ch. Wagner 221
Gefangene Offiziere in sehr gedrückter Verfassung 223
Franzosen rühmen die Tüchtigkeit deutscher Bauarbeiter und Landwirte. Vergangene Königspracht und -Macht 224
Ein französischer Hauptmann wittert Spione 226
Erste deutliche Anzeichen einer bevorstehenden grossangelegten französischen Offensive 226
Erinnerung an eigene kurze Kriegsgefangenschaft bei den Franzosen am Kriegsbeginn 227
Auch ein langsames Auto bringt gegenwärtig Reiseförderung . 233
Endlose, motorisierte, französische Sanitätskolonnen fahren an die Front 235
Mündlich kommt man oft weiter, als brieflich 237
Karfreitag unter den Kriegsgefangenen 239
Im Palais des Kardinal-Erzbischof's von Paris 240

Seite

Im Elysée-Palast 243
Ostern unter den Kriegsgefangenen 248
Durch Feld und Wald zu manchen Arbeitskommando's . . . 252
Deutliche Abnahme seelischer Kraft bei den gefangenen Offizieren . 252
Das seit längerem drohende Gewitter der französischen Offensive ist losgebrochen 253
Was man in der französischen Armee von General de Castelnau denkt 255
Wie der vermisste Oberleutnant von H. den Tod fand . . . 256
Französische Offiziersbriefe von der Front 257

Hinter der englischen Front 261
Auf der Suche nach einem Prinzengrab 262
In einem schottischen Kriegslazarett 262
Zwiesprache mit einem schottischen Feldprediger 263
Die Anliegen eines sterbenden jungen preussischen Offiziers . . 265

Fünfte Frankreich-Reise.
Ein Telegramm besonderer Art aus den Vereinigten Staaten . . 268
Die Einstellung des französischen Protestantismus zum kriegführenden Deutschland 269
Guter Abschluss eines etwas angreifenden Himmelfahrtstages . . 271

Dritte Deutschland-Reise 275
Ein sinkender Königsthron 275
Siegesbotschaften, aber kein Siegesjubel 276
Lob weiblicher, städtischer Beamtinnen 278
Unter gefangenen französischen Offizieren 279
Flieger-Gefangenenlager an weltgeschichtlicher Stätte . . . 281
Französische Gefangene bei deutschen Landwirten sind meist gut daran 283
Wie man auch im Kuhstall etwas vom Kriege merkt 284

Sechste Frankreich-Reise 285
Kriegsmässige Veränderung des Strassenbildes von Paris . . . 286
Erste Vorläufer des Grippe-Todeszuges 287
Sind vielleicht jetzt auch manche Franzosen auf der Ausschau nach dem Frieden? 287
Durch den Krieg zerstörtes Eheglück 288
Kriegsmüdigkeit auch im französischen Heere 290
Im französisch-protestantischen Gottesdienst 290
Ein nach langem Ueberdenken geschriebener und nach weiterem Nachdenken vernichteter Brief 292
Gerade von den Besten sterben so manche frühzeitig im Kriege . 293
Mgr. B. Bote bedeutsamster Kunde 295
Mancher Pariser, auch Mgr. B., hat den Wanderstab schon bereit gestellt 296
Ein Brief etwas bedrohlichen Inhalts 297
Warum hat Nordamerika in den Krieg eingegriffen? 300
Verschwindende Schriftstücke 300

Seite

Ein eigenartiges, vielbedeutendes Truppen-Defilee 301
Die „ewigen Lichter“ sind nicht so leicht auszulöschen! . . . 302
Paris hört den Kanonendonner der zweiten Marne-Schlacht und erblickt am nächtlichen Himmel den Widerschein des Kampfes . 304
Paris unter dem Feuer des deutschen Fern-Geschützes . . . 304
Nächtliches Geläute der sonst stets schweigenden Kirchenglocken von Paris 308
Die grosse Wandlung im Kriegsgeschick. Anfang von Siegesjubel 308
Die verschiedenen Nationen erhalten Zeugnisnoten 309
Deutsche Gefangene erzählen von freundlicher Gesinnung ihrer französischen Umgebung 310
Im einstigen Hauptquartier des siegreichen Preussenkönigs . . 311
Spannungen zwischen den Franzosen und den nordamerikanischen Bundesgenossen 312
Unter den deutschen Verwundeten der zweiten Marne-Schlacht. Dienst als Samariter, Dolmetscher und Seelsorger 313
Weitere Besuche bei den deutschen Verwundeten im Lazarett Panthéon 316
Wie die grosse Ueberrumpelung am 18. Juli vor sich ging . . 318
Ein um die deutschen Verwundeten sehr besorgter französischer Chirurge 320
Amtliche Warnung vor Kundgebung von Kriegsmüdigkeit . . . 321
Neue starke Spannungen in Kriegsgefangenensachen zwischen Frankreich und Deutschland 321
Wie ein französischer Offizier den richtigen Ton findet gegenüber einem unzufriedenen Soldaten 323
Der französische Offizier spricht sich über die Nordamerikaner aus . 324
Marschall Foch als Redner 325
Ein deutscher Offizier rühmt die Korrektheit eines französischen Kriegsgerichtes 325
Ein Land ohne Milch. Eine einfache Französin sagt Gutes über die Deutschen 326
Ein gemütskranker deutscher gefangener Offizier 327
Der preussische Oberhofprediger und der französische Pfarrer Babut 328
Wie sich die französische Geheimpolizei vorübergehend für mich interessiert 329
Lange Zwiesprache mit dem französischen General F. 331
Langersehntes Glück und tiefstes Leid in schnellster Folge . . 333
Das sehr enge Ausgangstörlein von Bellegarde 334
Gedanken eines deutschen Diplomaten nach dem grossen Zusammenbruch 336

Siebente Frankreich-Reise.

Bei den siegreichen Franzosen und Amerikanern 338
„Versuch es noch einmal!“ 339
Paris in Unruhe 340
Was General de Castelnau über die entscheidende Wendung im Kriege sagt 341

Seite

Ein deutscher General wird von der Liste der „Kriegsverbrecher“ gestrichen 342
Die Sieger unter einander, teilweise wider einander 343
Beachtenswertes bei einem nordamerikanischen Admiral . . . 344
Präsident Wilson. Der Tag von Versailles 347
Eine Abschiedsmahlzeit besonderer Art 348
Französische Juristen zur geforderten Aburteilung des deutschen Kaisers 349
Eine merkwürdige Zukunftsvoraussage eines französischen Geschichtsforschers 351
Ein freundliches, interessantes, aber nicht wohl annehmbares Anerbieten 351
Die ertötete Natur und die vernichteten Wohnstätten 352
Wie englischer Alkohol den siegreichen deutschen Vormarsch bedenklich hemmte! 353
Das vollständige Verschwinden einer Stadt 354
Ein unerschrockener erster Ansiedler in weiter Kriegswildnis . . 355
Die Kathedrale von Reims und die deutschen Granaten . . . 356
Französisches Lob deutscher Arbeit 357
Ich darf den Gefangenen gute Botschaft bringen 358
Wenig bekannt gewordenes Heldentum 359
Abschluss der Aufgabe 359